This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 289 710

The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes

von

Hartwig Peetz.

Erſtes Bändchen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Leipzig
A. G. Liebeskind
1892.

III 801
B34 P4

G.F.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Invaliden und Veteranen im Chiemgau	3
2.	Einblicke in die Renteistube	22
3.	D' Leni von der Hinteralm	41
4.	Aus alten Beamtenkreisen	55
5.	Typen von geistlichen Herren im Gebirge	62
6.	Die drei Stadtmüller	85
7.	Ein landwirthschaftliches Gaufest	91
8.	Aus dem Munde practischer Aerzte	97
9.	Das heilige Haupt	109
10.	Eine Urwahl im Gebirg	113

162005

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

I.

Invaliden und Veteranen im Chiemgau.

Es war um die sechziger Jahre, als in Siegsdorf die Bergknappschaften des damaligen k. Berg- und Hüttenamtes an der Maximilianshütte zu Bergen und zu Eisenarzt das Fest ihrer Schutzpatronin St. Barbara feierten. Eine von Alters her eingelebte Parade war es, welche die Knappschaften an dem Kressenberg in Gegenwart des k. Bergmeisters und seiner Nebenbeamten in ihrer kleidsamen Uniform aufführten.

Unter der Führung ihres Aufsichtsoffiziers trafen zufällig auch die bayerischen Zöglinge des Cadettencorps ein. Sie waren auf einer Instruktionsreise begriffen — die jüngsten Waffenträger des bayrischen Heeres auf dem ältesten historischen Boden der Ansiedelung römischer Legionsveteranen.

Wurden doch im benachbarten Orte Geiselprechting ein Jahrzehent zuvor tabulae honestae missionis auf

einem Acker mittelst des Pfluges aufgefunden. Das waren eherne Tafelduplikate von jenen Originalen, welche auf dem Forum in Rom einst niedergelegt wurden zum Zeugnisse für jene ausgedienten Cohortenveteranen, denen in ihrer Heimat Noricum für treu geleistete Dienste das römische Bürgerrecht verliehen wurde. Welch eine mächtige Spanne Zeit drängte sich von jener römischen Kaiserzeit an bis zur gegenwärtigen Blüthe baierischer Wehrkraft auf diesem Gebiete des Vorgebirges zusammen! Darum sollen Veteranen aller Zeiten unvergessen sein und bleiben.

Während meiner ausgiebigen Dienstzeit in der Eigenschaft als Vorstand des Rentamts zu Traunstein habe ich mit vielen oft seltenen Originalen aus der Reihe vormaliger Krieger und Vaterlandsvertheidiger Bekanntschaft gemacht, so daß selbst der berühmte Wiener Invalidenmaler Friedländer mich um manches Exemplar würde beneidet haben.

Die Veteranen aus dem Tiroler Feldzuge vom Jahre 1809 bildeten darunter die Ehrfurcht gebietenden Senioren, voran der liebenswürdige Großvater Wispauer, ehemals Gastwirth zum goldenen Hirschen, der als baierischer Oberjäger den Sturm auf den Paß Lueg mitmachte. Müde und gebrechlich kehrte ein pensionirter Hartschier, Namens Enzinger von Frauenchiemsee zu Hause, bei mir ein und wußte mir zu erzälen von den grausamen Treffen im Jahre 1809 an der tiroler Grenze. War er doch selbst bei der Kompagnie, welche oberhalb Schnaitzelreut Speckbachers Sohn gefangen. Der Haß zwischen den Feinden wuchs zu fanatischer Wut sich aus, daher

der damalige Kampf an berserkerhafte Riesenbalgerei erinnert. Späterhin lernte ich das schauerliche Terrain zwischen Sonndachhorn und dem Ristfeuchthorn einerseits und die Schluchten und Wände, welche sich bis Mellek hinab ziehen, anderseits kennen. Und wenn ich schon mit leichter Joppe und Bergstock gehörig angestrengt die schwierigen Steige verfolgte und mir dagegen vorstellte, was in jenem Feldzuge der baierische Soldat nur durch seine eigene Adjustirung in jenen Bergen auszustehen hatte, da lernte ich erst in jedem Mann einen Recken kennen, wie er zu keiner Zeit heldenhafter sich erwies. Der schwere Helm, das wuchtige Gewehr nebst monströsem Lederzeug, der drückende Tornister fielen dem Mann noch nicht so lästig, als der unpassende Stiefel und der lumpige Stoff der Montur.

Den Gefallenen vom Jahre 1812, welche jenem Völkerelend unter unsäglichem Jammer erlagen, wollte König Ludwig I. von Baiern durch ein Denkmal in der Stadt München die letzte Ehre erweisen, indem er am Obelisk die ehernen Worte einfügen ließ „Auch sie fielen für das Vaterland!“ Jene Wenigen aber, die nicht zu jener Hekatombe der Dreißigtausend gehörten und sich auf fast wunderbare Weise aus der blutgetränkten Schneewüste mit äußerster Anstrengung zurück zu schleppen noch gerade genug Kraft besaßen, diesen ward damals kein Empfang bereitet, ja man scheute sich fast die Bejammernswerten in den Heimatgemeinden wieder aufzunehmen, waren sie doch meist dem traurigsten Loose des zwingenden Bettels verfallen. Daß man von Seite

des Staates oder der Volksvertretung gegen diese traurigen Opfer französischer Brutalität zu Verpflichtungen sich bekennen müsse, dieses Zugeständniß war eine gar langsam wachsende Pflanze. Sie bedurfte der Aloe gleich fast eines halben Jahrhunderts, bis sie ihre ersten mageren Blüten getrieben. Die Staatsunterstützungen gewährten den meist hinfälligen Greisen für das Vierteljahr 2 fl. 30 kr. Daher nannte man diese sogenannte Invalidenpension nicht mit Unrecht „den Schnapskreuzer". Wenige alte Männer, Überbleibsel der großen Armee waren es, welche dieser kargen Gabe sich erst am Spätabend ihres Lebens erfreuen konnten. Nun sind sie alle bis auf den letzten Mann eingerückt zur großen Heerschau.

Meine letzten zwei lebenden Quartalsempfänger ritterten lange in eigenartiger Weise um den bittern Sieg des äußersten Hintermanns.

„Lebt denn der Heigenhauser noch?" So fragte nach jedem Jahresviertel der gemütliche Achaz von Hörpolding bei Amt an. Und wenn ich nun auf seine vorsichtige Frage mit einem kräftigen Ja antwortete, dann konnte ich die tröstliche Freude auf des Greises würdigem Antlitze ablesen. Kam sodann aber der müde gelaufene Bergamtsbote Heigenhauser von Bergen und flüsterte mir zu, ob sein Kamerad Achaz noch selbst komme um seine Pension zu holen, da befriedigte ihn mein freundliches Kopfnicken sofort, und mit einem „Da seit si' allwei' no nixn!" verlies er ruhigen Herzens die Amtsstube.

„Grüß Gott selband! Noch nichts eingetroffen?“ So trat nach Umfluß eines jeden Vierteljahres ein Veteran aus Rupolding mich an; ernsten prüfenden Blicks schaute er um sich, als erwarte er endlich eine befriedigende Antwort. Mit strenger Amtsmiene unterstützte ich die Frage mit einem lauten Rufe: Oberschreiber! Noch kein Einlauf aus Petersburg da?

Keiner! brummte es hinter dem Pulte vor.

Hm! Der Zar läßt lang warten.

Wahrlich lang, Alter!

Hats so gewiß versprochen!

Wirklich?

Na! Ob ichs vergessen könnt! Selbst unser seliger König, Vater Max, hat davon gewußt, daß wir drei Brüder alle Schlachten in Rußland ehrlich und tapfer ausgefochten haben. Der schönste baierische Grenadier war aber unser Jüngster. Der fiel im Feuerkampf bei Borodino. Und dafür werde ich als der Letzte wohl die Entschädigung noch erleben?

Sobald das Packet kommt, mein Bester, werd ich Dich gleich rufen lassen!

Nix für ungut! Dann frag ich halt später wieder an.

Der Bedauernswerthe! Die Idee, daß eine Bauernfamilie doch nicht den schönsten Jüngling umsonst für einen fremden Kaiser geopfert haben werde, erfüllte den Armen endlich mehr und mehr, er starb irrsinnig.

Ein dritter Veteran, der die Schrecken vom Kriegsjahre 1812 mit fester Körperkraft überstand, freute sich auf die karge Unterstützung mit all der kindlichen Leben-

digkeit eines lustigen Loders. Er betrachtete die etlichen Gulden als angenehme Unterbrechung seines langweiligen Daseins und vertrank dieselben stets in einigen Tagen. Oft lauschte ich seiner Erinnerungen aus der längst vergangenen Zeit des Corsen und lachte ich über seine mit dem Zittern des Alters vorgetragene aber mit blitzleuchtenden Aeuglein lebhaft begleiteten Soldatenlieder, besonders wenn er begann: Haut ihn nieder den Coujon mit der Krücke ins Genicke, daß er kriegt die Schockschwernot! oder wenn er mit Fingerschnalzen und und trutziger Miene sein Leiblied gesungen: Wir Bayern wir stehen wie die Mauern, wir Bayern wir ferchten uns nicht!

An Rußland mahnte sein Ende. Der alte Schmidt Anderl von Eisenarzt betrank sich in Schnaps, legte sich mit seinem Rausch in den Strassengraben, ließ sich vollends darin in kalter finsterer Winternacht einschneien und erfror.

Unter den Invaliden und Veteranen aus dem deutschen Befreiungskriege sah ich viel wackere Männer, meist als Schäfer, Nachtwächter oder Gemeindediener in ihrer Heimat noch gute Dienste leistend, doch allmälig starb einer nach dem andern. Die meisten wurden längst von ihren vormaligen Kriegskameraden, denen zu Hause ein besseres Loos beschieden war, unterstützt. An jedem Zahltage erschien ein gewisser Pöschl von Haslach, die Hand am Mützenschirm, mit möglichst strammer Haltung im Amt und sagte mit soldatischem Ernst: „Es meldet sich die Ordonanz Sr. Excellenz des Herrn Feld-

marschalls Grafen von Pappenheim!“ Mit feierlichem Anstand empfing ich den tapferen Greis und mit Rührung empfing er die wenigen Gulden. Auf dem Absatze sich wendend, preßte ihm das Andenken oftmals die Worte heraus: Ein solcher General kommt nicht mehr!

Welch väterliches Verhältniß zwischen dem berühmten Heldendegen und seinen braven Truppen im Felde obwaltete, ließ sich am Deutlichsten im Wirtshause des alten Herrn Ostermaier in Kammer, eines Dorfes nördlich von Traunstein, erkennen. Der behäbige Typus eines glücklichen Landwirts. Ostermaier hat ja auch für des Vaterlandes Befreiung gefochten. Man konnte daher dem Wirt keine größere Freude bereiten, als wenn man ihn an seine Kriegsjahre erinnerte. Dann nahm er den Fremden freundlicher Weise in den Arm, führte ihn in sein Austragstübchen und zeigte da mit dem gerechten Stolz eines vormaligen Reiters seine „Ehrentafel“. Dieselbe bestand in einem fein ausgeführten Oelbild, den General Pappenheim in den Trancheen vor Schlettstätt in Feldrüstung, den Finger auf der Generalstabskarte, festen Blickes das feindliche Feuer beobachtend. Ihm zur Seite ein flotter Chevauxleger mit feuerigem Augenpaar und schwarzem Schnurrbärtchen, wie er die Pferde während des Kampfes beruhigt.

Das bin ich! Ja so war's. Zum Andenken hat er mir's an meiner Hochzeit zugeschickt — kann ihn nimmermehr vergessen! Für unseren General gingen wir Baiern alle durchs Feuer! Und der gute Wirt wischte sich die Thräne von der dicken Wange.

Das Jahr 1866 mit seinen unseligen Gelüsten nach einer dritten Großmacht innerhalb deutschen Gebietes brachte genug des peinlichen Bangens über die bayerischen Gaue. Kurzsichtiges Vorurteil von der Presse verblendeter Hetzkapläne verbreitet, beherrschte die Massen des bayerischen Landvolks. Eifrig erwies sich ein Vicar im Gebirge, als der Ruf zu den Waffen die wehrhaften Bursche einberief. Er segnete sie förmlich aus „um recht viel Preußen zu derschießen!“ Wie schade um jeden der vielen Tapferen, welche in jenem bedauernswerthen Bruderkriege ihr junges Leben dem großen Mißverständnisse zum Opfer bringen mußten.

Da kehrten denn auch in den Chiemgau der Verwundeten nicht wenige allmälig zurück in die Dorfschaften und Höfe und sagten in ihrem Schmerz, unter den Besiegten gewesen zu sein, ganz anders aus als wie es manche heimischen Kleriker verkündet hatten. Die Invaliden verwandelten sich nachgerade in Missionäre der Aufklärung und gegenseitigen Achtung vor der norddeutschen Kraft und Disciplin. Hoheit! flüsterte der naiv und zutraulich gewordene Bergführer des deutschen Kronprinzen Fritz auf dem Wege nach der Watzmannspitze — Hoheit hätten uns im Jahre 1866 auch anführen sollen, da hätten ma die Preußen „weita nöt 'bluit“ (gebläut)!

Der bayerische Krieger hatte seine Kampflust erprobt aber auch bald erkannt, daß damit allein keine Eroberung mehr erzwungen werden konnte. Mit einem

gedrückten Gefühle des Unbehagens meldeten sich die Verwundeten zur Pension und erzählten nicht gern von ihren Erlebnissen an den Grenzen des Königreichs Bayern und von der militärischen Generalprobe an derselbigen Mainlinie.

Etliche dieser Burschen, welche muthvoll ihres Leibes Siechheit in den Kauf genommen, erregten in mir bald besonderes Interesse, denn an diesen typischen Naturen hat sich der bayerische Soldat aus dem Gebirge lebendig vor meinen Augen charakterisirt. Simon W. von Eisenarzt beschrieb mir in kurzen Worten seinen *ersten* Waffengang bei Kissingen, wie er die ersten Pickelhauben, diese viel bespöttelten Feldzeichen des Preußen, über dem Wasser blinken sah und lustig seine Schützenbüchse drauf los krachen ließ, dabei aber mit seinen Kameraden bald die Ueberlegenheit des Feindes bemerkte, bis ihn ein Schuß in die rechte Schläfengegend bewußtlos niederstreckte. Aus dem Militärspitale heimgekehrt nahm er seine Knechtarbeit wieder auf, und als ich ihn ein Jahr später auf einer Alm antraf blies er mir auf seinem „Botzhobel", wie volksthümlich die Mundharmonika genannt wird, schon wieder lustige Ländler auf. Ganz deutlich konnte man dabei das Geräusch der Knochensplitter vernehmen, als hätte der lustige Simmerl eine Handvoll Kirschkerne im Munde.

„Wie's Wildprat han ma' wiedrum zamma gwachsn!" meinte der muntere Veteran.

Ueber die Almen brütete in jenem Sommer ein

auffallendes Schweigen. Kein Gesang, noch weniger ein melodischer Tonfall des Juhschreis war vernehmbar. Wie ärgerte sich meine Frau, als ihr lautheller Gruß von der Waben auf der Wuhrsteinalpe nicht erwiedert wurde, und sie sah uns doch. Zu dieser Stille verbündeten sich damals jene Senninnen, welche einen „Buab'n" ins Feld ziehen lassen mußten, und ob „Artillerist oder Jager" — ein Herz schlug hier oben auf dem Berge mächtiger in der Sorge um seinen Schatz im Kriege draußen. Wer da den bekümmerten „Dirndln" eine tröstliche Nachricht in ihre Einsamkeit zu bringen Gelegenheit nahm, der konnte bald die nasse Dankbarkeit aus den Augen dieser naiven Schmerzenskinder lesen. Manche hielten ebenfalls nachgerade auch aus in Treue fest, als jene allzeit geschäftigen Kuppler mit scheinheiliger Teilnahme ihr Liebesband mit dem „Kriegskrüppel" zu lösen versuchten um besserer Versorgung willen — so redeten die Versucher den Mägden die Verlockung zur Untreue ein.

Einen jener feschen Liebhaber oder Loder begegnete ich im Jahre 1867 auf der Rechelbergalpe oberhalb Unterwessen. Mit meinem Kulturtechniker vor der Almhütte sitzend bemerkten wir ohnfern hinter einem Felsstück plötzlich einen Kopf vorlugen um da auszuspähen, wer denn bei seinem Moidl wohl zu Gast sei. Der stattliche „Bua" kam bald näher heran und als er mich erkannte grüßte er mit eigenthümlichem Geschau, dem naiven Ausdruck ländlicher Verlegenheit, nicht ohne schelmische Anwandlung dieselbe zu unterdrücken.

Sebastian W. hieß der hochstämmige Junge der zu seiner Liebsten in „Hoa'gascht“*) kommen wollte.

Er diente als Cuirassier im 1. Regiment zu München, machte den damaligen Kriegslauf von 1866 mit und erhielt in dem Treffen bei Hünfeld von einem preußischen Husaren einen derben Hieb über das rechte Handgelenk, so daß ihm der Säbel aus der Hand und dieselbe fast selbst mit flog.

Nun bezog der tapfere „Wastl“ bei dem Rentamt Traunstein eine Pension, über deren Magerkeit er wohl klagte. Und so er mich gebeten ihm zu einer dienstlichen Stellung zu verhelfen und ich ihn befragte, wohin er etwa vorwiegende Neigung verspüre, gestand er mir zu meiner größten Ueberraschung, bei der Eisenbahnstation Ueberseе möchte er — Wagenschieber werden!

„Mit Deinem verhauenen Handgelenk?“ —

„Aftn is scho wieda grecht!“ meinte der starke Bursche.

Und ich stand nicht an ihm wirklich zu diesem Dienst behilflich zu sein.

Nochmals mußte der gute Wastl seine Almerin in Schmerz und Sorge zurück lassen, als er im Jahre 1870 als Landwehrmann wieder ins Feld und diesmal in wirkliches Feindesland ziehen mußte. Da kam ihm aber seines Dienstes praktische Kenntnis zu statten.

Zählte er doch zu jenen Mutigen und fast übermütig Beherzten, welche wiederholt auf der Lokomotive

*) Heimgarten.

in den Bahnhof von Orleans mit vollem Dampf unter die überraschten Franzosen hineinfuhren, ohne Schaden zu nehmen.

Welch ein Neid der Sechsundsechziger als die Pensionen der Siebenziger weit ausgiebiger sich erwiesen. Die kaiserliche blanke Gabe brachte im Gegenhalt zur heimisch hergebrachten Entschädigung nicht geringen Eindruck auf die kleinen Leute hervor. Mein Held wurde seiner Verdienste halber bald zum Bahnwärter an der Rosenheim—Münchener Linie befördert. Nun führte er auch endlich seine Liebste vom Berg heim an den Altar. Es war als sollte zum Glück kein Wunsch mehr übrig bleiben, da kehrte in das kleine Stationshaus das Heimweh nach den Bergen ein und hätt ichs nicht selbst erlebt, wie ein baumlanger Cavallerist darob in Thränen ausbrechen konnte, mir hätte es ein dritter nicht glaubhaft gemacht.

Der Gstatter Paula von Rupolding zählte auch zu den sechziger Invaliden. Bei Hersfeld durch den Waden geschossen erholte er sich zusehends bald und trat in die Rüge der Holzknechte wieder ein. Eines Tages kam der Posthansel mit der Quittung des Paula.

„Woaßt, — fügte er bei — er mag*) nöt wohl kemma, hot eam gä a Baam an au Palf'n (Felsen) onigrennt und i moan ge gar a wen i 's Brüstl eini druckt."

---

*) Vermag.

Monatelang schwankte Paul's Zustand zwischen Leben und Tod.

Da folgte ich einmal einer Einladung zu einer ländlichen Unterhaltung nach Rupolding und siehe! der Paula bläst die Schwegelpfeife bei einem afrikanischen Hitzgrad auf dem Tanzboden und saust drein wie ein Spundloch. — Nach etlichen Monaten aber hatte der Posthansel eines Tages nur die Anzeige gemacht, „n' Paula hots aft'n halt dennerscht derbiss'n!" — —

Wer den kraftstrotzenden Uebermut der Rekruten aus den Bergen alljährlich zu beobachten Gelegenheit fand, wie sie nur mit Lederhose und Wadenstrümpfen angethan bei grimmiger Kälte sich schäkernd im tiefen Schnee gewälzt oder mit einander gehakelt haben, daß man sich wunderte wie die markigen Sehnen den Anprall und Stoß aushalten konnten, und wer sich etwa noch erinnern kann, wie nach der unerwarteten Einberufung der Mannschaften zum Kriege im Jahre 1870 die jungen Bursche aus Thal und Wald heraus und die Nacht hindurch zu ihrem Jägerbataillon nach Burghausen und da dieses schon abmarschirt war in Eile fliegend demselben wieder zum Sammelplatz nach Traunstein zurück nacheilten voll Kampflust und martialischen Jubels, dem konnte trotz der Besorgnis der öffentlichen Meinung, die Franzosen möchten uns überlegen sein, damals kaum ein anderer Gedanke aufkommen, als daß diese endgiltig geschlagen werden müßten durch die weit stärkere Ausdauer unserer reckenhaften Jugend, sofern nur die Führung der Heere in verlässigen Händen sein würde. Nun

„unser Fritz“ der niemals mehr in deutschen Gauen vergessene Kronprinz von Preußen, war wohl bald der feurigen und schneidigen Bayern bester Herzog geworden. Sie bleiben auch mit seinem ewigen Ruhm durch blutigen Kitt verbunden. Als Friedrich späterhin als Kronprinz des deutschen Reiches gelegentlich der Truppeninspection in Bayern in die Gebirgsgegend um Traunstein kam oder nach Berchtesgaden wiederkehrte, da blieb kein Wehrmann mehr daheim. Mit Weib und Kind zogen sie schaarenweise zu den Feldübungen der Brigaden hinaus um die sieghafte Hünengestalt ihres Heldenführers nochmals von Angesicht zu Angesicht zu sehen und seiner Augen theuren Gruß und seiner tapferen Faust kameradschaftlichen Handschlag entgegen zu nehmen. Wie weinten da die wetterbraunen Vertheidiger der uns heiligen Erde vor Freude und Rührung bei den freundlichen Fragen des unvergleichlichen Fürstensohnes.

„Kriegskamerad? Wo haben wir uns zum letzten Mal gesehen?“ so hörte ich selbst manchem Gespräche auf der Anhöhe von Erlstätt zu.

„Kaiserliche Hoheit! bei Sedan!“

Heute sinds 13 Jahre! Da wars noch heißer als heute! und der Kronprinz reichte dem Veteran die Rechte vom Pferd herab.

„Sind das Euere Kinder?“

„Ja Hoheit! Sie wollen Eana halt aa schaugn! Hob i doch viel von Eana scho vozält!“

„Recht so Kinder! Vergeßt nur nicht, was euer braver Vater für das Vaterland geleistet!“

„Vergessen's a gwiß net!“ antworteten die Jungen.

Nur ein Veteran getraute sich dem hehren Feldherren nicht näher zu treten, obgleich er ihm zugewinkt hatte.

Derselbe hat sich nämlich seine bronzene Kriegsmedaille aus soldatischem Stolz, weil im Todeskampfe bei Orleans erworben, vergolden, sie auch auf seiner Joppe heute im Sonnenlichte prangen lassen — aber kurz zuvor raunte ihm ein Nachbar zu: „Peter! bal' der Kronprinz dei' falsch Bildl da'kennt loßt er di ei'spirrn! und dadurch erschreckt, blieb ihm die wertvolle Genugtuung verweigert, den geliebten Feldmarschall grüßen zu dürfen.

Wunder waren es, Wunder in der Verwandlung der Volksseele, die der leutselige Prinz bewirkte, so auf der Bergfahrt wie auf dem Manöverfelde — so viel Herzen hat wohl kaum je ein Sterblicher erobert!

Ihm zu Ehren und Andenken trägt auch der Bürgermeister von Sch. Namens Weiser seinen roten Vollbart.

Und das kam so:

Die Gemeinde besteht aus mehreren an die Waldhänge des Geigelsteingebirgs eingebetteten Ortschaften Raiten, Schleching, Ettenhausen ꝛc. Daß da die Jugend schon frühzeitig Interesse an Jagd und Schießübungen gewinnt ist in der einsamen Abgeschlossenheit dieses westlichen Forstgeheges im Thale der tiroler Ache begründet. Durch den Umgang mit dem Forstpersonal wächst die Neigung zum Schützenberuf. Nun der junge Weiser dem lauten kaiserlichen Heerrufe folgen mußte, da war

er schon von Haus aus ein gediegener verlässiger Scharfschütze.

Aber wie stellte sich zu den großen Weltfragen sein Vater?

Als es im deutschen Lande keinen verborgenen Erdwinkel mehr gab, in welchem man nicht von der riesenmarkigen Siegesnachricht nach den Schlachten bei Weissenburg und Wörth erschüttert zu neuer thätigen Theilnahme aufgerüttelt worden wäre, da erwiderte der alte Weiser, der damalige Gemeindevorsteher immer wieder: „Glaab's nöt! Zeitungsblattln müssn aft'n ge' laugna, daß d' Unsrigen von de Franzosen prügelt wu'rn.

Aus fanatischem Hasse gegen die lutherischen Preußen, denen ja der Herr Vikar öffentlich den Untergang gewünscht, sehnte sich der Alte nach einer Nachricht von Napoleons Einfall in die Rheinlande und wies alle anderen Victoriarufe trotz Flaggen und Böllerdonner als Humbug ab. Ja er gab als Vorsteher seiner Gemeinde nicht einmal die Erlaubnis für die Unterstützung der im Felde verunglückten Krieger eine Sammlung veranstalten zu dürfen, obgleich sie von der Staatsregierung befohlen war.

Da kam eines Tages ein Brief an den störrigen Ungläubigen und zerriß die Schleier des Vorurteils und der unbezähmbaren Verbissenheit. Endlich sollte der väterliche Stolz doch über alle Voreingenommenheiten siegen, die er in bäuerlichem Trotze bisher selbst gegen sein eigenes Blut gehegt.

Der tapfere Sohn aber schrieb als sollten seine Zeilen das letzte Vermächtniß an die Heimat und seine Eltern aus der Ferne überbringen.

Die Jägerkompagnie des jungen Weiser hatte sich zwar in einen der altfranzösischen Königsgärten eines der königlichen Schlösser vor Paris eingegraben, war aber dem mörderischen Feuer eines Forts ausgesetzt. Manche der bisher verschonten Kameraden starben hier für ihres deutschen Vaterlandes Wiedergeburt.

Da gelobte Weiser der Mutter Gottes sein junges Leben, und bat sie in brünstigem Morgengebet für seine letzte Kraftanstrengung um ihren Schutz und Segen.

Zwei seiner Kameraden, mutige Bergbuben, mußten ihm beistehen. Liegend hatten sie die Aufgabe immerfort ihre Gewehre zu laden. Weiser birschte sich hinter eine Bildsäule im Garten, von wo aus man einen Freiblick nach dem Fort gewann und zielte mit sicherer Hand und geübtem Auge bis — jeder Schuß ein Treffer — eine Artillerieabteilung des Feindes soviel Leute verlor, daß die letztere mit grobem Geschütz endlich die Statue zusammenschoß. Von Marmortrümmern überschüttet zog sich die brave Vedette vorsichtig zurück. Weiser hatte vom Raupenhelm bis zur Säbelspitze in den Mantelfalten und im Tornister von neun feindlichen Geschoßen die Risse, aber nicht eine der Kugeln beschädigte ihn. Das dankte er, wie er in seinem Briefe betonte, zunächst der allgütigen Himmelmutter. Unser unvergeßliche Heerführer aber, der von seinen Bayern geliebte Kronprinz Fritz ehrte den braven Schützen mit dem eisernen Kreuz.

Diese seiner Familie widerfahrene Auszeichnung vermochte der alte Isegrim doch nicht zu unterdrücken. Er hätte auch gar nicht mehr die Gewalt dazu gehabt. Die Schützenmeister des Achenthales veranstalteten nämlich zur Ehre ihres Helden einen Festtag auf dem Keller des Niedernfelser Schlosses. Selbst tiroler Vereine, deren Veteranen der Radezky'schen Armee oder von Solferino her bislang stets den Vortritt bei Zusammenkünften beanspruchen konnten, kamen zu dem Feste herüber und gewährten fortan den Baiern diese ruhmreiche Ehrung.

Die Böller krachten, die Fahnen blähten sich in farbiger Fülle unter dem Dache des dunklen Tanns und die Musik erregte freudig die Herzen fröhlicher Schützen — da hielt der eine Oberförster eine feurig zündende Festrede auf den greisen Heldenkaiser und seine unsterblichen Paladine mit ihrem unüberwindlichen Heerbann und der andere der k. Forstbeamten wußte die Vorzüge des gefeierten Heldensohnes hervorzuheben, dessen Auszeichnung ein Andenken an des deutschen Reiches feste Grundsteinlegung für Alt und Jung im Thale bedeute, und — der Bürgermeister?

Lang suchte er allerlei Ausflüchte, um eine öffentliche Rede zu vermeiden.

„Geh! Weiser! Hab nur Couraschi! 's is ja der Vicari nöt dabei!" raunte ihm der rote Aignerbauer von Piesenhausen zu. Endlich legt der Alte den Hut ab, greift nach dem bekränzten Humpen der Schützengilde und mit zitternder Stimme und bebender Hand bringt

der Vater des Helden ein Hoch aus auf den deutschen Kaiser — mitsamt unserem König von Bayern!

Wenn auch die Engel bei solch festlichen Stunden nimmer sichtbar zuhören, Vögel und Sennerin konnten aber bis auf die Tennbodenalpe hinauf wohl den brausenden Schall des hohen Liedes vernehmen: Deutschland! Deutschland über Alles!

„Aftn is g'recht!" blinzte der Aigner dem Bürgermeister zu, der sichtlich erregt kaum zu lautrer Freude kommen wollte, weil ihn doch noch insgeheim das Mistrauen gequält hat, ob sein Sohn nochmal heim käme und ob denn unser alter katholische Herrgott wirklich die lutherischen Preußen bevorteile.

Nun ist's längst Friede geworden in Wald und Thal und Gau und in dem Pfarrdorf lauscht man ja bereits den friedlichen Siegesthaten eines jungen aber energischen Kaisers. Jedoch man wird kaum einen Friedhof einer Gemeinde betreten ohne ein Denkmal zu finden für das Jungblut, welches sie auf den Schlachtfeldern für des Vaterlandes Befreiung, Einigung und Größe in reichem Maße geopfert. Zum ewigen Gedächtniß mittelst kirchlicher Feier eingeweiht steht das Monument in der speziellen Hut des Veteranenvereins, der die Allerseelentage für die feindlichen Brüder in Treuen begeht. Es gehört dieses schöne Zeichen der Volksseele zwar der Neuzeit an, aber die Veredelung des Volkes durch das nationale Bewußtsein und Hochgefühl bürgt dafür, daß

es für diese Helden der kleinen Heimat kein Vergessen mehr gibt.

Seitdem sind Jahrzehnte verflossen und die verbissensten Fanatiker haben sich wirklich der Überzeugung nicht mehr entschlagen können, daß das deutsche Reich sich wunderbar gestaltet hat von der glorreichen Armee gefestigt und von Fürsten und Volk in alter deutscher Treue geschirmt.

Und aus den mit Ehrenzeichen aller Grade geschmückten Recken des größten Völkerkampfes wuchsen zusehends die neuen und meist weitblickend verständigen Bürgermeister und Beigeordneten der Landgemeinden hervor, friedliche Väter nun in ihrer Heimat aber voll Würde und Ansehen in Treue fest dem großen Vaterlande zu Diensten.

Daß sich die gleichfalls überall ins Kraut schießenden Veteranenvereine mitunter beigehen ließen, im Feuereifer für die an sich lobenswerten Ziele über den Strang zu hauen, muß freilich zugestanden werden, Ausschreitungen aber heilt die Zeit und den Zungenschlag mancher fatalen Festredner der „Tapferen Kampfgenossen im Veteravetterein."

So hatte ein alter Haudegen außer Dienst gelegentlich einer der unzähligen Fahnenweihen Anlaß zu der Frage genommen:

„Wie alt bist du wohl, Tambour?"

„Sechzehn Jahre!"

Und zum Zugführer gewendet erkundigte sich der greise Hauptmann weiter:

„Wie kommt denn der grüne Junge bei Euch schon zu der Trommel? War doch nicht Soldat?“

„Dös sel neta! Bei der Militari is er freili no nöt g'we'n, aba sunst is er a ganz patschirlicher Kaerl!“

II.

Einblick in die Renteistube.

Vielleicht erinnern Sie sich noch eines ansprechenden Ölgemäldes, das den verstorbenen Maler von Enhuber verewigt. Es zeigt uns den Vorhof eines bayerischen Landgerichts „älterer Ordnung", nämlich vor der Zeit der Trennung der Justizgewalt von der Verwaltung.

Schon aus dem Blick, wie der Gerichtsdiener über die Brille schielend die im Hofe harrenden geladenen Parteien aufruft in die Gerichtsstube zu kommen erklärt sich in jenem Bilde ohne Commentar, mit welchen Sparten „Gnaden Herr Landrichter" sich Vormittags beschäftigen werden.

Daß es aber jemals einem Maler eingefallen wäre, ein bayerisches Rentamt zu seinem Vorwurf zu wählen, ist mir wenigstens nicht bekannt.

Höchstens gehört hieher Gaylers Bildnis, das die klagende Grimasse eines Bauern fixirt, welcher über die Höhe der auf dem Mahnzettel des Rentamts verzeichneten

Steuer unwillig geworden. Vielleicht ist das Bild Mitgliedern des Kunstvereines in München erinnerlich.

Und doch wäre es, sobald einmal nur die Scheu vor einer solchen Beatushöhle des Ärars einigermaßen überwunden und in Rücksicht auf die Nachfrage nach neuen Thematen, vielleicht nicht minder interessant, sich einmal unter den täglichen Vorgängen in einer Renteistube danach umzusehen.

In kurzen Zeiträumen fällt Manches auch hier der Kleingeschichte des Landes anheim, ohne nur eines Federstriches historischer Merker teilhaftig zu werden. Ich erinnere nur an die Zeit der bayerischen Geldeinlösung zum Zwecke der Einführung unserer jüngsten Reichsmünze.

Dieser Vorgang war auf dem Markte des täglichen Verkehrs einem Erdstoß zu vergleichen; für das Landvolk um so unheimlicher, als in der Lokalpresse gewisser Parteien die verzeihliche Abneigung gegen die neuen Moneten unverzeihlich gesteigert wurde. Die Wirkung dieser Presse war erschütternd. Natürlich war vorauszusehen, daß der Abschied von den gewohnten schweren Repräsentanten der noch altväterlich klingenden Wohlhabenheit ungemein verbittern mußte. Anderseits würde in früheren Geschäftsperioden dieser Akt zu wahrhaft herkulischen Kraftäußerungen der Finanzbehörden gezählt worden sein, hätte nicht der gigantische Aufbau des deutschen Reiches diese molekulare Bewegung am Kleinkorn eines Amtsbezirks geradezu verschwindend erscheinen lassen.

Das schwirrte damals in der Volkspresse täglich von aufrichtigen und mehr noch von geheuchelten Klagerufen der Massen über den Verlust ihrer schönen blanken Silberschätze!

Von dem gewaltigen Umschwung der Münzwährung und ihrer Einfügung in den großen internationalen Verkehr ganz abgesehen, war es gleichwohl kein Leichtes, den Umtausch der Baarschaft eines jeden Individuums bis zur Sparkasse der Kinder mit ihrer Fülle von Kleinkreuzern in raschem Tempo zu bewirken. Die Umwandlung auch des kleinsten Vermögens eines jeden Individuums bis zum schmutzigen Lederbeutelchen des Bettlers herab mit seinem Gemisch von an's Wertlose streifenden Kupfermünzen sofort zu bewirken, erforderte bedeutende Anstrengungen.

Der Erzähler dieser Reminiscenzen hat in einem bayerischen Gebirgsstädtchen einer solchen Arbeit sich unterziehen müssen, dabei aber manchen Einblick in die socialen Verhältnisse seines Amtsbezirks gewonnen.

Nicht daß ihn besonders wertvolle Seltenheiten von Schaztthalern überrascht hätten. Hie und da sind ihm wohl ein markgräflich brandenburgisches, sächsisches Mansfelder oder gar schwedisches Gedächtnißgepräge unter die Hand gekommen. Daß er aber bei der Fülle der erzbischöflich Salzburgischen Konventionsthaler nicht einem einzigen Stück der gesuchten Rübenthaler des Erzbischofs Keutschach mehr ansichtig geworden, hat ihn überrascht und erst später sollte er erfahren, daß kaum

ein Dutzend davon noch, aber in festen Händen vorhanden sind.

Aber es ließ sich geschäftlich erkennen, wie und wo in früherer Zeit der Produktenhandel seine Einnahmsüberschüsse abgelagert und auf welche Weise er die Truhen oder Versteckplätze mit noch unverzinslichen Familienerbschätzen gefüllt hat.

Der älteste Handelsweg führte ja von Regensburg über Landshut nach dem erzbischöflichen Fruchtstapel Mühldorf, dann zu den Tauernübergängen des Innthals und des Enzthals nach dem Süden zu über Villach nach Venedig. — Straßenzüge, an denen mildthätige Hände der Handelskarawanen und darunter später weltfremde Besucher von Bädern, z. B. Reichenhall und Adelholzen, oder Bewunderer von Naturschönheiten dem nach Hilfe ausblickenden Auge der Armen am Weg jahrelang geringwertige Kupferdenare zugeworfen haben. Türkische, griechische, selbst japanesische und noch fremdere Münzen blieben so in den der Hauptverkehrsader zunächst liegenden Ortschaften haften. Der stumpfe Klang dieser Kleinmünze hatte längst nur noch Giltigkeit und Bedeutung in den geduldigen Opferstöcken der Kirchen, bis auch diese Kupferminen des Kultus endlich geräumt werden mußten. Als nun plötzlich auf Reichsbefehl auch all das Kleinzeug eingelöst werden mußte, da mag denn manche Peseda und schwarze Kopeke nebst den österreichischen Doppelpfennigen unter der Flagge oder Geldsackschnauze deutschen Kupfers die letzte Seereise über Hamburg nach Indien angetreten haben, wohin bekannt-

lich dieses „little Grobzeug“ nach dem Sackgewichte von Seite der Reichsregierung verkauft und abgeführt worden ist.

Anderseits war es erstaunlich hiebei zu vernehmen, wie und wo die oft von den Vorfahren einer Familie aufgehäuften oder meist nur mühsam erretteten Arbeitsüberschüsse als Nothpfennige bislang versteckt gehalten worden waren.

Diese Ersparnisse werden in der Gegend um den Chiemsee vielfach noch mit dem Namen „Hund“ bezeichnet. „Viel Hunde hinten haben“ bedeutete ebensoviel, als ein Kapitalist sein. Dagegen hat sich die Bedeutung des Sprichwortes „auf den Hund kommen“ im Verlauf der Zeit insofern geändert, als dasselbe früherhin nichts mehr und nichts weniger sagen wollte, als das Stammkapital oder die Ersparnisse angreifen zu müssen, während es heutzutage geradezu den förmlichen Verfall des bäuerlichen Anwesens oder bürgerlichen Geschäftes ausdrücken soll.

Die Kupferschmiede konnten vor Jahrzehnten wohl besseren Aufschluß über Kapitalansammlungen der Bauern geben als gegenwärtig ein Steuerausschuß.

Die Fertigung von sogenannten Tausendguldenflaschen, nämlich von kupfernen Urnen, welche gerade für ein Tausend in schweren Silberthalern Raum boten und nach der Füllung in der Werkstatt vom schweigsamen Meister zwischen Lichten und ohne Zeugen verlöthet wurden, diese Flaschen zählten zu den einträglichsten Erzeugnissen seines Gewerbes. Solche Schatzurnen wurden dann gewöhnlich in die Stollen des Kochofens in der

Bauernstube eingemauert oder auch von besonders ängstlichen Haushaltern unter den Dielen des Viehstalles vergraben. Diese Praxis mag sich vorzugsweise aus den fehdelustigen Wittelsbacher alten Kriegszeiten vererbt haben, oder aus Zeiten, wo im Norden die Parole sich im Volke verbreitete: Friedericus rex, wer noch was hat, der versteck's!

Besonders zu Geiz geneigte und daher furchtsamere Schlaumeier hatten vielleicht auch nachgerade genügende Veranlassung ihrem eigenen Nachwuchse zu mißtrauen, welchem diese Methode der Altvordern ihren Hund aufzubewahren schon genugsam bekannt geworden. Zu dieser Sorte gehörte ein Schmied, der unter den Dachziegeln seiner Werkstatt die Balken heimlich mit Doppelgulden belegte, weil man sie da auf dem Dächlein seiner Hufbeschlagstatt an der offenen Gasse und im Freien gewiß nicht suche. Als er das Geld wechselte hatte es von dem Rauch der Esse einen platinartigen Glanz angenommen, der fast den Verdacht der Fälschung erregen mußte. Ein Anderer, mehr dumm als schlau, mauerte Hypothekenbanknoten ohne jede Umhüllung in eine Wand und war äußerst überrascht, als er sie beim Aufbrechen der geheimen Stelle von Mörtel bis zur Unkenntlichkeit zerfressen und daher wertlos wiederfand. Da lag denn der Hund wirklich begraben!

Mancher Bursche brachte dagegen einen alten Strumpf voll verschimmelter und nach faulem Bettstroh riechender Gulden, welche er von seiner — — Basen geschenkt erhalten zu haben angab; dabei aber verriet eine Röte

im Gesicht nur zu deutlich sein Vergehen. Er hatte es sicher einer Anverwandten wenn nicht seiner eigenen Mutter aus dem faulen Stroh ihres Bettes entwendet, wo es wahrscheinlich auch nicht mehr zum Umwechsel gekommen wäre.

Endlich war der äußerste Termin zur Einlösung der bayerischen Münzsorten herangekommen. Da am letzten Morgen nach dem verordneten Schluß stürmte schweißtriefend noch ein Alpenwirt in die Rentstube und schüttete ohne Weiteres einen Haufen Doppelgulden auf den Zahltisch, so daß dicker Staub davon wegwirbelte.

Auf die Frage, warum denn das Geld so schmutzig, setzte er sich ganz ermattet auf einen Stuhl und bat, man solle nur um Gotteswillen die Baarschaft zuerst noch auswechseln, den Grund, warum dieselbe so schmutzig sei, wolle er ja gleich mitteilen.

„Schauen's, gnä' Herr" — an diese altmodische Titulatur muß sich ein Amtsvorstand in Altbayern immer noch gewöhnen — „i hab meinen Nachbarn bereits sechs Jahrln um a Darlehen 'bitt, recht schö' 'bitt, aber gebn hätt er mir nixn, net um d'Welt! Aftn fallt eam do' ei, daß er no' an rar'n Hund in sein'm Gart'n, ja in sein'm Gart'n vosteckt hot und daß aa Zeit war, den an d'Luft zu bringa. So kimmt er denn gestern um d'Beschperstund in mein'n Hausflöz übri und frogt mi, ob i jatzt dennersicht ge' no a Geld brauchen mögt."

„Wol, wol," sog i, „beim Möslkultivirn mogst allwei no' oans einistecka. Nur her damit!

„No," moant da Nachba, „bal's du dös ganzi Gerschtl*) heunt no außischarr'n willst, soll'st glei hobn aa!

„No und Wie viel bedeut't sie denn das Geldl?" frag i eam, derweil i scho's Grabscheit von der Gred nimm. —

Also! Moanst, Wie viel? Sel' woaß i bereits selm nöt! Habs vor Zeiten von Eisenbahnern eing'numma für Fuhrlohn, lauter pure neue Zwoagulden'stückeln vom Sud weg. Im Gartl draußt, sogt er, hob i's andiem vosteckt. Aber wie viel? Geh'! Grab's aussi, es schlaunt und trags ins Rentamt eini! Dort schreibts der gnä' Herr uns scho' auf, wie viel's ebba ausmacht. Kriegst ja do' Neugeld dafür und dös kannst d' so wie so net roatn.**) Wos der Herr halt schreibt — vostehst d' —; soviel bist mer aftn ***) schuldi! Wos er halt aufschreibt. —

Aftn is g'recht! Sog i und roaß in sein Gartl und brech d' Beet'n umma, daß da Boden grad raucha thuet und do gschau! Wie d' Engerling im Langks †) san d' Geldstückln aus da schwarzn Erdn aussi gwurlt. Spat is wor'n, der Herr Man ††) is hinterm Berg auffigstiegn, der war der oanzigi Zuschauer bei meiner Schatzgräberei und imma meh hobi mit meina Schaufl' außi gworfa und in mein Troadsack eini g'häufelt. Dem

---

*) Diminutiv von Gerste, soviel als Hab und Gut, pars pro toto.

**) raiten = rechnen.

***) nachgerade.

†) Lenz.

††) Mond.

Nachbar is meinad z'letz*) wor'n beim sellen D'schaugn von sein'm Guthabn. Er is in sei Haus drent eini ganga und hot sie in's Bett g'legt."

„Also weiß er wirklich nicht, wie viel Du ausgegraben hast?" fragte der Amtmann, den der Vorgang sichtlich interessirte.

„I woaß jo selben no nöt," entgegnete treuherzig der Andere. Hob jo a net Zeit ghabt zu'n Zähln. Konn leicht no eppes im Gartl liegen. Hats ja der Nachbar bereits schö tief eini kroamt. Wie'r i halt gmoant hob, ötz kinnts Kapital mir g'langa, hob i d'Schaufel weggag'worfn. Schlofn hob i so nit kinna, z'wegn der Sorg, obs Ös**) dö Waar aftn aa no' annehma werd's. Bin drum in alla Fruah aufgsprunga, mit'n Sackei auf die Eisabahn zuwi groaßt — und ötz bin i do und that halt schö bittn, daß mer's auf a Zettei schreibts, wos i meinem Nachbarn schuldi bi, Bitt gar schö'!

In Anbetracht solcher naiven wie charakteristischen Darlehensübergabe konnte doch wohl der Amtmann die verspätete Annahme der staubigen Summe nicht verweigern. Er ließ die Baarschaft zuvor waschen, zählte dann das Geld ab, das 1642 fl. betrug und legte den Einlösungsbetrag in neuen Goldkronen auf den Zahltisch hin.

Der biedere Alpler war nicht wenig erstaunt, daß

*) müde.
**) Ihr.

die umgewandelte Frucht seiner nächtlichen Anstrengung so viel klein sich erwies und er den Ersatz so kommod in seinen Geldbeutel unterbringen konnte.

Der einfache Zettel, auf welchem der Betrag zu 2814 Mark 86 Pfennigen und der Name des Amtmanns als Vertrauensmannes geschrieben stand, genügte übrigens vollends als Handschein dem Gläubiger sowohl als wie dem Schuldner.

Das Vertrauen in die absolute Integrität des Rentamtmanns als geschworenen oder unfehlbar getreuesten Gewährsmann in Geld- und Finanzsachen war vor mehreren Jahrzehnten im Volke noch tief eingewurzelt.

Aber, werden Sie sagen, das wäre doch für ein Bild nicht Stoff genug? Und ich muß gestehen, Sie haben recht. Malen kann man das schwerlich, aber des Aufschreibens mag es wohl werth erschienen sein.

Wie gesagt, malen kann mans nicht. Und doch ist es ein Spiegelbild aus einer schon verschwundenen Zeit. Erlauben Sie mir in der Mappe meiner Erinnerungen versuchsweise nochmals Nachlese zu halten.

Als auf der Getreideschranne in bayerischen Landstädten die harte grobe Silbermünze noch allein den Stolz des Consumenten repräsentirte und nicht weniger die Befriedigung des Produzenten gewährte, damals als noch die Amtstage mit den Märkten zusammenfielen, da schnallten die Gemeindevorsteher am frühen Morgen im Rentamt angelangt, ihre ledernen Geldkatzen von den Bäuchen ab, legten sie in Haufen unter den Tisch des Amtmanns, ganz gleich ob er selbst anwesend war oder

nicht, begaben sich hernach zu ihren Getreidewägen auf das Forum oder baywarisch gesprochen auf die Schranne, wie man den Getreidemarkt jetzt nennt, handelten stundenlang da und dort, ein und aus, Vieh oder Brodfrucht, Schmalz oder halbfetten Käse.

Erst wenn sie ihre Produktengeschäfte auf dem Markte abgewickelt hatten, dann kamen diese Landleute in der Eigenschaft als Steuervorgeher, nämlich als Einheborgane der dem Staate zufließenden Steuern, Abgaben und Gefälle, in die Rentamtsstube, wo ihre Schuldigkeiten mittlerweile berechnet und in ihre Abrechnungsbücher eingezeichnet wurden. Nun erst leerten sie ihren Leib- und Geldgurt, der wirklich meist an eine siebenträchtige Katze erinnerte, sofern aus demselben Säckchen an Säckchen hervorgeschüttelt wurden, auf die Marmorplatte des Zahltisches aus. Jeder solcher Spezialbeutel enthielt gleiche Münzart und war sorgfältig zugebunden.

„Weißt doch, wie viel die „Sackl" enthalten?" So fragte der Amtmann den nächsten Gemeinderepräsentanten.

„I woaß acc'rat nöta. 's Geld hot gestern Abends die Bäuerin z'amma gricht't, war scho ziemli finster, bis ge' ferti' wor'n is. Thuats Enk grad aussizöln wos trifft. Es feit si' nixn. Soll sogar no eppes übri bleibn, hot d'Bäuerin g'moant."

Meistens war das Auszählen der Münzsorten auch ohne Beisein des Eigenthümers inzwischen schon vom Amtmaun besorgt. Die Münzreste wurden dem Vor-

steher wieder eingebunden, und ohne dieselben nachzuzählen gürtete derselbe sich die Geldkatze wieder um den Leib und ging getrost seiner Wege.

Einmal traf sich's aber, daß die „Bäuerin", die Ehefrau als Geschäftsregentin betrachtet, statt einer bestimmten Summe bayrischer Gulden die gleiche in neu eingeführten k. k. österreichischen Silber-Gulden à 1 fl. 10 kr. in's treffende „Sackl" eingezählt hatte.

Wie nun der Amtmann dem Vorsteher den ansehnlichen Überschuß wieder zu Handen stellen will, verweigert dieser trotz aller Aufklärung über den Werth der Nachbargulden standhaft die Rücknahme mit dem wiederholten Bemerken:

„Seit wann sollten denn die österreicher „Plaberer" mehr gelten als unsere bayrischen schwar'n Gulden?"

Theilweise spielte da jedenfalls die noch nachwimmernde politische Eifersucht gegen die Grenznachbarschaft mit, teilweise aber war es dem Vorsteher nicht einerlei, seiner Frau eine Irrung in Geldsachen nachweisen zu sollen, weil er fürchtete, sie die schulgerechte Rechenmeisterin könnte ihm in der Hitze des Disputes das Offizialgeschäft des Einnehmers von nun an vor die Füße legen. Wär weiter keine Schande vor der ganzen Gemeinde!

Der Rentamtmann hielt ihm das Säckchen mit dem Überschuß energisch zur Empfangnahme vor die Nase, aber der Vorsteher zögerte immer noch dasselbe zu ergreifen. Endlich hatte er sich den Vorfall nach seiner bäuerlichen Weise zurecht gelegt.

„Verlaub'ns, gnä' Herr, wie waars, bal S' das Bissei Geld eppan aufg'halten that'n, bis i's amol abholet! Wisst's innermol verließt*) ma ge' am Troad**) oder meintwegn a bleibt ma im „Teriok“***) hint, aftn thuats eam wohl a gut, wenn ma woaß, wo ma si wieda aufmandeln ko', ohne daß s' Wei' wos davon erfahrt!“

Natürlich ging der Beamte auf diese Idee nicht ein. Eine Winkelsparkassa, wie sie der unter dem Pantoffel stehende Ehegatte wünschte, konnte nur bei einem Geschäftsfreund etablirt werden und dazu eignete sich als „Aufheber“ besser der Eisenkramer!†) Die Anlage war aber von kurzer Dauer, denn derselbige Vorsteher hatte bald mancherlei Verluste im Kartenspiel zu decken, wovon auch das herrische Weib beileib nichts wissen durfte. —

Die alten grobkörnigen Originale der Gemeinde-Vorsteher sind mittlerweile wohl alle ebenso dahin wie ihr offizieller Titel.

Nun heißen sie Bürgermeister und niemals trefflicher hat sich gezeigt, daß der Mensch, welcher eine öffentliche Pflicht übernimmt, auch diesem Offizium entsprechend benannt sein soll. Die neue Bezeichnung

---

*) Altes Verbum für verlieren.

**) Getreide.

***) Tarok.

†) In jeder Gemeinde gab es früher sogenannte Aufheber, welche sich für die Einlagen an Baarschaft noch ein Prozent bezahlen ließen, aber selbst die Summen nicht daheim behielten, sondern an eine Bank einsendeten.

schaffte dem Obmann der Gemeinde gebührendes Ansehen, sogar die Frau Bürgermeisterin braucht fortan im Kirchenstuhle schon mehr Raum für ihre Röcke wie früher. Was aber sich zugleich als selbstverständlich in den Gemeinden geltend machte, war die höhere Anforderung an die Kapazität des gewählten Ortsregenten. Zugleich mit dem Wetteifer der Gemeinde-Ausschüsse wuchs die Überzeugung von der Nothwendigkeit möglichst solche Männer zu den Organen ihres Vertrauens aufzustellen, welche sich im großen deutschen Kriege der Jahre 1870 und 1871 sichtbare Zeichen der Ehren von den Schlachtfeldern erworben haben.

Mit dem eisernen Kreuze und allen Militärverdienstzeichen dekorierte Bürgermeister finden sich nicht mehr selten. Welch eine rasche Umwandlung hat sich in dieser Beziehung innerhalb des intimsten Gemeindelebens vollzogen!

Die alten Motive der Wahlen verschwinden zusehends ebenso wie die Analphabeten im Dorfsenate. Früher genierte sich die aktiv wie passiv wählbare Gemeindegenossenschaft gar nicht einzugestehen, daß sie den verwegensten Schreier und Opponenten gerade deswegen in den Gemeinderath gewählt habe, damit er zur Strafe lerne, wie schwer sich das Bessermachen am Haushaltetat anlasse. Das hat ja Carl Stieler*) so unüber-

*) Daß Carl Stieler auch ein Semester am Bezirksgericht in Traunstein praktizirte, wird in seinen Biographien niemals erwähnt. Und gerade dort hat er nicht wenig Volkswahrheiten gesammelt.

trefflich geschildert. Oder man erkor auch jenen Bauern zum Gemeindevorsteher, dessen Gehöfte gar weit entlegen von Kirche und Wirtshaus, um in der Hauptortschaft bei verschiedenen Gelegenheiten, seien es öffentliche oder Familienfeste, von seiner persönlichen Polizeiaufsicht sowenig als möglich behelligt zu sein. Ja man schreckte hin und wieder nicht vor einem als geistig beschränkt bekannten Landwirte zurück, weil derselbe von seiner Verwandtschaft oder vom Pfarrherrn, ja nicht selten selbst vom Schullehrer als Gemeindeschreiber gelenkt und gehörig beeinflußt werden konnte.

Gegenwärtig erscheint das Streben der neu gewählten Verwaltungsmitglieder, die Kanzleidienste und Correspondenzen entweder gleich selbst zu verrichten oder ihre Söhne dadurch, daß dieselben einen Kursus in der landwirtschaftlichen Winterschule zu Landsberg absolviren, hiefür vorzubereiten, als eine höchst wichtige Erscheinung zur Entwicklung des Gemeindelebens.

Zur Beleuchtung, was in dieser Richtung vor etlichen zwanzig Jahren noch möglich war, möge ein Beispiel aus der Rentamtskanzlei dienen. Es mögen fünf und zwanzig Jahre seitdem verronnen sein, als es in der Aufgabe eines Visitationscommissärs gelegen war, nicht nur die Richtigkeit der Kassenführung sondern auch die Art und Weise der Einhebung der Steuern und Gefälle zu prüfen. Wie oben schon erwähnt, wurden diese Staatsabgaben auf Grund der rentamtlich gefertigten Heberollen herkömmlich von den Gemeindeverwaltungen selbst eingehoben und vom Vorsteher damals

noch ohne jeden Ausstand an das Rentamt abgeliefert; hierüber ließ er sich persönlich die gesammte Summe in sein Quittungsbüchlein bescheinigen und damit Punktum.

Für die kleinen Leute z. B. Nähterin ꝛc. zahlte der Vorsteher stets sofort die Steuer; gab's ja dieselbe im Hause kleinweis abverdienen zu lassen während des langen Winters Arbeit genug.

Dieses summarische Verfahren einer glücklichen Vergangenheit erschien aber jenem Herrn Commissarius doch etwas allzu summarisch. Es lag ihm daher sichtlich daran, sich auch zu überzeugen in wiefern denn auch der einzelne Abgabenpflichtige draußen in der Ortsgemeinde wiederum von dem Vorsteher für die Entrichtung seiner Beträge sicher gestellt würde.

Damals konnte man sich bei dem allgemein üblichen Verfahren um so leichter beruhigen, als ja in der Quittung über die ganze Summe der gemeindlichen Schuldigkeit die Bescheinigung für die einzelnen Steuerzahler enthalten, im Übrigen aber es interne Sache der Ortsangehörigen war, sich mit ihrem aufgestellten Perceptionsorgan auseinauder zu setzen und zu verständigen. Allein das genügte dem Herrn Commissär keineswegs. Es blieb daher dem Rentamtmann kein anderer Ausweg, als die persönliche Erklärung eines Gemeindevorstehers in dieser Beziehung einzuholen.

Nun dafür gab sich die Gelegenheit von selbst. Es war gerade der wöchentliche Getreidemarkt vor dem Amthause und da bedurfte es nur eines Klopfens an

das Fenster um einen der Vorsteher zu citiren. „He, Wolf! Da 'rein!“

In wenigen Minuten trat einer jener baiuwarischen Typen in die Thüre, wie sie Hugo Kauffmann in vollendeter Weise aus dem Chiemgau zu packen und zu malen versteht. Eine gedrungene markige Gestalt in Hemdärmeln. Die kurze Lederhose hatte gerade zu halten, um den Bauch nicht ungebührlich vorfallen zu lassen. Die Wadenstrümpfe dehnten sich stramm um die eisenen Tragmuskeln der Unterbeine und ein schwer beschlagenes Rindledergehäuse schirmte das breitspurige Fußgestell des gewichtigen Mannes, dessen buschiger Haarschopf schwer die ohnedies nicht hohe Stirn beschattete.

Mit kurzem „Grüeß Gott beinand“ leitete „Wolf“ von Hasperting, Vorsteher der Gemeinde Bachendorf, die Frage ein, was denn der gnä' Herr befehle.

Der Amtmann stellt den Herrn Kommissarius vor und erläuterte dem dicken Landmann, was derselbe zu wissen erstrebe.

Wolf zwang sich zwar, eine ziemlich anständige Verbeugung gegen den Visitator zu machen, zu gleicher Zeit traf aber den Amtmann aus dem rothbraunen Rundgesichte des Bauers ein Blick so schalkhaft, wie er dem erklärtesten Schelm nicht besser gelungen wäre.

„Verstehst Du wohl, Vorsteher!“ belehrt der Amtmann mit Bewahrung alles Ernstes den neugierig drein grinsenden Baiuwaren. „Der Herr will wissen, ob Du jeden einzelnen Einwohner Deiner Gemeinde ebenso genau eine Quittung ausstellst, als wie Dir für jede Deiner

Ablieferungen das Rentamt die gesammte Bescheinigung der Zahlung in's Abrechnungsbuch schreibt. Nur heraus mit der Sprache!"

„Ja, Herr Wolf," fügte der Commissär bei, „ich möchte von Ihnen die Wahrheit vernehmen."

„Geh!" versetzte der Bauer — „Ös stimmts mi!" *)

Und vertrauensvoller zum Amtmann gewendet fragte Wolf in leiserem Tone: „Wos will der? Han's?" und dann lächelte er wieder. Aber als Wolf sich klar geworden, der Commissarius könne am Ende seinem Amtmann etwa ein Mißtrauen entgegensetzen, wurde er plötzlich ernst und rief: „Geh, laß mi' aus! Ös wißts do selbm die Sach viel besser!"

Neues eindringliches Zureden aber ließ den Steuereinheber nicht aus und er mußte sich zu einer Erklärung entschließen. Allein sofort war das gemüthliche zutrauliche Mienenspiel in seinem Vollmondantlitz erloschen. Die buschigen Augenbrauen fielen wie Gewitterwolken über ein trotzig Blitzen herab. Der Mann wurde barb. „Wos is denn afin mit der Quittirerei! Wißts doch, daß i nöt lesn ko und schreibn glei gar nöt!"

Wolf wartete die Wirkung seines Geständnisses nicht umsonst ab, der Herr Commissär starrte sprachlos den Amtmann an; dieser aber fragte den Dicken noch dringlicher: „Na, Wolf! Aber wie machst Du's denn, wenn halt doch Jemand in Deiner Gemeinde auf einer Quittung bestünde?"

---

*) Ihr foppt mich wohl?

„Es ſteht ja Jedem hiefür," bemerkte der Commiſſarius hiezu, „die Berechtigung zur Seite."

„Laßt Enk ſogn! Zum Hieſeln*) müßt's ſcho an Andern kema loßn. Vostehts mi?"

Nun war's dem dicken Bauern mit der adminiſtrativen Inquiſition genug.

Zornig ballte er die Fauſt mit allen fünf Daumen und erhob drohend den Arm, daß der Votzring oder Schlagring am kleinen Finger emporfunkelte.

„Wer von mir aa' mol a Quittung kriegt hot, der volangt ſi ſei Lebta ka zweita! Jaz wißts ös! Bhüat enk Gott beianand!" —

Ob man das malen kann?

---

*) foppen.

III.

D' Leni von der Hinteralm.

„Am Ruckweg aba kehrst wiederum zumi!“ So rief mir die freundliche Dirne nach, als ich mit meinem Freund St. ihre Almhütte frühmorgens verlassen hatte, um den Hochgern zu besteigen und von seinem Gipfel aus die herrliche Ansicht der von der Morgensonne vergoldeten Hochtauernkette zu genießen.

Es war die Sennin Leni von der Hinteralm, eines unterhalb der Bischofsfelnmelkalpe eingebuchteten und von der Manz-Urfahrnschneid *) begrenzten aber gar traulich im Osten des Berges versteckten Niedergelegers.

Der Freund, ein Jünger der Themis an der Traun, winkte nochmals einen mit seinem Dank verbundenen Gruß zurück zu dem nun laut aufjauchzenden Mädchen, das uns von ihrem noch im Schatten gelegenen Hüttchen mit den Augen verfolgte. Wir Beide waren

*) auf den Karten in Manfurfahrnschneid verballhornt.

in verwichener Nacht ihre Hausgäste und äußerst zufrieden mit der bescheidenen Wirtin und noch bescheideneren Bedienung. Wein und Fleischimbiß brachten wir ja selbst mit und Butter und Brod teilte Leni gar reichlich mit uns. Aber was meinen Begleiter doch etwas sonderbar vorkam, das war die offene Schlafstelle unterhalb des Dachfirstes. Nicht, daß er sie anders als ein einfaches Heulager erwartet hätte. Aber daß sich nach unserem Aufstieg in dasselbe und nach verlöschtem Lampenlichte die Sennin selbst in halber Etage hart vor und unter uns ihr Nachtlager bereitete, diese gar überraschende Situation regte meinen Freund doch eigenthümlich auf.

„Ich gab mir alle Mühe einzuschlafen", vertraute er mir jetzt auf der einsamen Wanderung im thaubenetzten Haine; „allein die Frage, wie man denn da im Finstern etwa hinabsteigen könne, ohne die Gastlichkeit der Maid zu verletzen, beschäftigte mein Hirn immer wieder aufs Neue und verscheuchte meiner Ruhe längst gefühltes Bedürfniß."

Ich lachte ihn weidlich aus, weil er sich von dem Eindruck des Ungewöhnlichen so beherrschen ließ und ergötzte mich dabei an dem von allen Zweigen schmetternden und frohlockendem Gesang der Finken, Grasmücken und Drosseln, der uns bis auf das Joch begleitete.

Es eröffnete sich oben ein Prachtmorgen in seinem herrlichen Glanze und wohl befriedigt von dem unbehinderten Einblick in ein wunderschönes Vollbild der erhabenen Bergnatur griffen wir auf dem Kulme des

Berges nach unseren Speisereſten zum Frühſtück. Dann zeigte ich meinem Begleiter die Richtung nach ſeinem weiteren Reiſeziele und den Steig der zu Thal führt und den er nicht verfehlen könne.

Alſo wollen Sie wirklich der Einladung Leni's folgen und zu ihr zurückkehren?

Ich bejahte ſeine Frage uud wir verabſchiedeten uns.

Und ſo trabte ich denn bald heiteren Sinnes bergabwärts und wieder der Hinteralm zu. Hatte ich doch der treuherzigen Sennin verſprochen, nochmals bei ihr vorzuſprechen, weil ſie, wie ſie mir bemerkt hatte, gar ſehr meines Rathes bedurfte.

Mittlerweile war es Mittag und damit heiß geworden, ich ſehnte mich deshalb nach der düſteren und kühlen Almhütte.

Leni war nicht daheim und kam erſt von der Bergmahd mit ſchwerem Grasbündel auf dem Kopf beladen zur Alm zurück, nachdem ich mir es darin wohl ſein ließ, Joppe und Bergſchuhe ausgezogen und mich auf die Bank ausgeſtreckt hatte.

Die helle Freude ſtrahlte ihr aus den Augen, als ſie mich entdeckte.

„Weil Sie nur Wort gehalten, Herr Amtmann! Das kummt mir halt ſo viel g'leg'n, denn vor dem Herrn Staatsanwalt hätt i mi doch net 'traut, von z'weg'n meiner mit Ihna z'red'n."

„Alſo, grüß Dich Gott zum andern Mal!" ſagte ich zu der Dirn. „Jetzt magſt Du reden, wie Dir ums Herz iſt, es wird uns kaum Jemand ſtören."

Zuvor bereitete sie mir noch, am Herd, die Kohlen wieder anblasend, einen heißen Trunk Kaffee. Ich stopfte meine Pfeife, nahm wieder meinen Platz auf der Bank ein und hörte ihrem Anliegen behaglich zu. Im blauen Dufte meiner Tabakwölkchen vor mir stehend vertraute mir nun die brave Maid ihres Herzens schwere Bedrängniß.

„Wißt's, ich hab auch schon Hochwürden Herrn Pfarrer z'wegn meiner um sein'n Rath g'fragt, bin aber mit Eam lang net ins Reine kemma." Nun erzählte mir Leni also ein Stück Schicksal und ihre Herzensgeschichte, die ohngefähr in Folgendem aus der Erinnerung sich zusammenfassen läßt.

„Heut bin ich freilich schon ein gut übertragenes Leut, aber daß ich „vertn" a rehfrisches Dirndl gwesn, als mir mein „Bua" den ersten „Buschn" Almbleameln aufn Hut gesteckt, 's war am Almkirta auf der Vorderalm, das hat mir selbst die Staudinger Resi von Egerntach zug'stehn müssen. Und die war doch schon von der Schul her meine Feindin. Fest hab i mit mein' Schatz selband uns fürs Leben die ewige Treu g'schworn, und beim Lebzelter z'Grabenstatt die „Schö' und d'Stärk" mitsam trunken und so war's a richtige Lieb wor'n, wie's im Birg halt der Brauch ist. Freilich hab'n wir uns manchmal am Fenster im Mauschein vertraut, daß uns für's künfti Lebn epp's abgeht: Der Kataster und 's Geld. Der Mein' war grad a Zumüller und sein ganz Elterngut machten seine graden Glieder aus. Und bei mir ist d'Weillang eingetreten, bis mein Bruder

amal im Stand is mein Erbtheil von der Mutterseiten auszuraiten. Unser Hauptvermögen ist auf solche Weis b'standn im Vertrauen auf Gott den Herrn und seine Heiligen und in unserer Lieb. So hab ichs 'denkt und so war's auch, bis aftn doch anders 'worn is. Mag's kaum mehr glaub'n, wie's nur mögli' war. O mei lieber Herr! Wie man denneścht so was überlebn konn' — wie die selbig Untreu von meinem Buab'n!

Kimmt der alt Obermüllner an „Sein Hannstag" *) zu mir auf d' Alm so letz und unwirschi und druckt aweil d' Red im Maul umadum, bis ers endlich aufi kollert: Leni! hat er gsagt. Mit enkra Sach kanns doch so net ewig weiter gehn.

Wie magst aber Du die Sach ändern woll'n? sag ich. Oder muß der Lenzl am End gar einrucken zu seiner Kumpanie?

Desse!' weniger! murmelt der alt Mehlwurm Aber der Lenz läßt Dir sagn, was auf d' Läng nimma mögli', wird wohl amal an End nehma müssn.

Habs bald gmirkt, wo er umi und aufi will und gfragt, ob eam vielleicht die Lieb und die Treu schon zu schwar druckt, daß ers auf d' Läng nimmer derkraft'n mag? Wird wohl so was sein! hat der staubige Schelm in sich eini'brummt. Bal' der Lenz net damisch is und sei Glück net verpassen will, könnt er justement in d' Mühl eini g'rathen und — woaßt d' es ja selm daß d' Müllnerin sich um an Müllner umschaut.

---

*) St. Johanni.

Hab' grad an Schroa 'tho'! versetzt die Leni in ernster Aufregung, als wär i selm unter's Mühlrad eini kema und hätt seine Schaufeln zum stillstehn 'bracht. Blutärmer konn a Dirndl wohl auf der Welt nimma werd'n, wenn sei Herz und sei Lieb amal wie lauter Scherbn 'brocha is. Verlierts selm all's Vertraun auf sein'n Schutzengel und mag sie net amal um d' ewi Seligkeit mehr kümmern.

Sieben Jahr, lange sieben schwere Jahrln is scho her, daß der Lenz in d' Mühl eini g'heiret hat. Und i arme volassne Haut hab seitdem von Hoamet und Menschen nix mehr wissn mögn. Als Senndrin da in der Oed hob i ehrli gschafft für fremder Leut Nutz, und mei liebs Viech af der Alm is no mei oanziger Umgang g'wen. Bis der Trost mei' Herz hart boazt (gebeizt) hot, bin i freili' um mei' Schön' kema.

Daß aber im voringa Lanks eam d' Müllnerin gstorb'n is, dös werd's wohl inne wor'n sei', Herr Rentamt!

Ich nickte blos mit dem Kopfe, um meine Zustimmung zu beweisen und das Mädchen in ihrer Mittheilung nicht weiter aufzuhalten, als daß sie mir noch eine zweite Tasse Kaffee einschenkte.

Nun also, Leni! Wie ists weiter gegangen?

Ja wohl! Itzt muß i's ganz vozähln!

Auf'n Tag war sei Trauerjahr aus, an unsrer liebn Frau Hoamsuchung war's, da kimmt der Lenz als Witiber graden Wegs zu mir aufi in Hoagascht.*)

*) Heimgarten.

Alle zwei Beide hab'n wir uns seit Jahren nimma g'sehn, koa Wörtl nimma g'redt mitsamm. Der Müllner war a ernster g'rast'ter Herr gwordn, denn sei Weib seli hot sich vom Krank lang schon nimmer derwind'n kinna, und i bin derweil a übertrag'ns Mensch worn, aber stolz bei der Arbet und kalt gegn d' Mannerleut. Hat mi schon an'n or'nliche Anlauf kost't, bis i für seinem Grueß eam hob dankn kinna!

Leni! hot er gsagt und sich grad da auf d' Bank gsetzt. Ob eam's der gache Almsteig anthon hat oder 's Herzpresln, ohne hinzuschaugn hob i sei Seel schnaufa hörn. Hot er so gsagt: „Leni! Jatzt war i wiedrum frei und ledi. Geh! Voreh wars ja doch net mögli g'wen, daß ma a Paarl wär'n wurn. Jatzt aber muß i mich doch um a zweiti Regentin umaschaug'n, z'wegn dem bin i heunt büchselebn zu dir aufa gstampert und mag di frag'n, ob d' eppat a Müllnerin für mi kennst?"

„Sag dann i drauf: Bal der Herr Lenz dort aufs Jöchel gar aufi schnauft, mag er leicht umischaugn, meinoab viel weita als da bei ana armen Dirn. Werd sich aftn im Umlandl scho a Müllnerin einstellen. So hab i gsagt! Und mei' Herz war mir so leicht bei der Red', wie oan heilinga Martyrer, den a Engel aus'm Kerker derrettet hat. Und mei Melkschaffl hab i aufgrafft und mein'n Seichriedl 'packt und davon bin i groaßt wie a scheuchs Wildprat.

Aber am nachsten Sunnta is mei Brudern z' mir auffigstiegn — woaßt dersel', der mit seine Jaga in letzten Krieg d' Franzosn bis in ihr Sündennest z'ruck

peitscht hot — z'wegn seine Ehrnkreuzln hat 'n ja z' Stauda die Gmoa erscht zum Burgameista gwählt — also der hot mir ins Gwissn gred't und wie's dennescht nixn gholfa hat, hat sich etli Wochn danach Hochwürdn Herr Schwager gleichfalls aufi bemüht und mi stark ins Gebet g'numma, i soll vonünfti sei und 'n Herrn Lenz net voschlagn — aba —"

Nun blickte mich die Magd so treuherzig an, als wollte sie von mir eine Antwort erwarten, bevor sie mich mit Worten darum bat. Dann fuhr sie fast schelmisch fort: „Ich kann doch 'n hochwürdign Herrn Pfarrer z'wegn an Zweifl an der Mannslieb net ausfrag'n? That sich wohl net extra schicken, drum — möcht i halt z'wegn dem doch z'erscht mit Eana redn, wenns verlaubt is. —

„So? Da bin ich wirklich neugierig, was ich der Leni für Aufschlüsse geben soll." Nun sah ich erst einmal nach der Uhr und stopfte meine Pfeife. Die Sennin begriff sofort, daß ich mit dem Anziehen meiner Bergschuhe die Zeit der Unterredung für gemessen hielt. Nun hatte auch sie Eile.

„Ists denn wahrhafti einem Mann möglich, daß wenn er seine erste Lieb verlassen und einem andern Weib angetraut war, aufrichtig zum andern Mal zu seiner ersten Lieb' zurückkehren mag und dieselbe dauernd fortsetzen kann?"

So lautete im mündlichen Examen die nach verschiedenen Umschweifen mir gestellte Kardinalfrage. Nun erinnere ich mich gleichwohl, daß ich vielleicht in einem

psychologischen Kränzchen kaum die erste Note mir mit der Antwort errungen haben würde. Ich hätte allerdings Gelegenheit nehmen können dem naiven Mädchen einen eingehenden Sermon über verschiedene Ansichten und Maxime berühmter Dichter und Schriftsteller mitzutheilen, wie sie von Männerliebe geurtheilt haben. Oder auch zu ihrer Beruhigung so ähnliche Geständnisse edler Frauen, wie der Elise Polko, der Frau von Ebner von Eschenbach und Anderer, zu citiren, ähnlich wie die Mittheilung der Frau Emma Förster, wenn sie, die geistvolle Tochter Jean Pauls, an eine Jugendfreundin schreibt: „Die Männer lieben nicht wie wir. Sie haben die dreifache Bewegung des Mondes: die erste um sich, die zweite um die Erde d. h. ihre Geliebte, und die dritte um die Sonne der Welt; indeß wir dummen Dinger nur eine kennen, höchstens zwei.“ —

Leni hätte mich dann aber erst recht nicht verstanden, denn auf den Bergen keimt die Liebe aus dem Gefühl, nicht aus Worten.

Allein nun war's denn gleichwohl an mir, meine Meinung in Form eines guten Rathes abzugeben. Darum antwortete ich, wie sichs in jeder Prüfung ziemt, kurz und bündig: „Ich glaub fest, es sei möglich!“ —

„Gehn's!“ entgegnete die Leni. „Dös glaabns doch vielleicht selm neta?“ —

Nun erhob ich mich von meinem Sitze und nahm allen Ernst zusammen, um der Zweiflerin würdig zu begegnen. „Vielleicht hat der Herr Pfarrer“, begann

ich, „Dich schon an Abraham und Israel erinnert. Wie es im Orient heute noch der Brauch, haben diese frommen Altväter mit mehren Frauen nacheinander gelebt und es steht in der heiligen Schrift doch kein Wort davon, daß sie nur immer die letzte lieb gehabt. Vielmehr wissen wir aus dem alten Testament, daß ihr Herz auch an der früheren gehangen. Denk doch nur an die Hagar."

„Hochwürden hat dergleichen richti schon fürgebracht als Katechet. Aber i hab mi allweil dortn scho g'schamt, wenn er uns das Kapitel von dena alten Juden verzählt hot. Dös paßt doch ninderscht auf meinen Fall."

In Folge dieser Abfuhr ließ ich denn auch sofort meine Patriarchen als Zeugen wieder abtreten und wandte mich auf eine andere Weise der Bekehrung zu.

„Leni! Ich will nicht weiter Dich bedrängen, Dein gerechtes Gefühl der Wiedervergeltung aufzugeben. Wenn Du jetzt den Zeitpunkt für gekommen hältst, den Müller auszustauben, mit seiner Untreue hat er es ja wohl verdient. Allein sofern du als brave Christin an Gottes Vorsehung glauben mußt, wirst Du doch auch einsehen, wie des Himmels Fügung euer Loos sichtbar so gestaltet hat, daß ihr, wenn auch auf bitterem Umweg, endlich doch zum gewünschten Ziele kommen könnt. Anders wär's freilich, wenn Du in der Zwischenzeit Dein Herz einem andern Buben geschenkt hättest.

„Auf Ehr und Seel' net!" unterbrach mich da die Sennin.

„Nun also! Sofern Du freien Willens bist, stehst Du jetzt an der Urfahrschneid Deines Lebens. Nun liegt die Zukunft, Glück oder Reue, ganz in Deiner Wahl. Kannst strenge Vergeltung üben und den Müller abfahren lassen. Die ganze Gemein gibt Dir in der ersten Woche Recht. Man wird Dich als schneidige Dirn und Dein Thun loben. Aber nach einiger Zeit wird drunten im Dorf die Schadenfreude hinter der Kirche kichern, weil Du mit Deiner unvorsichtigen Sprödigkeit einen Mann verloren hast, der Dich noch liebte, und mit dem nun frischweg eine Deiner Feindinnen ins sorgenlose Eheleben dahin fährt. Dann lacht man über Dich, als wärst Du eine dumme Person. Und nun erlaube mir die Zukunft Dir auszumalen, jene sicher kommende Zeit, wo Du als ehrengeachtete alte Jungfer im Hause Deines Bruders leicht überflüssig werden und der Dorfjugend fast ein Spott sein wirst, wo man Deinen verbissenen Harm allerwegs meidet und Dich bei Prozessionen mit dem bewußten blauen Schurz angethan als zahnlose Keiferin hinterdrein humpeln läßt, verlassen und freudlos —“

„Hörn's auf!“ rief die Sennin in sichtbarer Erregung und wendete sich ab. Die Wirkung meiner Medizin beobachtend fuhr ich dann in meinem Sermon also weiter.

„Der Lenz, nun Besitzer des schuldenfreien Mühlanwesens und wohl angesehen als Gemeindebürger, hat vor Gott und der Welt keine Verpflichtung mehr und ist nicht schuldig weiterhin auf Deine Person Rücksicht

zu nehmen, hat ja von Dir selbst den Freipaß erhalten eine beliebige Andere zu freien.

Daß er aber seiner freien Ueberlegung folgend nach Umfluß seines Trauerstandes den ersten Ausgang aus seinem Hause nach der Hinteralm zu seinem alten Schatz und treuen Herz gerichtet hat, das möge Dir Deine letzten Zweifel zerstreuen und Dich überzeugen, daß ein Mann seine erste Liebe niemals im Leben ganz vergeßen kann, denn alte Liebe rostet nicht."

Endlich nahm Leni ihr Fürtuch, wischte sich damit über die Augen, kehrte sich dann gegen mich um und unter einem ergiebigen Thränenstrom, dem Herzenserleichterer bedrängter Seelen, gab sie mir die Hand und die Zusicherung, ihrem treuen Lenz nicht länger die Zusage zu verweigern.

Nun aber packte ich auf, trank noch vom frischen Quell des Almbrünnleins und eilte hinaus in den vergoldeten Abend mit meiner stillen Freude, ein armes Herz auf den Pfad des Glücks gewiesen zu haben.

Ein kernfrisches Jauchzen aus dem Bergwinkel der Hinteralm geleitete mich noch aus der Ferne und gab mir die Ueberzeugung mit auf den Weg, daß meine Bergpredigt nicht umsonst verhallte.

Nach Jahr und Tag saß ich zur Sommerfrische im Dorfe Bergen. Ein fröhlicher Kreis von schmucken Damen verschönte damals nicht wenig meinen Aufenthalt.

Da ergab es sich, daß wir im Gespräche auf allerlei Dorfgeschichten zu reden kamen und eine der Damen bat mich eine solche ihr zu erzählen. Sie habe bisher nur aus Novellen und Romanen Liebesverhältnisse des Bergvolkes erfahren und möchte darüber in's Reine gerathen, ob denn im Leben und wie weit in der Prosa des Tages jene fesselnden Erzählungen sich bewahrheiten. Nach ihrer Beurtheilung erhalte man von den Schriftstellern weit mehr Dichtung und subjektiven Ausputz in der Auffassung des ländlichen Daseins als positive Kenntniß vom Charakter der Leute.

Da erzählte ich denn die Geschichte von der Leni auf der Hinteralm. Ohne dann den weiteren Zusammenhang zu verrathen, brachte ich tags darauf eine Leiterwagenfahrt jener Gesellschaft zuwege und unter Schälern und Scherzen auf den schlotternden Bretterbänken des primitiven Vehikels fuhren wir in das liebliche Dörfchen in der nördlichen Gern des Hochgern hinüber.

Dort forderte ich die Gesellschaft auf, die ehrwürdige Stätte der vormals weitschauenden Herrenburg auf dem Hohenstein zu besuchen, die Heimat der stolzen Markgrafen von Orttenburg-Hohenstein. Der Weg dahin führt an der Mühle vorüber. Die Müllerin, ein Wickelkind im Arme, stand unter der Hausthüre.

Als sie meiner ansichtig wurde, kam sie mir mit freudiger Röthe im Antlitz entgegen und gab mir treuherzig die Hand zum Gruß. „Ah!“ rief jene Dame unseres Kreises. „Das ist wohl gar die Leni von der Hinteralm?“

„Daß ich's nimma bin", antwortete die fast überraschte Müllerin, „das danke ich wohl keinem Andern als dem gnä' Herrn!"

Und nun mußten wir eintreten und den vollen Hausschatz in Kammern, Truhen und Kästen besehen und unser Lob erhöhte ihre Freude. So hab ich früher manche Dorfgeschichte erst veranlaßt und spät erst geschrieben.

IV.

Aus alten Beamtenkreisen.

Seitdem die Deutschen anfingen eine politische Nation werden zu wollen, und sie begannen mit dem Jahre 1848 auf's Neue sich dazu zu rüsten, indem sie Zeitungen lasen und auch hielten, von jenem Zeitpunkte an verschwanden auch mehr und mehr die eigenartigen Charakterköpfe. Unter dem Schulmonarchat der allgemeinen Bildung im öffentlichen Leben kommen diese Grundpflanzen lokaler Beschränktheit nicht mehr empor. Vor jenem markirten Wendepunkte nun bot das alte Traunstein, jenes anmuthende Städtchen am ostbayerischen Hochgebirge, vor dem Brande noch vielfach Gelegenheit zur Beobachtung solcher originalen Persönlichkeiten, und sozusagen um eine Kopflänge ragte daselbst die Eigenart des königlichen Rentbeamten über die andern hinaus.

In seiner Amtskanzlei hingen neben seinem Schreibtische noch die bureaukratischen Marterwerkzeuge akuter Tortur an der Wand, ein eisern Lineal, ein „Fiesel",

wie man hier die Ochsensehne nennt, und ein Landwehrsäbel — um je nach Lage des Falls, des Standes oder des Benehmens obstinater Unterthanen als Drohungs- oder Executivmittel dem Herren an der Hand zu sein.

Besondere Anwendung fanden diese abscheulichen Attribute der rohen Amtsautorität besonders dann, wenn der grimmige Amtskastner genöthigt war, etwa Berichte an die Regierung selbst entwerfen zu müssen, eine Thätigkeit, die ihn in die nervöseste Aufregung versetzen konnte. Wer in solchem Momente zufällig dreimal an der Thüre seines Bureaus anklopfte, war sichtlich in Gefahr, statt eines zu erwartenden wohlwollenden Rufes Herein! mit einem Hieb über den Schädel überrascht und angerufen zu werden „Was willst denn du Schwanz da?“ Eines Tages nun bearbeitete der Rentbeamte in Hemdärmeln und in Hausschuhen eifrigst wieder seinen Federkiel. Da erhielt plötzlich der alte Amtsdiener eine steile Quart auf seine Platte, weil er es gewagt, ohne Anklopfen die Thüre sanft zu öffnen. Der Aermste vermochte zu seiner Entschuldigung gerade noch hineinzurufen: „Der Herr Direktor!“

Diese Meldung schnellte den zornigen Amtmann vom grünen Lederpolster empor und hurtig verschwand er durch die Seitenthüre, welche zu seiner Amtswohnung hinüber führte.

Unter Grunzen, Schnaufen und Bellen mußte die bedauernswerthe Ehehälfte dem echauffirten Gatten in die knappen Uniformskleider helfen und schweigend manchen Fuhrmannsfluch über sich ergehen lassen, bis der Ingrimm

über den Degen stolpernd in Parade wieder in seine Amtsstube trat, um seinen neuen obersten Vorgesetzten der Kreisregierung mit allem unterthänigen Respekt katzenbuckelnd zu empfangen. Gnaden Herr Regierungsdirektor, verzeihens nur — dann erst erlaubte sich der Beamte schwitzend seine Augen zu der Person des Fremden zu erheben.

O bitte! Herr Rentamtmann, verzeihen vielmehr Sie doch nur, wenn ich mir erlaube Sie höflichst zu bitten —

Wie? Was ist denn —?

— ein Abonnement auf nur sechs Vorstellungen —

Höllsacrament! Was? Ja wer sind Sie denn? —

„Schauspieldirektor Duval," lispelte der Künstler kleinlaut.

„S— schwanz öllendiger! Ich erschlag Dich wie 'r a Muckn, bal d' nicht gleich machst daß d' weiter kimmst!" — —

Auf seinen Reisen nach Salzburg und Berchtesgaden passirte König Ludwig I. von Bayern damals öfter die erwähnte Stadt. Gab auch stets lebhaft seiner Freude Ausdruck, wenn ihn sein allergetreuestes Volk dort begrüßte. So erblickte er einmal vor dem Gasthofe die Beamten in Gala aufgestellt zur Aufwartung. Da konnte der Monarch schon vom Reisewagen aus sich nicht enthalten, in seiner stark gewürzten Weise den Landrichter öffentlich zuzurufen: „Ah Landrichter! Große Nase! Doch nicht von der Regierung bekommen? Will nicht hoffen!"

Ein andermal sollte des Königs erlauchte Schwester, Kaiserin Auguste von Oesterreich, während der Pause des Umspannens von den Spitzen der Behörden begrüßt werden. Auf Befehl fanden sich dieselben denn auch zeitig in dem hinteren Kneipstübchen der Post ein und nach damaligen Erfahrungen des Wartens auf die stets verzögerte Ankunft höchster Herrschaften schon gewohnt, setzten sie sich zu einem gemüthlichen Tarok zusammen. Nachdem sie den für damalige Zeit reichlich dekorirten Gerichtsdiener mit obligatem Schiffhut und Säbel zuvor gehörig instruirt hatten, wie er als Thorwacht passen und rechtzeitig das Signal zum Empfang geben sollte, zogen die Herren ihre Uniformfräcke aus, mischten die Karten und spielten fort, obgleich es mittlerweile Abend und dunkel geworden. Jedwede Obacht hatte der Gerichtsdiener zugesichert, aber kaum sah er sich unbemerkt allein, konnte er es doch nicht über sich bringen im Kutscherkammerl einer frischen Maß den Schaum abzublasen. Die hohe Reisende liebte es aber nicht, daß der Postillon sein nervenbeleidigendes Hornsignal immer wieder verlauten ließ und so fuhr denn der kaiserliche Vierspänner ohne Meldung am Hause vor. Höchlich überrascht sprang der Gerichtscherg an den Wagenschlag in devotester Reverenz, doch die Kaiserin wehrte dem ab, weil sie nicht auszusteigen Willens gewesen. Jedoch im Glauben von einem bayerischen Landgerichtsbeamten die Aufwartung zu empfangen, versuchte sie in gnädigster Huld mit verschiedenen Fragen sich mit jenem zu unterhalten, ob im Bade noch viele Kurgäste, ob im Gebirge

noch viele Wilderer, ob die Stadt schon ein Schulhaus und wie viele Arme sie wohl zu versorgen habe. Und siehe! Der so dienstgewisse als praktische Gerichtsdiener verstand es gar meisterlich auf jede solcher Fragen eine befriedigende Antwort zu geben und erntete zum Abschied richtig dafür den Lohn einer gnädigen Handbewegung. Da fuhr der Viererzug durch den Jackelthurm, wie man den untern Thorthurm genannt, zur Stadt hinaus. Im Vollbewußtsein seiner That begab sich nun der Schnauzbart in das Herrenstübchen. Kaum hatte er nur die Schwelle betreten, rief man ihm entgegen: He! Kommt sie schon? Ja? Also nun schlaunts!

Oh! Pressirt nixn! entgegnet in stoischer Ruhe der Gerichtsdiener. Wißts, meine gnä' Herrn! Die Nummer hab ich selber gleich erledigt, um die gnäd'gen Herren nicht zu inkommodiren.

Was? Er hat sich unterstanden — ? Warum hat er nicht, wie befohlen, Meldung gemacht?

War mir nimmer möglich, Euer Gnaden! Die Frau Kaiserin im Wagen warten lassen, das hätt sich doch nicht geschickt! Meine Herrn! Ich kann nur sagen, sie war mit mir sehr zufrieden.

Tableau.

Und nun noch ein ander Bild.

An einem schönen Sommertage hielt es der Hauptmann der Füsilierkompagnie der Landwehr älterer Ordnung, Papa Wispauer, Gastwirth zum goldenen Hirschen

in Traunstein, für angezeigt, seine Elitetruppen auf dem weiten Platze der Saline Au zum Exercitium zusammentrommeln zu lassen. Das war aber vor Zeiten keine so einfache Aufgabe. Bis nur eine richtig gegliederte Front erzwungen und die verschiedenen Bäuche nach einer Linie hinein und hinausgeschoben waren, lief dem Commandanten das Wasser schon unterm Schweißleder des Tschako's über der Stirne zusammen.

Endlich trat mit der Anstrengung auch etwas Präcision und Aufmerksamkeit in die Reihen der Compagnie und den zahlreichen Gaffern entzog sich mehr und mehr der Stoff zum Lachen. Ruhe! D'Achtung!

Nun nahm sich der Hauptmann einen sichtlichen Anlauf zur Probe von etlichen Evolutionen.

Compagnie! Auf die erste Halbdivision deployirt!

Herrgottsakrament!

Da rief aus des Volkes Mitte ein säbelbeiniger Civilist in die Verwirrung hinein: Hauptmann! That mi scho schama! Die Cumpagnie is scho mehr a Viechherd als —

Halt Er sein Maul! replicirte der Hauptmann im Zorn. Feldwebel, jag doch das Maulaffenvolk weg!

Der vierschrötige Unteroffizier zauderte, denn der Rentbeamte — und der war's, der die Schandkritik in die Truppen gerufen — war ja doch —

Aha! Gelt! der Feldwebel kennt seinen Vorgesetzten? Nur der Herr Hauptmann will seinen Major nicht kennen?

„Ich kenn keinen Major in der Hausjoppe!“ schrie der Kompagniechef wie ärgerlich.

„Na wart nur!“ gröhlte der Rentamtmann aufs höchste beleidigt und säbelte, so rasch die alten Lungen es gestatteten, den Auberg empor, ins Amthaus hinein, um so schnell als möglich Toilette als königlich bayerischer Stabsoffizier der Landwehr zu machen. Dabei freute er sich im Stillen schon auf den Moment, wo er dem — seinen Freund und Duzbruder wegen subordinationswidrigen Benehmens drei Tage geschärften Stubenarrest im Burgerstübchen zuherrschen konnte. Und nun lief der Major in vollster Eile wieder den Vorberg hinab.

Wo steht denn die Kompagnie? Da zieht der Auwirth die Schwegelhaube von der Glatze und referirt, wie der Hauptmann Wiespaur seine braven Truppen bis an die Kraglgasse im Sturmschritt geführt und dann: Halt! Ruht! Rührt Euch! Auseinander! commandirt habe. Zuerst mußte freilich der krummbeinige Held ohne Armee seinen Zorn über diese Aefferei hinunterwürgen; Abends aber saß er mit seinem Freund Wispaur beim Schwinghamerbräu und nur manchmal noch wiederholte er sein „Na wart nur du Tropf, du miserabliger!“

V.

Typen von geistlichen Herren im Hochgebirge.

Der Haushalt in manchem Winkum unserer Gebirge eröffnet noch Einblicke in alte Zeiten und deren patriarchalische Verhältnisse. Diese haben natürlich auch dem Pfarrherrn oder Kuraten im Verlaufe seiner geistlichen Funktion eine originale Signatur aufgeprägt. Welch' apostolisch einfache Charaktere gedeihen doch gegenwärtig noch auf jenen vereinsamten Stationen in den Hochthälern Tirols.

Der harten Berufsthätigkeit stemmen sich dort allerlei Schwierigkeiten entgegen. Der stetige Kampf mit den dräuenden Elementargewalten fordert kräftige Kämpen, deren frugale Nährweise von einem Arbeiter im Hochholz oder an der reißenden Ache kaum noch vertragen wird.

Während allerwärts im Reiche sich die Arbeiter zusammenschaaren, um diese und jene Aufbesserungen

ihrer Lohnverhältnisse zu erzwingen und mit ihren Bedürfnissen die Forderungen oft ins Ungemessene und Unangemessene wachsen, muß sich mitten im Gedränge nach Genuß so ein einfacher Seelenhirt in den Hochgebirgen heutzutage noch mit allen Entbehrungen abfinden, welche die Gegenwart kaum mehr versteht. Er muß ein karges hartes Brod essen, wozu allen übrigen Ständen bereits das Gebiß abhanden gekommen.

Er allein steht fast noch auf jener Stufe eines Naturaleinkommens, das aus dem grauen Alterthum stammt, aus den Tagen, wo ein Kurat im Pinzgau ein gesatteltes Roß bereit halten mußte, um etwa einem in den Schluchten der Häbach oder Sill verunglückten Saumer wie einem kranken Pilgrim so schnell als möglich die letzte Wegzehrung an den Tauernschneebetten reichen zu können, dafür er dann vielleicht auch die Decke eines Valwildes (Steinbocks) bekam oder die rechte Hand eines Bären.

Wer in Tirol oder in der Steiermark öfter Umschau zu halten pflegt, dem wird es bekanntlich ein Leichtes, solchen Nachfolgern Christi mit dem Rüstzeug apostolischer Resignation zu begegnen. So erinnere ich nur an Rosseggers berühmtes Charakterbild: Der Pfarrer im Gewände.

Ich selbst aber entsinne mich an einen Seelsorger auf der Gerlos, dessen Muth und Kraft im Kampfe gegen die feindlichen Elemente wöchentlich mit einem „Kaisergulden“ belohnt wurde, wobei die Freude an des Kaisers Bildnis nicht einmal dabei in Anschlag

kommen konnte, denn der getreue Missionar erhielt ja nur einen schmutzigen Papierzettel.

Ebenso will ich nur an jene arme Häuslerin in höchster Höhe der Wildschönau erinnern, die auf Befragen, warum sie denn für ihre letzte Beichte gerade auf dem Besuche des alten Pfarrherren so nachdrücklich bestanden sei, treuherzig erklärte, weil der Gesellpriester soviel jung und schön sei, hätte dieser ihr wegen des verwehten Aufstiegs so leid gethan, — am alten Herrn dagegen sei so nichts mehr zu verderben! —

Wer je in dem Buch des allgemein beliebten Kuraten Gärber in Obergurgl geblättert hatt „ein Buch voll seelsorgerlicher Proben der geistlichen Pflichttreue, ritterlichen Muthes und seltener Abenteuer im Kampfe mit den schrecklichen Gottesgewalten", der wird wohl kaum jene Aufzeichnungen wieder vergessen haben, worin jene schauerliche Provisur geschildert und bekundet ist, als in eiskaltem Nachtsturm dem Meßner der Draht der Laterne dergestalt in die Finger eingefroren, daß diese dem Aermsten abgenommen werden mußten.

Vielleicht hat der allzeit gegen seine Sommergäste liebenswürdige Herr folgende Erzählung wiederholt zum Besten gegeben. Läßt sie doch so recht die Aermlichkeit des Einkommens aus der Stola erkennen.

Eines Tages erkrankte der Schmied von Untergurgl, ein Greis von mehr als achtzig Jahren. Auf Anrufen traf noch Abends der Kurat mit dem Doktor aus Sölden in der Schmiede zusammen, um dem Alten

mit geistlicher Zusprache und himmlischem Troste die letzten Stunden zu erleichtern.

Allein inzwischen erholte sich der Meister zusehends, so daß die Meisterin in ihrer Freude nicht angestanden ihrem Ehewirth Nachts noch eine besondere Ehre anzuthun und übersette Schmalznudeln zu backen, die der Rusige denn mit allem Wohlbehagen verzehrte und auch verdaute. Den Kuraten und den Doktor speiste die schlaue Hausfrau aber mit dem Bemerken ab, es sei unmöglich sie selband in die Krankenkammer einzulassen; ihr Mann sei noch zu schwach. So gruben sich denn beide Nothhelfer auf dem kalten Dachboden wohl oder übel in's Heu und suchten elend genug selbst eine Tröstung nämlich die des Schlafes zu erlangen.

Am Morgen aber klemperte der Schmied auf seinem Ambos den Tag an und die herbeigerufenen Beistänber für den letzten Abschied, erstaunt über die rasche Wiedergenesung des robusten Patienten, mußten sich statt mit Stolgebühren und Deserviten mit der Ungebühr abfertigen lassen: Man habe ihrer gar nicht bedurft, der Schmied sei ja ganz gesund, also brauche man auch ihre Gänge nicht weiter zu honoriren.

Die immerwährende Bedrohung von Seite der Elementargewalten macht allein schon das Leben eines Ortsgeistlichen im Gebirge zu einem gefahrvollen. Fast in jedem Jahre steht mit dem der Ortschaft sein Dasein auf dem Spiele. Ein Kurat in der Nähe von Lienz erzählte uns, daß jedes Hochgewitter sein Dorf zum Abrutsch zwingen könne, daher auch vor Ausbruch desselben

er und seine Gemeine immer gleich die Sonntagskleider anlegten, um bei der Flucht hiemit ihre beste Habe gerettet zu wissen.

Die Gastfreundschaft der Geistlichen und ihrer Widdumshäuserinnen erinnert oft an die patriarchalische Liebenswürdigkeit aus den Zeiten von Philemon und Baucis.

So bat eines Tages ein Bavaro-Grammaticus für sich und seine nach strenger Bergfahrt zum Tode ermüdete Frau um Dach und Fach in einem entlegenen Pfarrhof. Der freundliche Herr entschuldigte sich anfangs mit absolutem Mangel an Platz und Raum. Angesichts des erschöpften Zustandes der Dame aber entschloß er sich doch in christlicher Erbarmniß die Fremden in das Zimmerchen und Bett seines Gesellpriesters zu logiren. Aber, sagte er, wenn der Kurat heimkehre und noch so sehr klopfe und poltere, sollten sie nur fest den Riegel zulassen und unter keinen Umständen öffnen. So geschah es denn auch. Wüthend über den gespielten Streich suchte der Kurat Unterkunft für die Nacht auf dem Heuboden. Von Schlaf war keine Rede, zumal er seiner grammatikalischen Hindernisse gedachte, die er an seiner Promotionsarbeit noch mühselig genug zu überwältigen hatte. Hing doch seine Qualifikation von dieser Leistung ab.

Der philologisch rüstiger ausgestattete Gast überließ nun frühmorgens zeitig genug seiner noch müden Gattin das harte Lager, nahm die kleine kärgliche Bücherei des Jungpriesters derweil in Augenschein und so fand der fremde Herr Rektor denn auf dem Pulte die Concept-

blätter jener Prüfungsaufgabe in lateinischer Sprache verfaßt. Nun müßte er kein Schulmann gewesen sein, wären ihm da nicht etliche syntaktische Schnitzer und seinem Gefühle für Classicität widerstrebende Sentenzen aufgefallen. Ha! dachte der Schulmonarch, da könnte ich mich ja für die Nachtherberge dankbar erweisen. Er setzte sich darum zurecht, corrigirte die schwankende Latinität des strebsamen Priesters mit aller Acribie aus dem Groben heraus, half derselben mit manchem Ausputz aus kastalischer Quelle nach, zog manche Periode mit concinn gepackter Schärfe des Ausdruckes zusammen, und dann schlug er die Arbeit wieder zu.

Kaum war das Stübchen nach der Messe leer befunden, stürzte der Kurat hinauf, um seinem Aerger und Zorn gegen das aufdringliche Fremdenpaar Luft zu schaffen. Aber siehe! bald zog er sich beschämt und in Verwunderung über die gebenedeite Erlösung aus seiner geistigen Vorhölle in des Pfarrers Wohnstube; diese war leer. Es hatte das dankbare Ehepaar das Obdach bietende Kämmerlein schon verlassen. Noch dankbarer gedenkt ihrer wohl der sicher stets gastfreundlich gebliebene Priester.

Solche Eremitagen finden sich aber nicht einmal so selten als man annehmen möchte. Daß sie der Geistliche trotz besserer Standesaussichten nicht verläßt und mit ganzem Herzen an solcher in Einsamkeit gebetteten Armuth oder doch Dürftigkeit haftet, erklärt sich nur aus der heißen Liebe zu der Heimath und der magnetisch wirkenden Bergnatur.

Und merkwürdiger Weise waren die früheren Zu-

stände oftmals noch weit grausamer. Wer das gegenwärtige Kuratenhäuschen zu Trafoi in seiner ärmlichen Verfassung begegnet, ahnt vielleicht nicht den Fortschritt zur relativen Behäbigkeit im dortigen Aufenthalt.

Der Kurat äußert jetzt seine lebhafte Zufriedenheit. Du lieber Gott! seufzt er: In der ersten Hälfte unseres Jahrhunders mußten seine Vorgänger im Amte in dem Hüttchen an den heiligen drei Brunnen wohnen und Schule halten. Dort hinten am grausigen Bachbett der aus den Felswänden des Madatsch hervorbrechenden Wasserstürze, unter den hereinhängenden Gletscherwandungen, deren von Lawinen herabstürzende Trümmer die winzige Besiedelung täglich vernichten konnten, dort mußte die Jugend jener kleinen Dorfgemeinde über Schnee und Eis sich ihren Weg zu den tres fontes ihrer geistigen Nahrung sauer genug bahnen, bis der rauhe Winter auch diese einzige Möglichkeit des Unterrichts grausam verschloß!

Ob unser Dr. Ludwig Steub in seinen „drei Sommern in Tirol" schon davon Akt genommen, auf welche Weise der Kurat von Kriml im Oberpinzgau sich mit der Lektüre in politischer Hinsicht auf dem Laufenden erhielt, ist mir im Momente nicht gleich erinnerlich. Aber erzählt hat es mir der geistliche Herr so traulich selbst, daß ihm ein Freund im deutschen Lande draußen stets zu Anfang des Winters die Allgemeine Zeitung vom vorigen Januar ab hineinsende und dann mache er sich erst in den einsamen Winternächten, wenn die Schneewände jeden Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt,

mit lebhaftem Interesse daran, die Ereignisse des Jahres nachträglich ex post an sich vorüber gleiten zu lassen.

Wenn auch nicht in der drastischen Weise wie in Tirol habe ich gleichwohl im bayerischen Gebirgsvorlande annähernde Verhältnisse in dem geistlichen Haushalt gefunden. Da, wenn ich nicht irre, möchte es fast bemerklich erscheinen, daß Kulturhistoriker wie Professor Dr. Riehl bisher der Charakteristik des Landklerus zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Mir erscheinen mehre Typen merkenswerth.

Den uralten Exconventual Riggl des Klosters Rott am Inn, lange Zeit Expositus zu Maria Eck, begegnete mancher Wallfahrer, wie er im Schweiße seines alternden Antlitzes sein Deputatholz gespalten und selbst in die Lege getragen hat.

Ja, ein Pfarrer von Hart fertigte sich nicht nur Pflug und Egge selbst; er drehte bei Ankunft von Beichtkindern schnell ein Fäßlein Bier über die Kellerstiege herauf, um den erleichterten Herzen auch eine irdische Labung credenzen zu können.

Wie wär es, wenn der Name „Pfarrköchin" vielleicht erst aufgekommen, als die Widdumshäuserin auch zu kochen verstehen lernte. Ein alter Grabstein zu Surberg spricht für dieselbe. Auf diesem originellen Denkmale aus dem 15. Jahrhundert aus salzburgischem Marmor läßt nämlich die Vorderseite den parochus loci mit dem Altarkelch in den Händen erkennen, während auf der Rückseite desselben Steines seine Hauserin mit einem Kochlöffel im Gürtel abgebildet erscheint. Ein

rührendes Zeugniß, wenn auch nicht ehelicher Treue, doch häuslicher Eintracht und Würde.

Wenn freilich die Köchin täglich nur ein einziges Leberknödel zu bereiten hatte, — und es lebte bis vor Kurzem in hohem Alter noch ein angesehener Pfarrherr im Riemgau, der diese kräftige Speise gut zwölf Lustren ohne Unterbrechung täglich genossen hat, — dann konnte sie ihrem Herdamte wohl anstandslos vorstehen. Aber im Ganzen genommen ist der Mittagtisch in den Pfarrhöfen doch ein frugaler, ja nicht selten so ordinär bestellt, daß die in Kooperatoren latinisirten Gesellpriester sich darüber zu beschweren meistens triftigen Grund haben. Sehen sie doch nicht selten Jahr aus Jahr ein nur schlechte „Watscher", wie man das Sauerkraut nennt, als das einzige und oft ungenießbar bereitete Gemüse auf dem Tische, eine selbst für Bauernmägen strapaziöse Zumuthung.

Daher kommt es nicht etwa nur bei den Franziskaner Mönchen vor, daß sie nach Ablauf ihrer so häufigen Fasten die kräftigeren Fleischspeisen verschmähen, weil sie deren fast entwöhnt, sondern auch weltliche Priester wissen vermöge ihrer kargen Lebensweise mancher leckeren Bissen leicht und consequent zu entrathen. Bei einem Sebastiani-Festessen, welches der Pfarrer von B.— jährlich zu geben verpflichtet ist, überzeugte ich mich selbst, wie ein ehrwürdiger Commorant all die Gänge edler Fische und Geflügel sowie mehrere Wildpretplatten an seiner Person unangetastet vorübergehen ließ. Erst in dem Augenblicke als gebratene Würste auf Blaukraut servirt wurden,

nahm er sich mit den Worten eine complete Portion heraus: Ha! endlich kommt doch etwas für mich!

Ebenso einfach ist es mit dem Trunk bestellt. Jene alten Herren vom großen Durst, die nach der zehnten und zwölften Maß melancholisch erst bemerkten, daß „sie das Bier nicht mehr annehmen wolle", jene tapferen Trinker findet man kaum mehr. Oft zahlten sie der Kellnerin abschlagsweise schon beim Eintritt in das Herrenstübchen des Wirthshauses einen Theil der Zeche im Voraus, damit das profane Volk der Gaststube bei ihrem Heimwege nicht merken sollte, welche Summe die Herren auf einem Sitze vertilgten.

Die Zeit verändert der Trinker letzten Rest an Poesie, bis auch der Deutsche an dem amerikanischen Ladentisch angekommen sein wird, an jenem langweiligen trink-bar, wo man nur stehend seinen Durst stillt, ähnlich wie an den prosaischen Hallen unserer kohlensauren Jungfrauen. Da wird man denn auch in künftigen Jahrzehnten, wenn einmal die Mönche eher den Anachoreten gleichen werden, wie sie Professor Thedy in Weimar gemalt, die gemüthlichen Klosterstübchen mit ihrem cervisialen Humor und der von Grützner unnachahmlich fixirten baiuwarischen Gemüthlichkeit als Opfer für römischen Eigensinn im Lande ungern vermissen, vielleicht solche Bilder nur noch als Andenken an eine selbst verscherzte, angenehme Kulturperiode in Museen bewahren. Dem Kulturhistoriker gezieмt es, hievon wenigstens rechtzeitig Notiz zu nehmen. Es ist aber auch geradeso in seiner Pflicht gelegen, merkwürdigen

von der Zeit wohl nie mehr reproduzirten Typen seine Aufmerksamkeit gelegentlich zuzuwenden. Da kann auch der Einwand, es gezieme sich doch für anständige Schriftsteller kaum, das private Leben von Geistlichen in näheren Betracht zu ziehen, nicht mehr Geltung erwarten, zumal seitdem der Klerus sich in das öffentliche Leben und auf die politischen Bühnen hervordrängt und allenthalben fast mehr den Aufgaben des Staates seine Aufmerksamkeit widmet als seinem apostolischen Beruf. Wer aber an Straßenecken sich niedersetzt, darf über öffentliches Betrachtetwerden nicht weiter sich beschweren. Uebrigens läge mir nichts ferner, als ehrwürdigen Vertretern des geistlichen Standes zu nahe zu treten oder vielleicht unter dem Schein des Humors ihnen eins am Zeug zu flicken.

Allein einestheils bliebe die Physiognomie der Gemeinde im Gebirge ohne ihren Seelenhirten eine unfertige Skizze, anderntheils verschwinden die alten Originale im Landklerus so zusehends, daß vom kulturhistorischen Standpunkt aus betrachtet eine merkliche Lücke verbliebe, wollte man gerade diese einflußreiche Partie des Gemäldes ohne Lokalbetonung ausfallen lassen.

Daß ich dabei meist nur Typen verstorbener Charaktere behandeln werde, möchte ich der Beurtheilung wegen auch gerade ebensowenig unerwähnt lassen, als daß eine tendenzlose offene Schilderung jedenfalls mehr Anspruch auf Werth besitzen wird, als jedwede stille Mittheilung von Mund zu Mund, wobei keiner dem andern was gesagt haben will.

Die hervorragende Thätigkeit des Landklerus wird wahrlich überall in der unabläſſigen und Hilfe ſpendenden Karitas erblickt werden. Mühthätig ſind ſie faſt Alle, die einfachen Miſſionäre, welche den Armen nicht blos die Lehre des enthaltſamen Heilands von Nazareth predigen, ſondern nicht ſelten ſelbſt ſo arm ſind, als hätten ſie jegliches Beſitzthum voraus den Armen ſchon gegeben und folgten nur noch ihm nach. Pfarrherren, denen ein gepolſterter Stuhl ſchon ein Möbel an der Schwelle der Verweichlichung iſt, die ihre Bücher wegen Mangels an einer Stellage auf dem Fußboden ausgebreitet, oder die auf ſteinhartem Nachtlager zu ſchlafen gewohnt, waren bisher nicht ſeltene Asceten. Ihr frommes Wirken als ſchnelle Verrichter oder gute Ziehmeßleſer, wie auch als wettergerechte Herren entzieht ſich meiſt der Oeffentlichkeit; erſt nach ihrem Tode überſchlägt der Teſtamentsvollſtrecker zur Ueberraſchung der Leibeserben die Summen, welche der unvergeßliche Seelſorger im Stillen zu guten Zwecken verwendet hat. Dieſe Medaille hat freilich manchmal eine trübe Kehrſeite, beſonders ſeit der fatalen Einführung von Strafen für verſchwiegene Kapitalien.

Einen Gegenſatz zu ſeinen barmherzigen Collegen bildete weiland ein Pfarrer in Ueberſee, der ſehr knauſerig im Almoſengeben geweſen. Damit ihm kein Landfahrer oder Bettler über die Schwelle komme, kaufte er ſich den Tſchako eines Gendarmen, ſtellte dieſes Abſchreckungsobjekt hinter das der Hausthüre zunächſt befindliche Fenſter. Zugleich erſetzte er damit auch einen Haushund,

der doch auch wieder hätte gefüttert werden müssen. Dieser Hirt nahm sich freilich auch um das Wohl seiner Schäflein an, aber er kämmte ihre Wolle auf empfindliche Weise.

So empfahl er jedem Hausvater seine Vermittlung, um unverzinsliche Baarbestände in verzinsliche Papiere anzulegen. Die meisten ohnedies wohlhabenden Bauern schleppten viele Geldsummen ihm zu diesem Zwecke in den Pfarrhof. Hiefür erhielten sie damals bayerische Grundrentenobligationen, auf welchen ja der Werth deutlich ausgedrückt war. Hundert gegen Hundert — Tausende gegen Tausende! „Da seit si' nirn!" Was wußte der Bauer von dem Unterschied in al pari oder wie damals der Kurs gestanden zu 85! Nach Vollzug dieses Vermittlungsgeschäftes aber ließ der Schlaumeier sich versetzen.

Vielleicht hat er an anderer Stelle die Früchte seiner Crispinusarbeit doch wieder der Kirche zukommen lassen. Wer weiß! Denn die geistlichen Sammler für die Kirche, sowohl für ihr eigenes Gotteshaus, als neuerlich auch für die ecclesia militans, bilden eine Legion.

Jeder Grabstein eines Pfarrers bezeichnet zugleich auch die Finanzperiode, in welcher er als Mehrer des Kirchengutes gewirkt hat. Nebenbei sind bis heute die Musen nicht ausgeschlossen, Klio voran und Euterpe. Die in früheren Zeiten unausweichliche Freundin Terpsichore ist dem tonsurirten Gesellschafter heutzutage gänzlich unmöglich geworden. Geognosie, Botanik und besonders

Lokalgeschichte findet im Pfarrhof gesunde Wart und Pflege. Musik und Gesang dagegen sind in dem Widdum fast allerorts verstummt. Die Spielkarte ersetzt Noten und Instrument. Dabei bleibt es immer eine heikle Aufgabe, bei geistlichen Herren von gewissen Zeitrichtungen zu sprechen. Für jeden Gegensatz läßt sich ein Charakter finden, der dafür Zeugniß gibt.

Während Pfarrer O. in Traunstein vor etlichen Jahrzehnten noch gegen die Fremden und Franken eiferte, die das Bergsteigen und Spazierenrennen in's Land gebracht hätten, eine nach seiner Anschauung in Oberbayern überflüssige Unsitte, weil Stadt und Markt allerwärts und in verschiedenen Richtungen Bierkeller besäßen, über die eine ehrsame Bürgerfamilie hinauszugehen doch keinen reputirlichen Anlaß habe — während dieser Zeit wußte sich der Pfarrer H. in Inzell kein größeres Vergnügen, als auf seinem falben Norweger im Gebirge einen Berg, soweit es ging, anzureiten. Auf dem Plateau des Stauffener Zwiesels hat ihn wohl mancher Reichenhaller Kurgast gesehen, — eine Reiterstatue auf kolossalem Postament!

Andere wiederum frequentiren die Schießhäuser. Auf den großen Schützenfesten in Tirol oder der Schweiz bekundet der Klerus merkliche Theilnahme, wohl zum nicht geringsten Maße aus der Fähigkeit beziehungsweise planmäßigen Accomodation an Sitte und Brauch des Volkes und im Volksleben.

Man wird wohl kaum irren, wenn man das Ab-

kommen der Reitpferde in Pfarrhöfen mit dem Verschwinden der Naturalwirthschaft in Zusammenhang bringt.

Wie bemerkt, konnte in früheren Jahrhunderten, wo die Parochialgrenze einer Pfarrei am und im Gebirge weit über 10 Wegstunden in einer Thallänge dahinzog, ein unberittener Kurat gar nicht gedacht werden. Auch des letzten geistlichen Reiters Kostum, welches wir so oft bewunderten, wie belächelten, wird kaum mehr wiederholt werden. Der Herr Pfarrer B. von Bachendorf, im polnisch geschnürten Studentenrock mit rothem Futter und hoher steifer Kravatte liebte seinen Schimmel mit rother Schabrake satteln zu lassen, ein gar farbig Bild auf der Folie der Raine seiner Dienstgründe oder der benachbarten Gemeindefluren.

Derselbe Herr begleitete lange Jahre hindurch die Ehrenstelle eines Vorstandes des landwirthschaftlichen Vereinsbezirks Traunstein. Sein Hauptgrundsatz gipfelte in dem Axiom: Verbesserungen auf diesem Gebiete könne nur der wohlhabende Großgrundbesitzer probiren wie ausführen, also sei es auch zwecklos andere als Großbauern für den Verein zu engagiren und zu gewinnen. Kam z. B. eine Präsidialanfrage ihm zu Gesicht, ob man in seinem Vereinskreise nicht Jungen habe, denen man mit einigen Schulkursen an Landwirthschaftsschulen oder gar mit Stipendien vielleicht unter die Arme greifen könne, da gab er an besagte Obervorstandschaft gewöhnlich gar keine Antwort ab. Um aber auf dem Aktenprodukt doch einigermaßen seine Thätigkeit zu bezeugen schrieb er einfach darauf: Nichts für uns! oder ein

Verscitat aus dem neuen Testamente darunter, z. B. unter obige Zuschrift nur: Evang. Johannis, Vers so und so: d. h. Wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen!

Befleißigte er sich so und in allen Dingen einer meisterhaften Kürze, so mußte er doch selbst seine unausfällige Jahresversammlungsrede des Vereins in dem Momente abbrechen, als in dem Gastzimmer des Wiespaur'schen Hotels zu Traunstein das Küchenfenster sich aufschob und der berückende Dampf von Fisch und Braten eindrang. Damit war jegliche Discusion unmöglich gemacht. Es brach der tapfere Reitersmann dem eifrigsten Edelmann die Lilien seiner schönstgedachten Universalmittel ab, um sie nie wieder pflanzen zu lassen. —

Zu den seltensten Originalen aber, die schwerlich in der Folge mehr anzutreffen, wird immer ein vormaliger Pfarrer M. zu Schmiechen und später zu Grabenstatt am Chiemsee zu zählen sein. Ein großer Gelehrter und Meister todter wie vieler lebenden Sprachen lebte er ein äußerst eingeschränktes Leben unter seinen Büchern, so daß ihm alle politischen Aenderungen und Umwälzungen ein Gräuel erschienen. Zumal jegliche Folgen des „Räuberjahres" 1848 verabscheute er gründlich, da die daraus hervorgegangenen Gesetze dem Pfarrherren den Naturalzehnt wegfraßen und ihm nur eine spärliche Ablösungsobligation dafür als Ersatz geboten wurde. Er wollte dieses Lumpenpapier gar nicht mehr vor

Augen haben. Dieser klerikale Zorn verursachte aber späterhin noch persönliche Verluste. So kam nämlich in Folge von allerlei perennirend aufscheinenden Mängeln in den Kirchenrechnungen eines Tages eine gemischte Visitationskommission in den Pfarrhof, ein geistlicher Commissär der erzbischöflichen Kurie in Begleitung des Bezirksamtmanns von Traunstein, um an Ort und Stelle sich von eingerissenen Nachlässigkeiten selband zu überzeugen. Man stürzte kaum des einfachen Kassenschrankes wenige Schubladen im Wohnzimmer von Hochwürden, so fand sich sofort, daß von den Talons der Grundrentenobligationen des Jahres 1849 nicht ein einziger Coupon abgeschnitten und daß wiederum von diesen Zinsabschnitten inzwischen viele verlooft erschienen, aber mittlerweile nicht eingelöst würden. Und nun schrieb man bereits 1865! Während der geistliche Commissär nun über den enormen Verlust des Kirchenvermögens zu jammern und über Ersatzleistung nachzurechnen begann, fragte der weltliche Curator den stumm dabei stehenden Schuldigen: „Ja Herr Pfarrer! wie ist denn das möglich, daß Sie seit so vielen Jahren den Zinsenverlust über sich bringen konnten?“ — „Ja, mein Gott! Zufällig bin i' halt seitdem nicht mehr an das Kassenpult hinkommen!“ war die mehr als lakonische Ausrede. Die beiden Commissarien starrten sich nun erst recht an — vox faucibus haesit! „Wie! Nicht hingekommen, seit siebzehn Jahren? Und sie verstummten vorerst mit dem Defektuar, der später eben so gleichgiltig den Ersatz geleistet hat, als willig, weil er nur wieder eine Zeit

lang unbehelligt von solchen ekligen Geldgeschichten und ägyptischen Finanzplagen seine Ruhe gefunden hatte.

Merkwürdig! Von demselben gemächlichen Haushalter fanden sich nach seinem Tode die genauesten Tagbücher über die Widdumsökonomie äußerst sorgfältig von der eigenen Hand desselben geführt, summirt und bilancirt. Also war's wohl nur der Widerwille vor dem Papiere des Staates, der die Rechnung des Kirchenvermögens so empfindlich zu schädigen im Stande war.

Eines dieser Haushaltbücher, bereits vor einem halben Jahrhundert abgeschlossen, gewährt uns wenigstens einige authentische Einblicke in den Haushalt eines oberbayerischen Pfarrhofes, in das Widdum, dessen inneres Leben sich so selten der Beurtheilung öffnet.

Für den Spezialhistoriker sind solche Einzelheiten von Aufschreibungen nicht selten ein wahrer Schatz. Aus ihnen lassen sich nicht nur manche Zeitverhältnisse, sondern auch die Charaktere des Schreibers in seinem Mosaik wieder zusammensetzen. So entsprach es sicher dem Naturell unseres hochwürdigen Herren, wenn er neben den Saat- und Ernte-Ergebnissen, Düngeraufwand für jeden Acker, wenn er gleich unter den Dienst-, Spinn- und Weblöhnen nicht blos alle möglichen kleinen häuslichen Ausgaben, sondern auch jene für die Kirche und Pfründe vermischte und seine Glossen dazusetzte. So bei der Saat von einer neuen Sorte von Kartoffeln im Hausgarten den frommen Wunsch und Segen: crescite et multiplicamini benedictione Dei omni potentia, so bei der Ernte den Seufzer: „Ein mittelmäßig Fuder!

Deo gratias! Brauch's wohl!" Manchmal führte den Herrn sogar gerechter Aerger den Federkiel z. B. wenn er folgenden Eintrag gemacht: „Heut ließ ich den sehr schlechten Zehnthaber noch durch die Windmühle und da wurde mittelmäßiger Haber aufgehoben $7^1/_2$ Schäffel, an Spreu und taubem Haber vom Müller gerade zwei Scheffel weggeputzt — horrend!"

Auch die jährliche Naturalwirthschaft des Jahres 1834 gibt eine Gesammtübersicht folgender Maßen an. An Getreide wurden also verkauft

	3	Scheffel	Rogen	um 27 fl. 50
	$1^1/_2$	„	Weizen	20 fl. 47
	23	„	Haber	117 fl. 24
verspeist	$9^5/_6$	„	Roggen	
	6	„	Weizen	
verfüttert	$15^5/_6$	„	Haber	
	$4^3/_6$	„	„ fürs Geflügel	
ausgesät	$8^2/_6$	„	Haber	in der Flur Hirschau
	$2^2/_6$	„	Winterrogen „ „ „	Winkel
	$-^3/_6$	„	Winterweizen „ „ „	Winkel

Wie bemerkt, mit der Sorgfalt eines Gutsverwalters folgen die Einträge der Einnahmen wenn auch mit denen aus Seelgottesdiensten, Jahresgedenken und Stolgebühren nach dem Anfall in chronologischer Weise.

Die Tage des Rinderns, der Trächtigkeit und des Kälberns jeder mit Namen und Farbe genannten Kuh nebst der Bemerkung des taurus proprius seu alienus finden sich eingetragen und sein damaliger Veterinär, nämlich der Schmied von Chieming, ist nicht vergessen,

da er für eine Kur 1 fl. empfing. Auffallend erscheinen gegenwärtig die geringen Preise der landwirthschaftlichen Produkte, denen ja zu jener Zeit jedwede Nachfrage aus der Fremde abging. Kälber wurden um 4 fl. 30 bis höchstens 9 fl. 30 abgelassen, ein Schäffel Roggen kostete 8 fl., für 19 Gänse mit 18 „Jung" erlöste die Pfarrköchin 21 fl.

Dagegen bezog der Pfarrherr seine 26 Eimer Winterbier, theilweise in Geld und theilweise in Getreide bezahlt, noch um den unwiederbringlichen Preis von $3^1/_2$ kr. pr. Maß!

Die pfarrlichen Einnahmen jener Zeit haben auch bereits ihre historische Patina und sind es also werth aufgezeichnet zu werden. Verweht und vergessen sind mittelst der Ablösungsgesetze die Freistiftslaudemialgebühren und manche angenehmen zufälligen Einnahmen der alten Herren. So oft sich ein Brautpaar vor ihnen präsentirte begann das Geschäft nicht etwa mit einem scrupulosen Brautexamen, wobei hie und da die weibliche Hälfte mehr erröthet als besteht, bewahre! Das Abstandslaudeminum des Bräutigams vielmehr wurde von der Hälfte des Ankaufspreises mit 2% (also z. B. 8 fl. 54 kr.) und die Zustandsgebühr der Braut mit 5% (also z. B. mit 17 fl. 48 kr.) genau ausgerechnet. Dann kamen ja die eigentlichen Hochzeitgebühren als sponsalia erst im Gefolge.

Bei anständigen Bauernfamilien summirten sich diese ohngefähr also:

Aufnahme der Sponsalien		45 kr.
Verkündigungin sinuation		30 kr.
dreimaliges Verkünden		30 kr.
das Ertheilen des Johannissegens		24 kr.
die Copulation	1 fl.	12 kr.
das Hochzeitamt	1 fl.	—
Opfer zur Kirche	—	48 kr.
Opfer beim Nachhochzeitamt	—	11 kr.
	5 fl.	20 kr.
Manchmal sind gleich auch Taufgebühren dazu gesetzt	—	24 kr.

Die Taxen bei Begräbnissen wurden im Durchschnitt nach folgende Sätzen für funeralia erhoben:

für Aussegnen	1 fl.	30 kr.
Beerdigung	—	45 kr.
Rosenkranz	—	15 kr.
für drei Seelenämter mit Gedenken	3 fl.	— kr.
„ drei Beimessen	1 fl.	30 kr.
„ Vigil und Libera	1 fl.	30 kr.
„ mortuas	5 fl.	—
„ den Leichenbeschauer	—	30 kr.
„ die Kirche	—	48 kr.
	14 fl.	48 kr.

Was aber meinen lieben Freund Dr. Steub interessirt hätte, das sind die respektablen Jahresausgaben für Bücher und Schriftwerke im Durchschnitt zu 40 fl. 39 kr. Allerdings kommt da selbstverständlich in erster Reihe die theologische Literatur in Betracht:

7 Bände von Haubers Gebetbuch, das katholische Hausbuch, Allioli die hl. Schrift, die himmlische Schatzkammer, Veits homiletische Vorträge und Nelks der Glanz des Throns, alsdann der unvermeidliche Canisius, aber auch Dittrichs Predigten, Mählers Symbolik, hier Väterliche Lehren und Uebungen des Geistes, dort Dobmayrs Dogmatik sowie v. Stolberg Geschichte der Religion Jesu. Diese Bücherei forderte der Beruf.

Aber hieran reihen sich aus der Kollmann'schen Buchhandlung: Göthe und Johannes v. Müller, Gotthilf v. Schubert's Allgemeine Naturgeschichte, Irlbeck die Landschaft und Lipperts Annalen. Selbst Adolf v. Schaden's humoristisch, topographisch, statistische Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München fehlt nicht.

Nicht genug: Neben spanischer Lektüre paradiren die Anthologia graeca, Curtius, Ovidius und Plinius finden eine stolze Nachbarschaft an der Storia della litteratura italiana v. Cavaliere Giuseppe Maffei und Theocriti Reliquiae edirt von Theophil Kießling.

Dabei las der gelehrte Klausner, wenn er seine Pfeife mit Portorito à 1 fl. 12 kr. das Pfund gestopft, die Moj'sche Zeitung, die Landbötin und die Abendzeitung.

Nun das Steub'sche Examen wäre wohl damit cum laude bestanden. Aber auch eine andere zarte Saite, die der christlichen Caritas, wird oft genug in dieser wirthschaftlichen Biographie von ihm kurz angeklungen. Der Ton klingt ächt und würdig. Unter vielen Gutthaten und Spenden für Arme, sein Gesinde und besonders Gödl und Verwandte, fand ich auch ein

mildthätiges Herz für die Abgebrannten seiner Gemeinde Grabenstatt.

Eine Familie blieb gleich über Jahresdauer im Pfarrhofe, bis ihr Haus wieder gebaut und bewohnbar. Unbehelligt würde sie noch länger beherbergt worden sein, konnte doch der gute Seelenhirt auch dem fremdesten Menschen eine Bitte nicht abschlagen.

Die Pfarrköchin hat mir selbst eine Mittheilung anvertraut, die ihren ruheliebenden Herren treu charakterisirt.

Jährlich kam nämlich ein zudringlicher Geschäftsreisender in den Pfarrhof. Gegen dessen anhabig Wesen half nicht Güte nicht Zorn. Ohne Geschäft war er nicht anzubringen. Der Herr Pfarrer gebrauchte nun in der Folge sofort das kürzeste Mittel, nahm ohne ein Wort zu sagen jedesmal sogleich aus dem Kram ein Fläschchen heraus, in der Meinung, es sei farbige Tinte, legte einen Gulden auf den Tisch und so scheuchte er die quälende Hausfliege jedesmal so schnell als möglich vom Halse.

Nach seinem Tode fand der Verlassenschaftscommissär Dutzende solcher Büchschen vor und wunderte sich nicht wenig, wie denn der Defunkt in diesem Artikel solchen Verbrauch hinterlassen konnte — und was kaufte er seit Jahren lediglich der Ruhe wegen? risum teneatis amici! — Schminke! immer wieder Schminke! —

VI.

Die drei Stadtmüller.

„Recht guten Morgen, Herr Amtmann! Könnten wohl so gut sein und uns sagen, wem der Fluß innerhalb des Weichbilds der Stadt Traunstein zum Eigenthum gehört.“

Mit dieser offenherzigen Bitte erschienen einmal die drei bürgerlichen Vertreter des städtischen Mühlengewerbs im k. Rentamt: der Vordermüller, der Mittermüller und der Hintermüller. An deren Werken liefert ein Kanal die Triebkraft mittelst des rasch hinströmenden Wassergefälls. Sie waren also die Hauptinteressenten an der Traun.

„So viel ich weiß,“ entgegnete freundlich der Amtmann, „gehört die Traun dem königlichen Aerar und war schon zu Zeiten der alten Bayernherzoge ein unvordenkliches, der Krone gehöriges und also jetzt dem Staate zukatastrirtes Eigenthum.“

„Sagt man!“ bemerkte der schlaue Mittermüller, der Sprecher des Consortiums, und fuhr mit seinem

Rockärmel über die Filzrolle seines kaum mehr modernen Hutes.

„Wenn es doch anders sein sollte," erwiederte der Beamte, „so werden uns die älteren Akten bald Aufschluß geben."

„Bitten gar schön, halt nachzuschauen; wär ja möglich, daß den Müllern der Stadt das Wasser rechtlich zugehöre. Gnä' Herr! Nehmens uns nur die Störung nicht übel; allein wir wollten uns eben doch einmal um unser Besitzrecht bekümmern."

„Ihr Recht in Ehren!" erwiederte der Amtmann. „Die Sache soll gründlich geprüft werden. Er versprech' es Ihnen. Dann kommen wir ja doch auch gelegentlich wieder zusammen!"

„Im Voraus danken wir halt recht schön für Ihre Bemühung. Ruhsamen Abend, Herr Amtmann."

Und somit entfernten sich die drei wohlgenährten Mehlwürmer unter Versicherung ihres großen Vertrauens. Natürlich stöberte der Beamte die Akten aus seiner „reponirten" Registratur bald auf und darin herum und fand zu seiner ebensogroßen Ueberraschung als Befriedigung bestätigt, was er den Gewerbsgenossen schon mitgetheilt hatte. Allein er fand in den stummberedten Papieren noch mehr als dies.

Die Protokolle, welche zum Zweck der Feststellung des Nutzungsrechtes an dem lustigen Gebirgsflusse sich in den Akten häuften, ließen ohne besondere Mühe deutlich erkennen, daß schon die drei Vorfahren und Väter des mehlstaubenden Terzetts seinerzeit wohl Ansprüche

gemacht, aber auch nach Verlauf von verschiedenen Verhandlungen auf alle und jegliche Eigenthumsrechte an den Wassern des Stadtbezirks verzichtet haben. Ja selbst die gegenwärtigen drei Müller haben schon einmal unter einem früheren Amtmann den Verzicht durch Unterschrift ausdrücklich und wiederholt bestätigt. Allerdings war darüber mehr als ein Jahrzehnt verflossen.

Der gegenwärtige Amtmann, anfangs verblüfft über den Stand der Sache, suchte nach Akten jüngeren Datums, weil er nicht anders annehmen konnte, als wären nachgerade doch den drei Mühlenbesitzern Gerechtsame eingeräumt worden. Wie wäre es denn sonst möglich, daß das Trifolium so gemessen und bestimmt sich darum zu Amt begeben hätte.

Seine Ueberraschung stieg aber bald noch in ungemessene Höhe als nach einigen Tagen eine Klage des k. Anwalts, des Advokaten Dr. H. in T. Namens der drei Stadtmüller bei Amt eingelangte, natürlich gegen den k. Fiskus wegen des Eigenthums an der Traun innerhalb des Burgfriedens der Stadt T. Ebenso grausam als wie diese Klage gereckt und gestreckt war, erfolgte aber auch nach geraumer Zeit die Abweisung derselben vor Gericht.

Nun lag dem Amtmann doch daran, der eigentlichen Veranlassung auf den Grund zu kommen, warum denn von Seite der sonst so schlauen und haushälterischen ja knausernden Geschäftsleute und trotz der Klarheit des Rechtszustandes diese so frappirenden als keineswegs wohl-

feilen Anstrengungen auf dem Rechtswege gemacht worden seien.

Auf einem Spaziergang begegnete der Amtmann den Herrn Magistratsrath M. von der Mittermühle und nach manch freundlichem Austausch des Gespräches fand er Gelegenheit, den wohlhäbigen Vollbürger zu ersuchen, ihm doch die treibende Ursache jenes Streites mitzutheilen.

Da blieb Herr M. stehen, blitzte mit schlauen Aeuglein unter den Brauen hervor und preßte die breiten Lippenbänder oft so scharf zusammen als wollte er den Ausbruch eines Gelächters gewaltsam unterdrücken. „Ursach? O mei! Wie's halt so bei uns Brauch und Herkommen ist — wissen's Herr Amtmann, da kann man nicht leicht drüber hinaus!"

„Nun also, Herr M. — wer oder was gab den Impuls zu diesem mir unerklärlichen Anrufen des Gerichts?"

„Ja, sehen Sie und bedenken Sie: der Doctor ist doch bekanntlich zugleich Brauer und läßt seit Jahren im Turnus bei uns drei Stadtmüllern seine Braugerste mälzen. Nun, und von der Väter Zeiten her sind wir dagegen Stammgäste in seiner Wirthschaft.

Eines Abends saßen wir wieder am alten Kompagnietisch beisammen, da beredeten wir drei Müller uns, wie man halt so aus Geschäftsrücksichten darauf kommt, ob es denn nicht, wie früherhin auch, so wieder einmal angezeigt erschiene dem Herrn Doctor ein Präsent zukommen zu lassen. Wissen's, solche zeitweilige Geschenke

sind nothwendig zur Aufrechthaltung des Geschäftsverbandes, und, setzte der schlau blinzelnde Herr M. dazu, wissen's, das kommt übrigens im Geschäft Alles wieder reichlich ein. Und lächelnd fuhr M. fort:

Nun hätten wir um das und jenes berathen. Da verfiel der Vetter Hintermüller auf die Idee, man müsse dem Doctor gerade das bieten, was ihn am meisten Freude mache.

Und das ist jedenfalls ein Prozeßlein, jubelte der Vordermüller. Lassen wir ihm eins führen! Das g'freut ihn am meisten!

Recht so, sagte ich! fuhr Herr M. fort. Aber um was denn streiten?

Ah bah! Strengen wir nur einmal den alten Streit ums Wasser im Stadtrayon wieder an, wie ihn des Doctors Vater schon für unsre Väter angehängt hatte. Da muß der Doctor ja sogar die alten Vorakten noch in Händen haben! setzte der Hintermüller schmunzelnd hinzu. Ja das freut den Commentarbohrer mehr als Alles!"

„Aber lieber Herr M.!" fiel ihm der Amtmann in die Rede. „Haben Sie denn nicht den Kostenpunkt erwogen, zumal im Falle des Unterliegens?"

„Freilich, freilich! Das war ja die Hauptsache. Wissen's, wir haben ja vornherein und „voneh" gewußt, daß der Doctor den Prozeß verlieren muß, weil der Fiskus uns jederzeit mit seinen Beweisen durch Mahlgang und Mühlschuß durchtreiben kann, aber auf diese Art hat doch der Doctor einmal wieder einen kräftigen

Deservitenzettel schreiben und eintreiben lassen können und über das geht eam nixn! Verstehn's? Na was is drum! Auf der Malzdarr' kommt doch Alles wieder zum Vorschein. Aber, wie g'sagt, es handelt sich im G'schäft oft nur um die Art und Weise, wie man aufmerksam und nobel erscheinen soll."

Und nun, warum der Amtmann diese kurze Geschichte öfter gern erzählte? Weil die meisten Reisenden, die gar flott und rasch heutzutage durch das Land dampfen, sich dann gleich einbilden, nun hätten sie mit ihrem Rundreisebillet auch schon ein Urtheil über Land und Leute erworben.

Wer tiefer in den Spiegel der Volksseele hinab schauen will, der muß oft aussteigen und sich den beschwerlichen Fußweg nicht verdrießen lassen. Selbst scheinbar dummen Handlungen liegen oft die originell schlauesten Triebkräfte zu Grunde.

Und die plaudert man selbst auf der Mühle nicht gern zweimal aus.

VII.

Ein landwirthschaftliches Gaufest.

Tausende von einsichtsvollen Guts- und Grundbesitzern in Bayern mochten es wohl wie eine dem süddeutschen Fleiße dargebrachte Ehrung empfunden haben, die man ihrem tapferen Pioniere auf dem Felde des rationellen Fortschritts und bethätigten Aufschwungs, dem damaligen Generalsecretär des landwirthschaftlichen Vereines, unserem unvergeßlichen Freunde Adam Müller zu München erwiesen hat, als die Vertreter landwirthschaftlicher Interessen von ganz Deutschland zu München getagt haben.

Besonders norddeutsche Großgrundbesitzer hegten damals den Wunsch, hiebei Gelegenheit zur Beurtheilung einer Heerde Gebirgsvieh zu erhalten. Man bezielte nämlich nicht eine Vorführung ausgesuchter Paradestücke, die eigens etwa zu diesem Zwecke gepflegt und gefüttert würden, es sollte A. Müller vielmehr ohne weitere Zeit

zur Vorbereitung wenn möglich den ganzen Bestand eines Almbeschlages, gut wie schlecht, einer Prüfung unterstellen lassen.

Um nun diesen Wunsch erfüllen zu können, wandte sich Adam Müller in aller Eile an das landwirthschaftliche Bezirkscomité Traunstein, im festen Vertrauen, daß dasselbe die Aufgabe so rasch als eifrig übernehmen werde. Der Generalsecretär wußte wohl, daß der dortige Vereinsvorstand längst historischen Studien über die Frage der Herkunft des bayerischen Gebirgsrindes obgelegen und in seiner „gelben" Zeitschrift deshalb manche Anregung gegeben hatte. Anderseits wäre es ohne dessen vorhergehenden Bemühungen um die Hebung der Viehzucht mittelst sorgfältigerer Auswahl der edeln Pinzgauer Race kaum gelungen, eine an der Grenze zwischen Bayern und Tirol eingebettete Gemeinde für Müllers Vorhaben zu gewinnen. Allein für diese seine Bestrebungen erzeigte sich in Erinnerung was Müller für die Leute gethan ihre Dankbarkeit in lebhafter Weise, wenn auch eine gewisse schlaue Rücksicht auf die werkthätige Unterstützung von Seite der obersten Vereinsorgane die Gemeinde Reut im Winkel mit bestimmte, die Aufgabe zu übernehmen, nicht ohne Besorgniß vor allenfallsigem Schaden, welcher bei der bedeutenden Entfernung von der Stadt Traunstein durch einen auf zwei Tage Eintrieb und fast auf eine Woche zu berechnende Unterbrechung ihrer Weide entstehen könnte. Allein der Ehrgeiz hat bei den Aelplern doch stets auch ein Wort darein zu reden. Und er gab den Ausschlag. So improvisirte man denn zu dem ohnehin geplanten

Gaufeste eine Viehausstellung möglichst nach dem natürlichen Hergang auf den Bergen, indem man einen grünen Anger an der Stadt hiezu bestimmte und mit einer original eingerichteten Alphütte ihm den Charakter der Almweide anpaßte.

Aus dem Wunsche der oldenburgischen Oekonomen und pommer'schen Ritter vom Stall ließ man die praktische Idee der Besonderheit einer technischen Prüfung des lebendigen Vermögens und eigentlichen pecunia einer Berggemeinde erwachsen. Seitdem wurde sie ja wiederholt beobachtet und stets mit Glück befolgt.

Daß die vornehmen Gäste zu München damals in ihrer Tagsatzung sogar eine Pause eintreten ließen, um einen Tag für das Fest in Traunstein frei zu bekommen, erregte Aufsehen. Adam Müller leitete diesen Beschluß und die fröhliche Fahrt nach dem schönen Gau. Kurz nach einer herzlichen Begrüßung der „fremden" Herren ertönten auch schon die gedämpften Akkorde der Herdeglocken und von kräftigem Juhschrei und langgezogenen Tonfällen des so charakteristischen Jauchzens der Sennin unterbrochen rauschte es über die Höhe der „Waschleite" entlang von der Blitzkapelle herab wie Reitertraben, bis die ganze Heerde auf der Angerwiese sich mehr und mehr ausgebreitet hatte. Es war für manch schwerfällig Exemplar der braunen Familie kein kleiner Spaziergang, von der Winkelmoosalpe am Fellhorn bis an die Kelleranlagen der Stadt her zu humpeln.

War es doch, als brächte die neugierig glotzende Einwanderung einen Theil frischer Bergluft mit herein.

Wer konnte sagen, ob die schmucke Dirne auf ihre Zöglinge stolzer war oder die Pinzgauer Roblerkuh mit der ehernen Läutschelle am gestickten Bande auf ihren mächtigen Kranzschmuck, gepflückt von der Oswaldstauden, wie man den rothen Almenrausch dort benennt? Grandezza in jeder Muskel folgte der wuchtige Kraftheros des Berges, ein tadelloser Stier als Vertreter der damals neubezielten Kreuzung Simmenthaler Edelblutes mit dem heimischen Pinzgauer Geschlechte. Als wolle er, der Stärkste, die ehrenwerthe Gesellschaft herablassend begrüßen, schüttelte er sein gekrauftes Haupt mit farbiger Blumenkrone geziert und an Stelle des Ordenszeichens seines Kraftadels trug er am Lederbande eine rundbauchige Flasche, gefüllt mit ungefälschtem Geiste, der des gelben Enzian meisterlich berühmten Wurzeln entstammt. Von muthwilligen Jungrindern umsprungen stolzirten wohlgenährte Milchspenderinnen ohne Scheu dem Menschengewühl entgegen, um zutraulich betastet und nach allen Seiten beschaut und untersucht zu werden.

Ein fröhlicher Willkomm wechselte zwischen den Almmeistern und den „zuegroaßten" Landwirthen. Die Scenerie gewann sichtlich durch die herrische Regentin der Vierfüßler. Almputzer und Geisbube trugen ihr heute Butterschaff und Stotz nach, und bald saß sie auf dem von ihrem Ahnl geschnitzten Melkschemel und begann rührig ihre Arbeit.

Daß der Zweck einer persönlichen Augenscheineinnahme und der unbeeinflußten Bewerthung einer Viehheerde bald erreicht wurde, darüber hat ein berühmter

Sachverständiger auf dem Platze sein überaus günstiges Gutachten ausgesprochen. Wir gedenken noch oftmals der herzlichen Freundschaft des längst verstorbenen Professors und redlichen Nationalökonomen Richter von Tharand, dessen gewaltiges weil positives Wissen seitdem wohl auch im deutschen Reichstage noch immer vermißt wird. Wie ihn, den aufrichtigen Freund der Kleinwirthschafter auf jenem Wiesenplane Alles interessirte, so reizte ihn auch bald zu erfahren, was denn der Tauernstier für ein geheimes Medikament in seiner Flasche herumtrüge. Der Vereinsvorstand suchte nun ihm und seinen Gefährten die Frage auf praktische Weise zu beantworten.

Um Gotteswillen! — Was thun Sie denn? — Geh'n Se man denn doch weg! so hörte man allenthalben Schreckensrufe, als derselbe auf den bedächtig dareinschauenden Stier zutrat, um die Flasche in die Hand zu bekommen und zu entkorken. Kommen sie doch heran, meine Herren, und verkosten Sie einmal das kostbare Feuer unserer Bergkobolde! So! Und er entnahm einen vollen Schluck aus dem klukfenden Flaschenbauche. Nicht um eine Welt! schrie ihm ein Hannoveraner entgegen. Und ein Anderer der Gäste rief dazwischen: Wahrhaftiger Gott! Das ist Frevel!

Der braune „Maidzog" seines Kuhharems aber blickte so still ja fast schelmisch drein, als fühlte er erst jetzt seine Mission als Flaschenträger und Mundschenk erfüllt und leckte dem herzhaften Trinker ganz traulich die Hand ab, als wolle er wenigstens auch die Aechtheit des Schnapses nachprüfen. Der Vorzug dieser auf-

fallenden Domestication der Almheerden bildete denn auch bei der wohl nothwendig gewordenen Mittagstafel im goldenen Hirschen lange ein Thema gemüthlicher Unterhaltung, und man staunte über den auffallend beruhigenden Einfluß der Aufzucht und man darf schon sagen, der mit ständigem Zureden bewirkten Erziehung des Rindes durch weibliche Behandlung und Hand. Meiner Seel! Die Alpenkühe haben Intelligenz! Nicht mehr Vieh, sondern Thier! Der Stier darf sich keck zu den gebildeten Honoratioren des Landes zählen! So ergänzte sich das Urtheil über das Erlebniß des Tages.

Und noch bevor man zum Abschied das Glas erhob, setzte einer der angemutheten Gäste noch die Thesis zu künftiger Ueberlegung fest: Schade, ja Sünde ist es, in Bayern nicht jedes der Kälber aufzuziehen! Ja, meine Herrn, Sie sollten trachten, auch diese Idee zu verwirklichen! —

Ich hörte aber zu gleicher Zeit die Kellnerin fragen: Was haben Sie gehabt? Schlegel-, Brust- oder Nierenbraten?

Bis aber die Bayern ihre Lieblingsspeise aufgeben, gibt's wohl kaum landwirthschaftliche Gaufeste mehr.

VIII.

Aus dem Munde praktischer Aerzte.

In früheren Jahrhunderten zählte die Hilfeleistung eines approbirten Medicus auf dem Lande zur größten Seltenheit.

Theils gab es überhaupt solche noch nicht, theils verursachte ihre Beiziehung große Kosten, war also nur reichen Familien möglich. Die freiherrliche Familie von Freiberg auf Hohenaschau sandte ihren Hüttenmeister in der Weihnachtswoche 1536 nach Salzburg, um die Hilfe des dortigen Doktors Flegth in Anspruch zu nehmen. Der Bergbeamte wird sich wohl beeilt haben, seinen Auftrag so schnell als möglich zu erfüllen. Gleichwohl sahen wir aus seinen Rechnungen, daß er mit dem Doktor zu Teisendorf übernachten und hiefür 2 fl. 12 kr. Auslagen bestreiten mußte und daß sie dann über Siegsdorf fuhren, wo der Arzt allein für 47 kr. verzehrte.

Der gemeine Mann im Gefühl seines herannahenden Todes und der brechenden Lebenskraft hatte der

Familie einfach dadurch, daß er „den Löffel weggeworfen“ sein Ende angezeigt. Kein Wunder, wenn da die unverstandensten Hausmittel statt der theueren Hilfe des Arztes aufgesucht und dadurch allerlei Hokuspokus und Wahnglaube eingemischt worden sind.

Daraus mag sich denn aber auch erklären, daß das Landvolk in der Folgezeit jeglicher ärztlichen Beihilfe abhold geworden und sich dafür mit der geistlichen Sorge für die arme Seele begnügte. Gestand mir doch ein greisenhafter Altsitzer oder Austragsbauer ganz offen, daß ihm seine nach langem Siechthum eingetretene Wiedergenesung ganz und gar unwillkommen und in den letzten Weg gekommen sei, denn sein Herr Pfarrer habe ihn während der Krise seiner Krankheit so „sauber z'amagricht“ ghabt, um von der Welt zu scheiden, daß er die Reise gen Himmel zum zweiten Mal kaum so beruhigt antreten werde.

In ähnlicher Weise beobachtete ein sehr beliebter Arzt im Chiemgau einmal bei einem Berufsbesuch, daß der schwerkranke Bauer von seiner Bäuerin auffallend sauber und reinlich gehalten mit frischgewaschenem Hemd und neuem seidenen Halstuch bekleidet im Bett lag. Der Doktor konnte nicht umhin die Hausfrau wegen dieser sorgsamen Behandlung des Kranken zu loben. Die zärtliche Gattin erwiderte aber mit treuherzigem Geständniß: „Woaßt Dokta, dös hat Alles sei' Sach. Bal Er amol a Leich is, aftn is gar letz, bis man eam a anders Hemd a'ziagn ko'.“

Wenn die praktischen Aerzte auf dem Lande sich

Zeit nehmen könnten, ihre Erfahrungen aus dem Familienleben mitzutheilen, es würde sich kaum eine ergiebigere Quelle erschließen, den Volkscharakter zu beobachten, als diese Praxis. Aus der Aerzte Mund überkommen erscheinen mir etliche hieher bezügige Mittheilungen der Aufzeichnung werth.

Die Bäuerin auf der Oed lag schwer krank zu Bette und hatte schon wiederholt von Seite des Pfarrers von Siegsdorf die letzte Wegzehrung empfangen.

„Aftn sollt ma jatzt doch no' a'n Dokta kema loß'n," meint der Oberknecht.

„Scho der Verwandtschaft z'wegn," ergänzt die Oberdirn.

Und der Oberknecht spannt ein und fährt in die Stadt, damit der Arzt kommen möge, weniger in der Absicht, die Bäuerin zu retten, als in der Vorsorge, man könnte dem Ingesind von Seite der Nachbarn und verwandten Freundschaft wegen Vernachlässigung ihrer Regentin hinterher Vorwürfe bereit halten.

Der Arzt war schon auf der Landstraße unterwegs nach dem Einod Oed, da begegnet ihn der erwachsene Sohn der Kranken.

„Seids Des leicht da Dokta? Da kinnts meintwegn wieda umwendn. Mei' Muatta werd eppat scho 's Auslöschn überstandn habn."

Nun — rief der Arzt den Buben an — wenn Deine Mutter gerade im Sterben liegt, warum laufst denn Du jetzt fort?

„Warum? Muaß denn nöt der Beck zu Siegs-

dorf allerersicht wissen, wie viel er für's Traueramt Weckn z'backn hot? Wer solls denn bei eam o'frimma, bal i dös vosaama mächt?"

Daß der Bauernsohn den Tod seiner leiblichen Mutter bereits als eine jüngste unabwendbar sich ereignende Besitzveränderung behandelte, ohne auch nur die geringste Schmerzensäußerung über den Verlust zu äußern, überraschte den Doktor nicht im Geringsten, bestärkte ihn vielmehr nur in der Ansicht, daß wahrscheinlich auch hier die ärztliche Hilfe zu spät angerufen wurde. Um aber doch seiner Schuldigkeit pflichtgemäß nachzukommen, fuhr er nach dem Hofe der Patientin vollends hinaus.

Im Hause fand er die Gesindstube voller Leute, die schon in Erwartung des Abscheidens der Wittwe bereit sich eingefunden hatten, um die üblichen Trauer- und Todtengebete zu beginnen und der dabei üblichen Schnapsflasche gehörig zuzusprechen.

Um die Kranke selbst kümmerte man sich weit weniger. Dieselbe lag ganz verlassen in ihrer düstern Schlafkammer.

Wie wohl that ihr ein frischer Trunk Wasser, und manch andere Kühlung und Erquickung, die der Arzt aus seiner Handapotheke ihr gereicht hatte. Wie stärkte sie der frische Luftstrom, der durch das wochenlang nicht geöffnete und nun von kundiger Hand aufgerissene Fenster der Kranken entgegenhauchte. Zur Freude des behandelnden Hilfespenders erholte sich von Viertelstunde zu Viertelstunde die anfangs mißtrauisch umblickende Bäuerin

wenigstens so weit, daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen schien, ihr Leben vielleicht noch einige Zeit fristen und ihr Sterben dann unter erleichterten Umständen vorbereiten zu können. Allein um Letzteres wars der Patientin nicht zu thun. Sie redete nur von ihrem Harm, noch Kosten zu verursachen und ihre Leute zu lang von der Feldarbeit abzuziehen.

Daher nahm sie auch die Zusicherung des Arztes, recht bald wieder nachzuschauen und neue Arzneien mitzubringen, höchst gleichgiltig auf, dabei nur jammernd, ob's denn noch der Mühe werth sei, für ihr Absterben weiteren Aufwand machen zu sollen. Auf dem Heimwege begegnete der Doktor zum andern Male den Sohn des Hauses und theilte ihm die tröstliche Nachricht von der sichtlichen Besserung des Befindens seiner Mutter mit.

Des Buben Gesicht zog sich unter dem struppigen Vordach seiner Haarbüschel zu einer blöd grinzenden Scheibe zusammen und mit einer anschwellenden Zornröthe übergossen herrschte er den Nothhelfer an:

„Moants leicht, ös habts da wos G'scheids g'redt, mit dem Besserwer'n? Jatzt wo i amol d'Weckn all bstellt hon, jatzt braucht d' Muatta nixn weita als sich umaz'legn. Vostehst d' Docta! Zwoamol derleidts es uns a nöt dö Todtenleichkosten zu zahln.

Ein andermal unterhielt ich mich mit unserem Gerichtsarzte. Derselbe betonte gar gern, mit welch gewaltigem Unterschiede in der gegenwärtigen Zeit die

Hygieine von Staats wegen geübt werde, während in früheren Jahrzehnten der Landgerichtsarzt mit fast oberflächlicher Controle selbst bei den Rekrutenvisitationen seiner amtlichen Verpflichtungen ledig geworden. Ja einer seiner Vorgänger bereiste die sämmtlichen Landgemeinden des Jahres nur ein einziges Mal. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich dann alle Familien des Dorfes vorstellen, ordinirte aber auch allen, je nachdem die Zungen der Alten wie der Jungen belegt waren, dieselben Abführmittel, schalt dann Diejenigen öffentlich aus, welche den Aderlaß umgangen hatten und horchte höchstens noch die Gemeindevorsteher aus, wenn sie die Elenden im Wechsel der Pflege und des Unterhalts allwöchentlich von Familie zu Familie nicht richtig verschaffen ließen. Allgemeine Distriktskrankenhäuser waren damals noch nirgends errichtet und an gemeinsame Asyle für Aufbewahrung von Kranken, aufgearbeiteten Erwerbunfähigen oder gar für Bewahrung verwahrloster Kinder zu denken, blieb auf dem Lande der neuesten Gegenwart vorbehalten. Unglückliche Menschen, die des gemeinen Almosens geloben mußten, gab es natürlich zu allen Zeiten und allerwege. Allein Bettelleute „als Polizeiverwandte“ kannte man doch erst seit den traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges.*) Schon die reiche Nomenklatur aller Art von Vagabunden gibt uns hierüber Aufschluß. Die Kermessirer streunten auf den Kirchmessen umher und gesellten sich zu den Landstörzern, Geilern, Zipfern, Stirnern und

*) Volkwissenschaftliche Studien von H. Peetz S. 218 ꝛc.

Stoßern, gegen welche erst das Landrecht vom Jahre 1616 mit Strafen einschritt. Ein weiteres Umsichgreifen heimathloser Armut als Folge von Kriegsnöthen zeigte sich im häufigen Müßiggehen von Kindern, so bei Tag und Nacht auf dem Bettel lagen. Alle „auf der Einschaff“ lebenden Heimathlosen wurden gleich den arbeitsunfähigen Personen von Obrigkeitswegen freilich dem Zechprobst ihrer Geburtsgemeinde zur Abnährung überwiesen. Dieser bemühte sich jedoch, die Armen so hochgradig zu vernachlässigen, bis irgend in der Nähe Klosterpforten sich öffneten und aus christlicher Erbarmniß solchen Elenden eine „truckene Pfründ“ gereicht wurde.

Gleichwohl bleibt es aber ein historisch nachweisbarer Grundzug der Chiemgauer Bevölkerung, daß sie reichlich spendete, sobald Noth und selbst auswärtig Unglück an sie herantrat. Diese laikale Mildthätigkeit äußerte sich aber meist in Stiftungen vom „Gottberat“ an die samaritanisch thätigen Gotteshäuser.

Eines aber, meinte der Gerichtsarzt, ist von jenen alten Zeiten her geblieben, nämlich ein großer Starkmuth in der Selbsthilfe. Hat mich oft der Gedanke beschäftigt, setzte der menschenfreundliche Praktikus dazu, ob die Leute im Gebirge doch ein weit stärkeres Nervensystem nicht stumpfer gegen jeglichen Schmerz mache. Im Vergleich zu unserer sensibleren Stadtbevölkernng ganz gewiß. Und um seine Erfahrung in dieser Richtung an einem bedeutenden Fall zu beweisen, erzählte er mir folgendes Ereigniß:

Die Amtspflicht der alljährlich vorgeschriebenen

Impfung führte mich in eine der entlegensten Gebirgsgemeinden. Dort hatte ich gerade meine Aufgabe im Schulhause vollendet, als ein Holzknecht in dasselbe schweißtriefend hereinstürmte und sich schnaubend erkundigte, ob denn der Doktor noch zu haben sei.

Kaum hatte er den Arzt als solchen erkannt, so bat er ihn auch eindringlich ihm zu folgen. „Auf'm Birg obm is a Unglück g'schehgn! Da sollts halt mit zugreifa!"

Die erste Entschuldigung des alten Herren, daß er — selbst erst vom Krankenbette aufgestanden — ganz außer Stand sei noch einen Berg besteigen zu können, überhörte der Wilde und rief: „Hob mirs wohl denkt, daß Ihr's eppat net vermögt, bin drum selm oba groaßt! I trog Enk scho auffa, seit sie nixn — es schlaunt!"

Da konnt sich der Doktor der Aufforderung denn doch nicht entziehen und mit der kräftigen Vorspann zweier Arme gings denn über Wiesenmahder und Berglahnen besser hinauf zur Alm, als er es dachte. Während dieses Aufstiegs machte der Holzknecht den Unfall klar. Ein einschichtiger Arbeiter wurde am frühesten Morgen von einem stürzenden Baumstamm so unglücklich gequetscht, daß er mit einem Fuß vom „Drehling" gepackt nicht mehr sich frei zu machen vermochte. Mit dem Anschwellen des Beines stieg die hilflose Lage von Minute zu Minute. An eine Rettung war in der wesenlosen Einsamkeit des Vorfalls durch menschliche Beihilfe nicht zu denken. Da faßte der Verunglückte den verzweifelten

Entschluß, hieb sich mit seiner Hacke den eingeklemmten Fuß vollends ab, verband ihn mit seinem Halstuch so gut es ihm Schmerz und Lage zuließ, und schleifte sich dann unter unsäglicher Mühsal so weit herab, bis er durch Schreien die Aufmerksamkeit einer Sennin erregte. Diese schleppte ihn dann in ihre Alm und rief so lange nach Hilfe, bis der Holzer von der anderen Bergseite herüber kam und sich sofort anschickte, nach einem Doktor gen Thal herab zu rennen.

Dem Arzte kam nun zunächst die Aufgabe zu, den bereits stark angeschwollenen Beinstumpf von der gestockten Blutsulze zu reinigen. Als er aber daran ging, die mittlerweile geschrumpften Adern zu suchen, dabei sich neue Blutungen einstellten und er die Beihilfe der Sennin in Anspruch nehmen wollte, da lief dieselbe vor die Almhütte hinaus. Sie könne unmöglich zusehen, wie der Doktor den armen Hascher schinden werde.

„Laßts doch das dumme Mensch laafa, Doktor, bal' sies net derleid'n mog. I moan, i mogs selm no' präsirn, wenn Ihr's justament net alloa z'wegn bringa kinnts. Bitt dazu gar schö um enkeren Cigarrenspitz!

Der Arzt reichte dem muthigen Patienten seinen Rauchapparat und hörte während der schmerzhaften Operation des Sehnenziehens, zu welcher der andere Holzknecht die Wadenmuskelhaut straff in die Höhe klemmen mußte, kaum einen andern Schmerzenslaut als das Zerknirschen der Cigarrenspitze im Munde des Dulders.

Nachdem der Arzt endlich dem Aermsten mit größter Anstrengung den Verband angelegt hatte, blieb er in der Hütte noch bei ihm, denn nun erwartete er wohl Wundfieber und Ohnmacht des Patienten, rief auch die g'schreckte Sennin bei und ordnete die hier mögliche Labung mit Wasser und Milch an. Als aber Stunden vergingen und der Abend hereinbrach, ohne daß sich der Zustand des Verstümmelten merklich verschlimmerte, gab er denn in Anbetracht des Mangels jeglichen Krankenlagers auf der Alm seine Zustimmung, der Kamerad möge nun den Kranken auf dem Rücken zuthal tragen. Der Doktor humpelte keuchend nebenher, und warnte den Holzer dabei wiederholt ernstlich vor seinem nun gefährlichsten Feind — den Schnaps.

„Hörst Du? während der ganzen Reconvalescenz und bis ich meinen Besuch wiederholen kann, hast Du Dich vor Allem vor Schnaps zu hüten! Sonst steh ich für nichts!" Das war die letzte Mahnung des Arztes, bevor er den Verwundeten in der Pflege seiner Bäuerin zu Hause verlassen mußte.

Schon der Nachimpfung wegen war der Gerichtsarzt bemüßigt, die Ortschaft nach einiger Zeit, während welcher der Dorfbader den Verunglückten zu behandeln hatte, wiederum zu besuchen.

Sein Gefährte bog dabei von der Hauptstraße ab und in die zu beiden Seiten mit Heckenzäunen eingefriedete Dorfgasse ein. Diese Esterzäune sind durch die Heimweide der Viehherden bedingt, welche entlang dieser

ihrer „Hadergasse“ (richtiger Heerdengasse) ohne Hirten auf den „Oetzen“*) ihren Blumbesuch abstatten dürfen. Der Fahrweg leitet durch diese Gasse. Weil aber je nach dem Bereich der Weideberechtigung der Einzelhöfe dieselbe öfters durch sogenannte Falterthörlein unterbrochen ist, so wird ein Stadtkutscher, der solche Wege mit wiederholten Hindernissen fahren muß und jedesmal vom Bock steigen und das Fallthor öffnen und wieder schließen muß, zu manchem Fluch verleidet. Findet sich also zufällig an einer solchen Viehwegsperre ein Kind oder ein altes Weib, das gegen ein gut Wort öffnet und schließt, so vermindert sich der Verdruß des Wagenlenkers um ein Bedeutendes.

So konnte am letzten Falter der Kutscher des Arztes schon von Weitem bemerken, daß ein Krüppel an der Krücke gehend das Fuhrwerk erwarte, um ihm den kleinen Gefälligkeitsdienst zu erweisen.

Als der Wagen näher kam, machte der Kutscher seinen Herrn auf jenen aufmerksam und dieser erkannte richtig seinen Patienten. Mit freudigem Gefühle grüßte der Gerichtsarzt den Pförtner, überrascht denselben bereits so rührig genesen zu erblicken.

Bis er aber ausstieg um sich des Nähern nach seinem Befinden zu erkundigen, empörte ihn ein gewisser

---

*) Oetzen, Etzen von Atzung hergeleitet.

Geruch ebenso sehr als ein unfreiwilliges Taumeln seines Reconvalescenten.

„Hast also doch den Fußl nicht entbehren können?“

„Vozeigns Euer Gnaden! Unser lieber Herrgott läßt in die Meisterwurzkräutl'n soviel gute Geister für uns Menschen mit aufwachs'n. War grod a Sünd, bal man die net aa fürn „Gsund“ mit braucha wollt!“

IX.

Das heilige Haupt.

Auf dem Wege von Traunstein nach dem Hochgebirgsthale entlang der weißen Traun trifft der Wanderer manche den Wegtafeln ähnliche Bildnisse, auf denen des Erlösers blutiges Haupt abgebildet ist. In früheren Zeiten veranstalteten die Kirchen jener Gegend zu ehrendem Gedächtnisse desselben solenne Prozessionen, so z. B. von der Mutterkirche zu Haslach aus nach der Stadt Traunstein.

Nun saß vor Jahren ein Landschaftsmaler in Siegsdorf, während des Sommers seinen Studien hingegeben.

Da erhielt er eines Tages einen außergewöhnlichen Besuch. Die Mitglieder des Kirchenverwaltungsausschusses sprachen bei dem Künstler vor, um bei ihm ein neues „heiliges Haupt" zu bestellen.

Sehr schmeichelhaft, meine Herren! erwiderte der Maler auf diesen ihren Antrag. Allein ich muß be-

kennen, lediglich ein Landschafter zu sein und da fühle ich mich zur Ausführung Ihres Wunsches kaum fähig und gewachsen.

Wir wollen kein Marterl! bemerkte der Kirchenprobst in der Meinung, es möchte wahrscheinlich dem Künstler die Bestellung zu unbedeutend erscheinen. Wir möchten schon ein schönes Oelbild vom Haupte des Herrn auf einer Blechtafel.

Ja, wie gesagt, male ich keine Portraits! entgegnete der Maler.

Ach! wer's versteht die Natur so prächtig auf seine Leinwand abzukunterfeien, der vermag auch leicht unsern Wunsch auch zu erfüllen.

Oder Ihr möchts halt überhaups net! platzte einer der Bauern heraus.

Dieser Einwand widersprach aber des Kunstjüngers Gefühl. Er überlegte, daß sein Künstlerruf auf dem Spiele stünde, wollte er auf seiner Absage beharren. Und dann wäre er ja aufrichtig gern bereit, den bekannten Leuten der Kirchengemeinde einen Gefallen zu erweisen, aber — ob er auch bei der Ausführung bestünde?

Endlich folgte er dem Rath seiner Gattin, die ihm zuflüsterte, doch keine Inconsequenz dabei zu sehen, falls er den Leuten zu Willen sei.

So sagte er denn zu, erkundigte sich noch nach den näheren Beiläufigkeiten des Auftrages und machte sich

dann alles Ernstes daran, als Heiligenmaler vor der Staffelei sich zu bewähren.

Aber das ging nicht so glatt, als er es anfangs meinte. Es kam nur zu bald der Moment, da sein Schaffen ihm selbst nicht genügte. Er trug wiederholt an einer Stelle Farbe auf, um sie an anderer wieder abzuschaben, bis er endlich den Vorwurf einige Tage ganz kalt stellte, um nicht in nervöser Aufregung das braune Haupt noch weiter zu überpinseln.

Da kamen denn die Vertreter des ländlichen Kultus wiederum auf seine Bude, um sich nach ihrem bestellten Bildnisse zu erkundigen.

Von einer eigenthümlichen Unruhe befangen, die fast an Verzagtheit grenzte, rückte er sein Werk in's richtige Licht, bemerkte dabei, daß er sich wohl ein Vergnügen mache, der Gemeinde zur Unterstützung ihrer Andachten einen Beitrag zu spenden, natürlich kostenfrei, und weiß Gott was er noch Alles vorbrachte, um seine Leistung in die gehörige Werthschätzung zu versetzen.

Die Mitglieder des Kirchenausschusses betrachteten lautlos derweil das Bild, betrachteten es lange Zeit.

Diese stille Pause griff den Künstler von Secunde zu Secunde merklicher an und schon zeigten sich Schweißtropfen auf seiner edlen Stirn. Er hielt es nicht länger aus und unterbrach daher endlich die peinliche Ruhe mit der Frage, ob es ihnen denn vielleicht nicht vollends ihrem Wunsche entspräche?

Da machte der als vorlaut schon bekannte Kirchenprobst endlich der beiderseitigen Verlegenheit ein Ende mit der Bemerkung;

Na, wissens! Herr Maler. Aftn mit der Zeit wird's der Regen schon so abwaschen, daß es noch g'recht wird.

X.

Eine Urwahl im Gebirg.

So oft ich im „Weil's mi freut“ von Carl Stieler die jokosen Reimlein von den Bauernwahlen lese, lebt mir auch eine Wahlschlacht in der Erinnerung wieder auf, dabei ich sozusagen das Commando geführt habe. Da nun anzunehmen ist, daß in unserer raschlebigen Zeit Niemand mehr davon Notiz nehmen wird, gleichwohl aber politische Anläufe des originalen Bergvolks für die Charakteristik seiner Theilnahme am öffentlichen Staatsleben niemals außer Acht bleiben sollen, so darf wohl das Selbsterlebte werth sein nachgerade erzählt zu werden.

Es handelte sich zu Ende der sechziger Jahre um die Wahl der Wahlmänner des Amtsbezirks Traunstein, der deshalb in verschiedene Wahldistrikte eingetheilt wurde. Als Commissär der Gebirgsgemeinden Unter- und Oberwessen, Schleching und Reut im Winkel fuhr ich schon Tags zuvor in einem flotten Landauer nach Unterwessen,

um Tags darauf zur rechten Stunde am Platze zu sein. Eigentlich und aufrichtig gestanden nahm ich das Nachtquartier doch mehr in der Erwägung der vielen gastlichen Vorzüge jener damals zur Sommerfrische sehr beliebten Taferne „zum Schafferer", wo die unvergessene Tochter Marie gar viel feine Bissen, die sie in der erzbischöflichen Küche hat bereiten gelernt, mit bewußtem Ehrgeiz ihren Gästen vorzusetzen sich bemühte. Und dann wußte ich ja, daß dort auch der Oberförster von Marquartstein in seiner patronisirten Gesellschaft zu treffen sei. Diese nannte sich nicht ohne Beziehung „zum Darboschn." Der Name eignet zwar im Allgemeinen jeder Kneipe, an deren Thüre Büsche von Dannenreisig und Fichtengeäst altherkömmlich aufgesteckt wurden, wann und so lange die Schenke offen. Allein dort konnte man auch bei Leuten, denen der quantitative Bezug von Gewerkhölzern aller Art aus dem Staatsforste zur wirthschaftlichen Lebensfrage geworden, den Grund dieser Gesellschaftsfirma aus ihrer eifrigen Theilnahme an der Zielbewußtheit ihres Vorstandes recht gut sich erklären.

Im Marquartsteiner Thale hört nämlich nächst den Bergen mehr und mehr der Körnerbau auf und in Folge des Mangels an Stroh ist der Landwirth auf ergiebige Waldstreu angewiesen. Obgleich das Forstpersonal nun in der Abgabe dieses Erfordernisses bis an die Grenze des Waldbedarfs zu gehen befohlen ist, blieb es gleichwohl ein doch immerhin sehr anständiges Verfahren, dem Herrn Oberförster den Dank für seine edle Rücksicht in der Form geselliger Theilnahme an seinen

liberalen Bestrebungen entgelten zu lassen, wenn auch manche Fernerstehende den Urgrund dieser liebenswürdigen Harmonie auf eine dem Grundsatze do ut des basirende egoistische Spekulation zurück beziehen wollte. Die Leutchen registrirten sicher insgeheim ihren jährlichen Vortheil an dem gemüthlichen Bestand der „Daxboschn". Ueberhaupt muß man an den schwirrenden Treibriemen des Vortheils nur nicht mit dem Finger hingreifen wollen, um sich zu versichern, daß er auch andere Rädchen treibe. Kaum war ich auf meinem Platze erst warm, so zog mich schon die nächste Transmission in die Besprechung dieser wirthschaftlichen Lebensfragen hinein. Die Alpenwirthschaft mit ihren großen Aufgaben und von den hiezu wohlberechtigten Bergbauern gesündigten Unterlassungen und lässigen Mängel verdrängte bald jedes andere Thema der anklopfenden Neuzeit. Man nahm es allgemein mit lebhafter Befriedigung auf, daß die Staatsfinanzverwaltung, welch den Wald des Salinenbereiches im Jahre 1868 einbezogen hatte, sich geneigt zeigte die uralten Almen im Hochgebirge den Alpenwirthen zu Versuchen genossenschaftlicher Molkereiwirthschaft zu offeriren, so am Hochgern und am Felhorn. Und dabei wollte die Gesellschaft zum Daxboschn auch nicht verfehlen, meiner Bemühungen in dieser Beziehung zu gedenken; aber über die Nutzbarmachung jener für die Aelpler ereignißvoll gelungenen Errungenschaften an Eigenthum kamen sie damals wie heute noch nicht in's Reine.

„No ja, und wie's beim Bier halt geht. Jetzt wird halt von der Wahlsach g'redt." Männer, an denen

der Oberförster schon sein Meisterstück gemacht und die nur mehr durch die grüne Brille zu sehen sich gewöhnt hatten, verstiegen sich sogar zu der Aeußerung, man könne schon in Rücksicht auf die von der Staatsregierung empfangenen Wohlthaten gar nicht anders als liberal wählen. Und in jener Morgenfrische der politischen Schulung hatten solche ehrlich gemeinte Ansichten des gemeinen Mannes noch Boden und ephemere Bedeutung. Man blieb sich noch treu und äußerte sich noch wahrhaftig. Allein nur zu bald konnte man die Schwankung erleben, die der Dichter trefflich gezeichnet:

Ja liberal — das sind wir alle;
Doch wählen thun ma schwarz.

Am Wahltag selbst weckte die Sonne mich schon in aller Frühe. Aus dem klarem Luftgewölbe verbreitete sich überall hin goldheiterer Glanz, soweit die Bergmassive nicht ihren blauen Schatten noch Versteck gewährten. Mir schien es fast als spiele die Sonne selbst ein Bischen Urwahl mit. Mit ihrer Abstimmung hielt sie hinter dem Gewölk zurück, als sei sie selbst noch nicht schlüssig ob sie für Regen oder Sonnenschein stimme. Nicht so sonnig war den Urwählern des rechten Flußufers zu Muthe. Höchstens vermochten sie durch Vollzähligkeit über die träge Mehrheit von der linken Seite der Ache zu siegen. Die Wahlstatt war nach dem Mittelpunkte des Bezirks, nach dem Dorfe Oberwessen verlegt, also inmitten eines von hohen Bergen und ihren

Almgelegern eingeschlossenen Kessels, dessen blumiger Auboden in einen traulichen Bergwinkel bis zur Ortschaft Hinterwessen hineinzieht.

Zum Wahllokal war das Friedelwirthshaus bestimmt. Es liegt an der Straße nach Reut im Winkel und wird von den Holzfuhrleuten kaum ohne Willkomm übersehen. Weil für eine Volksversammlung in den kleinen Zimmern kein Raum, ließ man als Wahlstätte den grünen Rasenplatz vor dem Hause gelten, fast erinnernd an den gefeiten und gefreiten Ring des Schrannengerichts unserer Vorfahren, allda sie ihre Taidinge und Weißthümer gefaßt und beschworen haben.

Dorthin wallten von ihren Kuraten geleitet die Bauern des Graßauer Thales. Dorthin zogen die Marquartsteiner Mannen mit ihren Unterweßner Nachbarn rechts der Ache in Gesellschaft der Forstherren. Die zogen nicht in Haufen, sie birschten vielmehr sich, mit Stutzen und Rücksack beladen, wie Vorposten vorwärts, schweigsam und doch voll der Hoffnungen — ächte Waidmannstypen. Für solche Jägernaturen erscheint auch eine Volksversammlung einem Birschgang gleich, bei dem die Macht des Stärkeren meist erst mit Findigkeit und List gepaart sich des Erfolges erfreut.

Auf der Straße wie auf dem Wiesanger trafen die Gemeinden zusammen und thaten gar nüchtern. Hier suchten sich die apathischen Gegensätze zu gruppiren und stießen sich bald genug ab. Hie die Grünen — hie die Schwarzen!

Der Herr Baron „von Herent“ schüttelte zwar

dem Herrn Baron „von Drent“ zum Gruße die Hand und der Förster Hohenadel von Raiten reichte seinem Kollega von Oberwessen, dem schneidigen Kracher Marl, das farbige „Brisilglasl“ zur Ankunftsprise; allein selbst als die Leute von Reut im Winkel in dichten Schaaren um die Ecke am Felsenkeller hervorströmten und sofort von der unteren Gaststube Besitz ergriffen um mit den bekannten Voressen sich zu stärken, konnte man dennoch eine gewisse Ehrlichkeit selbst in der Scheidung noch wahrnehmen.

Des Wahlcommissärs Zweispänner mußte die Höhen der gebirgigen Straße meist im Schritt gewinnen und da ergab sich vielfach Gelegenheit die verdeckte Aufregung der „Dachsboschner“ zu beobachten.

Der Wahlcommissär ordnete darauf im oberen Zimmer des Wirthshauses das Lokal des Wahlausschusses an, vergewisserte sich der Erfüllung der gesetzlich erforderten Prämissen. Urne, Wählerlisten bis zum Schreibzeug waren am Platze. Er verlas dann zur Einleitung des Wahlaktes selbst das Wahlgesetz und erläuterte es des Langen und Breiten. Als es aber an die Arbeit des Wahlzettelschreibens ging, da trat feierliche Stille ein. Es schied sich die Heerde zusehends, indem die eine Schaar ihr Vertrauen dem hochwürdigen Herrn Vicari zuwendete, während die andern sich die Giltigkeit ihrer Zettel bei den Forstgehilfen controliren ließ.

Ganz denselben Ausdruck der Salbung wie beim Opfergang um den Hauptaltar legt sich der Bauer in

seinem Gesichte zurecht, wenn er seine Stimme in die Wahlurne wirft. Wäre das politische Bewußtsein dabei so tapfer und gewichtig wie die würdevoll scheinende Physiognomie der in Prozession herzutretenden Männer, da müßte man vom Volksentscheid Respekt haben wie von dem eines Gottesurtheils. Aber wie's da meist in der Bauernseele innen ausschaut, das zu entdecken und zu enträthseln wird nur selten einem sogenannten Volkskenner klar.

Wie wär's denn oft erklärlich und wie wäre eines Volksvertreters Wahl zu verstehen, wenn nicht meist ganz seltsame Motive draußen mitgespielt hätten, z. B. „Wart, aber dösmal geht er ein, derschlagn könn'n ma'n nit, denselben. Jetzt wißts es, Bubn, jetzt thun mer'n wählen!

Der Kerl, der denkt nit dran im Schlaf,
Jetzt wähl'n mer'n extera zur Straf!"

Aus der mittlerweile gefüllten Urne entnahm nun ein Ausschußmitglied die Wahlzettel, ein anderes las den Namen des gewählten Wahlmanns ab, damit dieselben in die Wahllisten eingetragen werden konnten, andere zwei führten die Controlverzeichnisse und bezeichneten jede Wiederholung der Namen mit Strichen, kurz das Resultat dieses bekannten Vorganges wurde mit steigendem Interesse der Wählerschaft begleitet, bis nach zusammengestellten Ergebnissen der Wahlcommissär verkünden konnte, daß die von beiden Parteien ins Auge gefaßten Wahlmänner mit Stimmengleichheit aus der Urne hervor-

gegangen seien, daher ein zweiter Wahlgang nach dem Gesetze nothwendig geworden.

Diese Kunde gab nun zugleich das Signal zu einer so hochgradigen Aufregung in der Versammlung die wahrlich schwer zu beschreiben. Es bildete sich plötzlich ein wilder Knaul, darin Alles wirr durcheinander schrie. Die rohesten Vorwürfe hagelten ordentlich auf Haupt und Glieder. Immer dicker drängte die Masse ins Haus um in der oberen Stube, wo der Ausschuß seines Amtes gewaltet, sich zu überzeugen, ob denn hier Alles mit Rechten zugegangen und vor der offenen Thüre kam es dort schon zu einem wilden Gerause zwischen wüthenden Heißspornen.

Der Wahlkommissär, von der Woge gepackt, wurde buchstäblich die Treppe hinauf getragen oder gerabelt und flüchtete dort durch die Tenne und ihre Auffahrt wieder auf die grüne Arena hinab. Vor dem Hause sprang derselbe auf den Tisch und verlas — nein er schrie die Droh- und Strafparagraphen der gesetzlichen Wahlordnung unter die Menge hinein. Denunziationen über unberechtigte Wahlbeeinflußung schallten ihm entgegen und es kostete ihm und den Gendarmen große Mühe, nur so weit die Ruhe herzustellen, um wiederholt zur Wahl schreiten zu können. Es war schon längst Mittagszeit, so gebrauchte er ein praktisches Mittel zur Besänftigung der Massen, indem er sich auf der Straße seinen Mittagsbraten anrichten und scheinbar ruhig schmecken ließ. Er beobachtete bald die Wirkung seines Gebahrens. Leute, die weiten Heimweg vor sich hatten,

mahnten oder murrten über die Zögerung der Wahlhandlung und ließen sich darum ganz gut als Organe der Beruhigung verwenden.

Kaum begann aber das Zettelschreiben wieder, so entwickelte sich daran auch sofort die eingeborne Leidenschaftlichkeit der Gruppen, die Anklage des Oberförsters gegen den Vikar von Reut im Winkel wegen unberechtigter Beeinflussung gab der Situation ein aufgeregtes Relief, reizte fast wieder zu Thätlichkeiten, zumal der geistliche Herr überwiesen werden konnte, Einzelne mit Gott weiß was für Bußen bedroht zu haben, wenn sie nicht seinem pastoralen Rathe folgen würden. Erst als der Commissär die dem Gebirgler allein imponirende „Schneid" gezeigt, den klerikalen Wühler mit Arretirung gedroht und alles Ernstes erklärt hatte, bei weiteren ungesetzlichen Versuchen die ganze Wahl zu annulliren und auf der Gemeinden Kosten vom Bezirksamt eine anderweite anberaumen zu lassen, konnte der zweite Wahlakt begonnen und weiter geführt werden. Diesmal blieb das Zünglein der Waage nicht mehr in unentschiedener Stellung. Sei es, daß mancher schlichte Hofbauer durch die Pfarrhofstaktik allzu eifriger Bevormundung in seinem im Grunde aristokratischem Wesen sich verletzt fühlte, sei es auch, daß manche Gütler von Weither in ihrer Verdrossenheit es vorzogen den zweiten Wahlgang gar nicht mehr abzuwarten, denen sich etliche Gewerksleute aus Geschäftsklugheit anschlossen — kurz diesmal hatten die Grünen mit etlichen Stimmen gesiegt.

Die Ausschußmitglieder waren noch mit dem Unter-

schreiben der Wahlprotokolle beschäftigt, da sprangen sie urplötzlich von ihren Stühlen empor und fluchten unisono über die exaltirten Narren, die vom endlichen Wahlsiege berauscht ihrer wilden Freudigkeit in der unteren Stube dadurch Ausdruck gaben, daß sie ihre Stutzen gegen die Decke des Trinklokals abschossen. Doch nun kümmerte sich Niemand mehr um den Andern, die Urwählerschaft zerstob nach allen Richtungen, theils laut schimpfend, theils aber noch weit lauter im Triumphe aussohlend.

Als er den Wahlcommissär in seinen Landauer bekomplimentirt hatte, setzte sich der Friedlwirth zu den nun durstigen Herrn Förstern und betonte mit allem Nachdruck, wie eigentlich er und seine Freunde zum Siege geholfen hätten, weil sie doch so annehmen könnten, die Herren Forstner würden's ihnen an der Waldweide seinerzeit schon wieder vergelten.

Vielleicht calculirte er auch wie Stielers Korbinian:

Den ham d'Wahler damisch packt.
Jetzt hat'n z'erst der Forstner g'fragt:
„Auf welche Seitn bist denn g'fallen?"
„„Ja," sagt er, „zu die Liberallen!""
Glei' d'rauf halt'n der Pfarrer an
Und fragt'n aa: Wie hast denn than?
Ha, Korbl, mit wem hast denn g'wahlt?
Ja, sagt er, mit di' Schwarz'n halt.
Der Gischpel! Und wie war's na g'stellt
Sei Wahrheit?
Gar nit hat er g'wählt!

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Neuigkeiten:

Am Küstensaum. Novellen von Th. Justus.
25 1/2 Bg. ℳ 5.— brochirt.

Aus vergangenen Tagen. Novellen von Th. Justus.
20 Bogen. ℳ 4.— brochirt.

Aussprucholose Geschichten von P. Hann.
19 1/2 Bogen. ℳ 3.60 brochirt.

Kleine Elzevier-Ausgaben:

von: **Ludw. von Hörmann.**

Grabschriften und Marterln in den Alpen
" " " " " " II. Folge.
Hausprüche aus den Alpen.
Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden.

von: **R. H. Greinz** und **J. A. Kapferer.**

Tiroler Schnadahüpfeln
" " II. Folge.
Tiroler Volkslieder.

Arabesken und Grotesken von **D. Haek.**
Fein in Pergament gebunden jedes Bändchen ℳ 1.50.

---

von: **Hans Grasberger.**

Rix für unguet! Schnadahüpfeln. ℳ 2.— brochirt.
Ploderjam. Geistli'n G'schicht'n g'sangsweiß dazählt. ℳ 2.— brochirt.

von: **Maximilian Schmidt.**

Altboarische G'schicht'ln und Gedicht'ln. ℳ 1.— cartonirt.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Novellen.

Gesammelte Schriften von Heinr. Seidel.

à Band ℳ 3.— brochirt, ℳ 4.— gebund. mit Goldschnitt.

Bd. I. **Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten.** 6. Tausend.
Bd. II. **Vorstadtgeschichten.** 5. Tausend.
Bd. III. **Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen.** 3. Tausend.
Bd. IV. **Geschichten und Skizzen aus der Heimat.** 3. Tausend.
Bd. V. **Die goldene Zeit.** 3. Tausend.
Bd. VI. **Ein Skizzenbuch.** 3. Tausend.
Bd. VIII. **Lebrecht Hühnchen als Großvater.**
Bd. IX. **Sonderbare Geschichten.** **(Neu.)**

Maximilian Schmidt Gesammelte Werke.

à Band ℳ 3.— brochirt, ℳ 3.50 gebunden.

Bd. I. **Hochlandsbilder.**
Bd. II. **Blinde von Kunterweg — der vergang'ne Auditor.**
Bd. III. **Die wilde Braut.**
Bd. IV. **Der Zuggeist.**
Bd. V. **Der Herrgottsmantel.**
Bd. VI. **Der Musikant vom Tegernsee.**
Bd. VII. **'s Liserl.**
Bd. VIII. **Die Jachenauer in Griechenland.**
Bd. IX. **Der Leonhartsritt.**
Bd. X. **Der Primiziant.**
Bd. XI. **Der Schutzgeist von Oberammergau.** ℳ 4.—

Aus der ewigen Stadt. Römische Novellen von **H. Grasberger.** Brochirt ℳ 6.—.
Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von **H. Grasberger.** Brochirt ℳ 4.—.
Auf heimathlichem Boden. Novellen von **H. Grasberger.** ℳ 6.—.

J. P. Himmer'sche Buchdruckerei, Augsburg.

Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns

von

Hartwig Peetz.

Aus seinem Nachlasse.

Zweites u. Schluß-Bändchen.

Leipzig
A. G. Liebeskind
1893.

Humoristen erfüllen die erste Bedingung zur Volksschilderung.

F. Pecht.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Die Rottauer	1
2.	Kutscher	18
3.	Die Jubelfeier der Traunsteiner Schützengilde	27
4.	Heitere Zwillinge	42
5.	Vom Strobl und sein'm Wei'	49
6.	Bäder und Jungbrunnen im Chiemgau	61
7.	Erzälung eines alten Försters	75
8.	Franzosen in Traunstein	82
9.	Ein Holzgeldschuldner	87
10.	Ein altbaierisches Landschrannengericht	108
11.	Reit im Winkel	120
12.	Zwei Wirtschafter im Gebirg	137

I.

Die Rottauer.

Sind doch, in nicht zu ferner Zeit, bald vier der Jahrhunderte verflossen, da war um und am Chiemsee das Leben eine stete Furcht und Sorge um Hab und Eigen und herrschte rings um das baierische Meer noch die rohe Kriegsgewalt mit unerbittlicher Eisenfaust. In jenen schweren Monden der Heimsuchung zitterte das Herz der frommen Mutter jenes stillen Parthenons auf der Fraueninsel. Die Abtissin mußte so manchen Schreckenstag in bangem Zagen zubringen, und wenn der Kriegsfackel helles Flammenroth sich allenthalben in dem dunklen von Menschen verlassenen See spiegelte, da entbehrte Frau Ursula, die Abtissin von Nunnenwört, auch bei Nacht des tröstlichen Schlummers. Von ihrem schwimmenden Inselheim aus beobachtete sie die rasende Lohe, welche aus den stillen Gehöften drüben am Gebirge aufstieg und den vernichtenden Tritt blutiger Söldnerschaaren des Kaisers Max auf der dunklen Bild-

fläche deutlich erkennen ließ. Dann richtete sie wohl ihr schlafloses Auge zu den Sternen empor und betete zum Himmel um Schutz und Hilfe für die ihr anvertrauten, ohnmächtigen Kinder des Herrn.

Erst als der Kriegslärm sich gegen die Stadt Traunstein hin verzogen, rückte die edle Frau, aus dem Geschlechte der mutigen Pfäffinger, ihren Schreibtisch näher an das Fensterlein hin, schlug ihr grünes Copialbuch auf und schrieb mit fester Hand wieder die Begebnisse der jüngsten Wochen zum Gedächtnisse der Nachwelt ein.

Am suntag (27. Oct. 1504) zogen ir mayest. Hauptleut der fürst von Anhalt und Herr Reimbrecht von Reichenberg durch dy Clausen in das Grassertal | in der Clausen hat man greben und wer gemacht vast stark | der zug zog gein Grassaw. Etlich bliben zu Rottau, dy verprennten siben Hewsser da und dy Kirch | die pauern fluehen an das pirg und an dy möser | geschach vil schaden.

Im Landshuter Erbfolgekrieg zog im Jahre 1504 Kaiser Max I. am 25. October von Rosenheim über Bärnau in das Grassauer Thal, um das Schloß Marquartstein mit seinen Karthaunen zu bezwingen und dann, wie wenige Wochen zuvor in Kufstein, die Besatzung enthaupten zu lassen. Gegen seine kaiserliche Armada wehrte sich aber das ihrem Landesherrn in jeder Not treu gesinnte Landvolk, insonders haben die allzeit tapferen Rottauer dem hier wohl unritterlichen letzten Ritter an der Klause, wie man damals die alte

niederbaierische Zollstatt benannte, in der Eile mit einer aus Fels und Bäumen aufgerichteten Barikade tapfer den Weg verrammelt. Erst die kaiserliche Übermacht hat sie aus ihren brennenden Häusern getrieben; da flüchteten sie mit Weib und Kind in die unzugänglichen Verstecke der Kampenwand hinauf, von wo sie mit Schmerz gewahr werden konnten, daß auch ihre Kirche in Flammen aufging.

Eine schmucklos erzälte aber gleichwol rühmliche Geschichte eines Dorfes! Der Wiener Karl von Thaler behauptete zwar ohnlängst: die Dorfgeschichte sei eine abgemähte Wiese. Und doch war sie es, die mich angezogen, mit dem Völklein näher in Verkehr zu treten.

Nun gibt es wohl kaum ein Gemälde vom Chiemsee, von den Bildern der älteren Maler Ruben, Schleich und Haushofer bis zu den Landschaftern Raupp und Wopfner, Schiezold und Wimmer, auf welchen nicht im Hintergrunde die Verbindung des Kampen mit der Hochplatte dargestellt wäre. In jenem todten Winkel an dem waldigen Abhang der östlichen Vorberge, welche sich der weiß blinkenden Mauerkrone der Kampenwand vorlagern, liegt die Ortschaft der Gemeinde Rottau. Trotzdem die Eisenbahn heutzutage ganze Gaue in den Weltverkehr hervorzieht, bleiben genug stille Verstecke noch abseits liegen. Sie kommen dem eiligen Beobachter vielleicht gerade deswegen nicht mehr zu Gesicht, weil auf den Schienenwegen bereits viel Land von dem Reisepublikum überhastet wird. So nimmt denn auch der Eisenpfad von Prien nach Übersee keine Rücksicht mehr

auf das unter Obstbäumen versteckte Dörflein am Fuße der ehemals dem Kloster Frauenwört zugehörigen Frauen- und Rottauervalmen. Dem Chiemseefahrer aber verdeckt die eintönige Fläche der Dammbergerfilze den Ausblick dahin.

Wenn Emanuel Geibel jemals diese Haide zwischen Chiemsee und Hochgebirg durchstreift hätte, bei Sonnenuntergang im Haidebrand würde er wohl seinen Ausruf wiederholt haben. O diese Haide! Wie das blüht und duftet und von dem emsigen Bienen belebt wird! Wer je ein Bild von Hugo Bürkel von diesem Farbenschmelz gesehen, vergißt diese Schönheit der Möser nie mehr.

So lagern denn die einsamen Waldthäler hinter Rottau, die Hachauen, Adersberg und Rudersberg, sozusagen zwischen den Zehen des breitspurigen Bergfußes, ungekannt und unbesucht, zumal seit die Bahn nach Hohenaschau wie der Reitweg von da auf die Kampenwand den Reisenden dorthin abziehen.

Aber wer Land und Leute kennen lernen will, der darf nicht die offenen Verkehrswege allein als die Pfade der Erkenntnis beschreiten; denn ursprüngliche Charaktere des Volkes erhalten sich nur noch in abgeschlossenen Winkeln.

So treffen wir in den Rottauer Alpverstecken noch wilde Holzer, wie in alter Vorzeit genossenschaftlich angeforstete Älpler. Der Streit um das Waldgut hielt sie seit Jahrhunderten in reger Kampfeslust lebendig. Die Anlage zu List und Schlauheit steigerte auch das widerhaarige Wesen gegen die Obrigkeit. Wollte man

doch selbst den Ortsnamen eher von der rohen Rotte ableiten statt von der roten blumigen Au, die sich an die grüne Grasau anschließt.

Mich gemahnte manchmal, die Bodenart bedinge dort den Charakter der Leute. Die dunkle Farbe der ihre Heimat umgebenden Schwarzmoore, die ebenso leicht die Wärme aufnehmen als wieder ausströmen, möchte die Impulse der spontanen Aufwallung des Zorns ebenso beeinflussen wie das alsbaldige gleichgiltige Vergessen der Veranlassung zum Streit.

Gott weiß, welche Kämpfe schon vorher die Kraftmeier der roten Au in Aufregung versetzt hatten, bis sie der damaligen Regierung des Herzogs von Niederbaiern das Zugeständnis abgerungen, gegen eine Anlait die Urbarsgerechtigkeit auf ihrer Alpe verbrieft zu erhalten, während nach dem Saalbuch vom Jahre 1435 ihre Alpnachbarn von Rudersberg ihren Viehauftrieb wie früherhin nur als Ausfluß der Herrengunst ausüben durften.

War auch im Vergleich mit anderen Ländergebieten in den Alpen der Ringkampf ums Dasein hier nur ein kleiner — für die vierzig betheiligten Bauernhöfe erscheint der Preis ihrer Errungenschaft keineswegs gering; denn nach Ausweis der Amtsakten vom Jahre 1700 hat es sich stets um eine überflüssige Weide „auf einer stattlichen Alm und zwei Mösern mit weitschichtigem Blumbesuch ohne behüteten Stab“ gehandelt.

Einen frühen Anlaß zur Rebellion bot die Einführung der bayerischen Waldordnung vom Jahre 1509.

Die Leute erwarteten sich für ihr getreues und tapferes Verhalten im Erbfolgekriege allerlei Zugeständnisse von der Herrschaft. Gemäß der ausgedehnteren Viehwirtschaft bezielte die bäuerliche Abwehr hauptsächlich den Bestand des bisher uneingeschränkten Futtergenusses in der Waldweide.

Von Zeit zu Zeit veränderte sich das wirtschaftliche Bild. Bis zur Säcularisation genossen z. B. die Rudersberger für 60 Pferde die Winterfütterung bei dem Kloster Herrenchiemsee.

Im Jahre 1786 bestand das Weidevieh von 41 Gütern aus 57 Pferden, 173 Kühen, 109 Rindern und 97 Schafen, dagegen im Jahr 1830

	Pferden	Kühen	Rindern	Schafen
Rottauer Genossenschaft aus	59	237	207	109
Hachau	—	19	9	9
Adersberg	4	18	17	8
Rudersberg	—	16	17	6

Die Güter mit Betrieb der Alpenwirtschaft verminderten sich zusehends bis zum Jahre 1840 auf 28, bis zum Jahre 1860 auf 24 und bald auf 17 Hofnummern, der Andrang zur Alpe blieb aber auf der früheren Höhe der Heerdenzahl. Daher wuchsen immer wieder die Versuche, auf dem Gebiete anderer Grasterritorien neue Eroberungen zu machen. In solchen Stadien widerholter Anstürme auf Berechtigungen aller Art ließ sich dann der Einzelne gegen die obrigkeitlichen Organe zu möglichst rohen Widersetzlichkeiten verleiten,

nicht bedenkend, daß durch fortgesetzte Pön und Strafen die Ortschaft in Verruf und Mißcredit verfallen müsse. Die Rudersberger Weideberechtigten hatten das in einem zweiundvierzigjährigen Prozesse um die Maisweide im Staatsforste allein zuwege gebracht. Die ortsüblich zuerst für den Einzelnen heilsamen, dann für die Gesammtgemeinde so berückend gefährlichen Sammelbüchsen fürs Prozessiren erwiesen sich bald als die Quelle manchen Unglücks der Familien wie des genossenschaftlichen Oekonomiebestands.

Im Feuer leidenschaftlichster Verbissenheit, wo die Einzelstimme des Vernünftigen geradezu Todesgefahr herbeizuführen vermag, beschloß die wahnwitzige Mehrheit Alles, was den Ruhm der Gemeinde auf den Staffeln des Rechtsweges nur beschleunigen konnte, bis sie es thatsächlich so weit gebracht, von der obersten Gerichtsinstanz schwarz auf weiß insinuirt zu erhalten, wie man in blindem Eifer ein in erster Instanz zugesprochenes Weidegebiet von mehren hundert Tagwerken in höherer Instanz ein für allemal verlieren könne.

Die Staatsregierung bot der Gemeinde gleichwohl ihr ganzes Areal aus dem Staatsforst im Vergleichswege an. Vergebens! Die Leute begehrten noch weit mehr als diese stattlich zusammenhängende Bergmahd an Größe betragen hat. Etliche Schürer feuerten zur Weiterführung des eingeleiteten Prozesses an.

So war die Tagsfahrt zum letzten Versuche eines gütlichen Ausgleiches anberaumt. Unter dem Bann des tiefgründigen Mißtrauens nahmen vorher die Rottauer

Genossen ihrem bisher unterliegenden Rechtsvertreter das Mandat wieder ab und weil jedem freiwilligen Abkommen abgeneigt, betrauten sie hiemit einen in Wirtschaftsfragen äußerst renommirten Advokaten der Hauptstadt München.

Die Streitgenossen waren schon am Morgen vor dem Wirtshause versammelt, um ihren nagelneuen Mandatar zu empfangen. Endlich wirbelt auf der Landstraße Staub empor und bald kann man den ersten Wagen erkennen.

„Bereits kimp' er!" rief der alte Hilger durch die Zwetschgenbäume den Leuten zu.

Der Advokat kam freilich angefahren, aber zugleich in der Kutsche des Forstmeisters! Dieser war ein alter Studienfreund des Rechtsgelehrten, welchen der Forstmann zu Uebersee eingeladen hatte mit ihm ins Dörflein Rottau hinüber zu fahren.

„Hon i mirs doch denkt", murmelt der streitlustige Tischlmüller über die Zechtische weg, „der Stadtfrack is ins E'hoama mit dem Forstner verstand'n!"

„Nacha dabeißt er si a net extra ins Fiskalische!" schreit der Hütter.

„Gut! Jatz wissn mer a, wo's ma z'thoa hab'n."

Und der Münchener Jurist war gerade erst aus des Forstmeisters Dienstchaise gestiegen, da bemerkte er auch sofort, wie die Bauern ihre Schädel zusammensteckten und sich unter scheuen Blicken auf seine Person einander unverständliches Murren zuraunten, bis der Tischlmüller mit heuchelnder Reverenz ihm entgegen trat

und ihn kurz benachrichtigte: „Wir habn uns dennerscht erst bsunna — brauchn sich Herr Doctor z'wegn unsre Sach net weita zu incommodirn! Die Tagsfahrt zaln ma geh glei, wenns so wollts!"

Damit war auch dieser Vergleich vereitelt und wiedrum ein Mandat zurückgezogen.

Die bisherigen Erfahrungen lehrten noch nicht bitter genug, wie man gemeinsame Vortheile annehmen und nutzbringend bewahren müsse. Kaum schnitt die große Eisenstraße von Paris nach Wien die einsamen Moosgebreite zwischen Rottau und dem südlichen Chiemseegestade entzwei, so erlitt das aus unvordenklichen Zeiten stammende Weiderecht auf diesen Flächen durch jene Großgewalt des Völkerverkehrs eine unabwendbare Einbuße. Vom Jahre 1860 ab konnte die Sicherung des Bahnkörpers nimmermehr dem unbehüteten Stab preisgegeben, also nicht mehr gestattet werden, daß Pferde und Rinder ohne Hirten und bei Nachtzeit ihren Weidegang über die Schienenstränge bis zum See hin ausübten. Die mit dem alten Rechtsverhältnisse verbundenen Gefahren abzuwenden erschien als ein eisernes Gebot der Verkehrssicherheit. Auch in diesem Falle hat die Staatsregierung den Berechtigten des Achendelta's einen vortheilhaften Ablösungsmodus in Vorschlag gebracht, aber auch in diesem Falle wollte man sich nur zufrieden geben, wenn lediglich die betheiligten Großbauern und Besitzer der alten Anwesen die Entschädigung allein erhielten, aber die Kleingütler davon ausgeschlossen blieben. In Fragen gemeinsamer Eigenthumsinteressen ver-

mag der Bauer einen kalten ja stahlharten Eigennutz an den Tag zu legen, der selbst durch offenbaren Schaden nicht gebeugt werden kann.

Aber auch eine andere Seite des bäuerlichen Charakters meiner lieben Rottauer habe ich noch zu schildern, nämlich die der ausgeklügelten Schlauheit. Jahrelang erhielt die Gemeinde Rottau durch das Rentamt Traunstein einen Zuschuß aus der Staatskasse für einen derselben als heimatlos zugewiesenen Taubstummen. Jedenfalls konnte man annehmen, daß die Verwaltungsbehörde, bevor sie die Person der Gemeinde beschlußmäßig zur Abnährung zuerkannt, sich auch ausreichend mit den Entscheidungsgründen gewappnet hatte.

Allein dem Gemeindevorsteher genügte das amtliche Verfahren keineswegs. Er witterte in dem sogenannt taubstummen Kerl den Simulanten. Der besseren Beobachtung halber nahm er ihn gleich selbst in seinen Dienst. Jahre vergingen, der Bursche zeigte sich zu jeder Arbeit anstellig, die Leute gewöhnten sich allmälig an seine Geberdensprache, die Gemeindeglieder aber weniger an die für denselben befohlene Beitragsleistung. Einige Dienstboten wollten „z'nach und z'nach" doch soviel herausgebracht haben, daß er weit von den Bergen in ganz ebenem Lande daheim sei oder auch daß er nicht wohl mehr in seine Heimat zurückkehren könne, er riskire denn den deutlich am Halse markirten Strick — also werde er wohl aus Ungarn stammen. Allein dem Argwohn des Vorstehers bedünkte der consequent gezeigte Mangel an Gehör und Sprache gleichwohl nur als die

List eines Verbrechers, der dadurch seine Verfolgung zu erschweren suchte. „Kinnend in den Rauchnächten selbm die Ochsen reden, so müßts doch des Tuifis sei', die Maulsperre des Malefizkerls zu brechen!"

So brütete denn der Gemeindevorstand nach eigener Jurisdiktion eine spontane Prüfungsmethode aus.

Es war um die Zeit, als nachgerade seine Familie nebst allem Ingesind des Hofes den Namenstag ihres Hofherrn feierte. Derselbe von mancher Ovation angemuthet, hatte vorsorglich für den Abend noch eine Lage Weinflaschen aus dem Keller herauf befohlen, um etlichen seiner vertrauten Freunde ein besonderes „Lätizel" zu spendiren. Dabei mußte der Taubstumme die Rolle des Credenzkellners übernehmen. Der Hausherr verabsäumte nicht, selbst den lustigsten der Zecher zu spielen und in der übermütigen Weinlaune dem Mundschenk tapfer zuzutrinken. Von dem längst entbehrten Traubenblut in hohe Aufregung versetzt versuchte es der Heimatlose mittelst seiner lebhaften Geberdensprache der Regentin des Hauses zu erklären, daß er eine mit dem Wein gemeinsame Heimat habe. Wollte wohl auch im Rausche andeuten, daß er stolz auf sein Vaterland sein könne, das solch edles Gewächs hervorbringe. Auf diese Weise wurde der Taubstumme über das Maß trunken; da wurde er aber, da er in seiner Weinseligkeit geredet, plötzlich von kräftigen Armen gepackt, über die Bank gelegt und dermaßen karbascht, daß der Aermste laut aufschrie: „Au weh! bin todt!"

Frenetisches Gelächter erscholl noch, als der Haus-

herr den Simulanten in die Nacht hinaus peitschte — auf Nimmerwiedersehen!

Tags darauf lief bei dem Rentamt folgende harmlose Anzeige ein.

„Heimatlosen betreffend." „Nachdem sich der heimatlose Taubstumme aus der Ortschaft Rottau unwissend wohin entfernt hat und wahrscheinlich auch nicht wieder kommt, zeigt die Gemeindeverwaltung dies an, damit der Zuschuß aus der Staatskasse wieder aufhören kann. Sichler, Gemeindevorsteher." — —

Und nun soll sogleich auch von anderer Anzeige die Rede sein. —

Für das Bezirks- und nun Landgericht Traunstein hat das Rentamt den Säckelmeisterdienst auszuüben. Daß die Strafkosten dieses Criminalgerichts eine ganz absonderliche Geschäftsbörde bilden, ist die natürliche Folge. Der unabläßigen Prüfung aber bedürfen jene Untersuchungskosten, welche, weil sie nicht sofort vom Verurteilten entrichtet werden können, auf dessen künftiges Vermögen in Vormerkung zu führen sind, erst bei Eintritt eines solchen günstigen Verhältnisses, also in unbestimmbarer Zukunft, zum Anfall kommen können. Die Finanzbehörde fordert darum alljährlich sämtliche Gemeindeverwaltungen auf, für alle jene Personen ihrer Ortschaften, welche in dieser Weise in Vormerk befindlich, ein Zeugniß auszustellen, ob sich nicht ihre Parteiverhältnisse dergestalt geändert hätten, daß sie ihre Strafschuld abzutragen im Stande seien.

Gelegentlich eines Besuchs der Kampenwand kehrte

auf dem Heimwege von der Büßenhauser Hochalpe der Rentamtmann in der Wirtstaferne der Ortschaft Rottau ein. Dort traf er neben dem Gemeinde-Vorsteher auch den Bauern H., den alten vielgeprüften Vater einiger ungeratenen wilden Buben, deren Strafkostenrotel in dem vorbenannten Vormerkungsbuch von Jahr zu Jahr fortgeschleppt werden mußte.

Nach mancherlei Gesprächen mit dem Alten nahm der Amtmann die Gelegenheit wahr, denselben anzumahnen, doch wenigstens für den Aeltesten seiner Söhne die treffende Schuld abzutragen. „Bedenkt doch! Vater H.," bemerkte der Beamte, „es muß doch auch im Interesse eurer Hausehre gelegen sein, daß euer Name aus der Liste der Strolchen verschwinde —"

„Für meinen Aeltesten? Nein, für den zal i nixn!"

„Gesetzt, er will sich unter den Töchtern des Gaues eine Braut aussuchen —"

„O nein, der heirat nimma meh —"

„Da besinnt sich doch ein anständigs Dierndl, wenn sie hört, daß er schon im Gefängniß gewesen —"

„Das wüsstns voneh! Aber dös macht a nixn mehr aus?"

„Wie? da macht Ihr euch nichts mehr draus? Aber die Aeltern des Mädchens —?"

„Die leicht scho gor net. Is er ja scho g'sturbn!"

„Wer? Euer Sohn? Gestorben ist er? Ja wann denn?"

„Wird wohl a Jahrer sieben schon her sei!"

„He! Vorsteher! Hör ich recht? Da sagt mir der alte H., sein Sohn sei schon vor etlichen sieben Jahren mit Tod abgegangen. Ist das möglich? —“

„Warum denn nöt?“ entgegnete der Dorfregent, der bislang mit dem Büchsenmacher Karten gespielt.

„Wie konnte denn dann die Gemeindeverwaltung wiederholt und von Jahr zu Jahr attestiren, daß demselben ein Vermögen nicht angefallen sei?“

„Halten zu Gnaden, Herr Rentbeamt! Das Zeugnis war dennerscht net falsch. Das Rentamt hat ja blos alle Jahr angfragt, ob dem Hans H. eppat a Vermöge zugfalln is oder net und die Gemeinde hat aufs Gwissn gschriebn: No net! Häts Amt a gfragt, ob der Hans no' lebt — ja nacha hätt i wol glei bericht't: gsturbn is er!“

Gegen diese schlaue Bauernlogik war eigentlich nicht aufzukommen. — —

Des Gemeindevorstehers Schlauheit hat sich übrigens auf wirtschaftlichem Gebiete noch besser bewährt.

Es gebrach dem grundeinsichtigen Landwirt nicht an der Beurteilung, wie man sich des bisher eingehaltenen unproduktiven Gebahrens entschlagen müsse, wenn man zu einem wirtschaftlichen Ergebnisse gelangen wolle. Darum trennte er seine persönlichen Interessen nach und nach von dem Prozeßring der unverbesserlichen Nachbarn, und gelangte durch separaten Austausch der Forstrechte seines Anwesens gegen gute Alpenänger und Waldwiesen des Reviers zu einem geraumen freien Eigentum; diese arrondirten und mittelst reichlicher Düngung bald rationell

ergiebig aufgewehrteten Almböden lieferten ihm nach wenigen Jahren eine so reiche Ernte, daß er kaum im Stande war, das treffliche Futter in den Scheunen unterzubringen.

Dieses jedem Auge offenbarte günstige Beispiel verfehlte in Kurzem doch nicht auf die verranntesten Querköpfe packenden Eindruck zu machen. Selbst der verbissene Tischlmüller ging vielleicht weniger aus Einsicht als aus Neid mit dem Gedanken öfter als einmal um das Försterhaus herum, um seine Forstrechtsgenüsse zur Ablösung anzumelden. Er starb in der unschlüssigen Aufregung. Erst sein Sohn, ein nachmaliger Bürgermeister, sah darin wohl der Vorteile gar zu viele, als daß er länger mit dem Umtausch zögern wollte.

Gerade an seiner Forstrechtsablösung zeigte sich so recht deutlich, mit welcher rücksichtsvollen Würdigung dortmals die Entschädigung von Seite des k. Forstärars berechnet wurde.

Der alte Tischlmüller setzte bei der Übergabe seines Anwesens an seinen einzigen Sohn den Wert desselben zur Grundlage der Bemessung der zu übernehmenden Lasten auf 18000 Gulden fest. Für die Auflassung aller dem Mühlgute zustehenden Ansprüche auf Bau-, Nutz- und Werkholz, Wasserleitungs-Brunnen und Zaunwiden, Dachschindeln, dann Weidegänge im Staatsforst erhielt aber der junge Tischlmüller bei dem Rentamt 24000 fl. baar ausbezahlt. Als der Amtmann bei dieser Gelegenheit bemerkte, entweder habe die Forstbehörde den Wert der Berechtigungen zu hoch gegriffen

oder der alte Übergeber sein Gut zur Umgehung der Besitzveränderungstaxe zu gering geschätzt, seufzte angesichts des vielen baren Geldes der kluge Sohn und flüsterte vor sich hin: „der Herr Gott möge es dem Vater halt verzeich'n, bald er eppat sei eidliche Angab hat a weni' falsch vo'drah'n müssn."

Wie schnell aber doch die auf Erfahrung geschilderten Verhältnisse sich ändern und die alten Bilder sich verwischen!

Wer heute das gemütliche Dörflein Rottau besucht, kann leicht beobachten, wie rasch guter kräftiger Samen das frechste Unkraut überwuchert.

Abgesehen von dem förderlichen Kultureinflusse, den die Eisenbahnen als Wanderlehrinstitute mit unaufhaltsamer Kraft erzwingen, haben die fast schon vergessenen Bemühungen der landwirtschaftlichen Vereinssectionen auf altem fast erstorbenen Wurzelwerk des kurzsichtigen Eigensinns neue Stockausschläge voll blühender Zweige der Einsicht hervorgezaubert.

Auf manchem stolzen Hofe, den die Prozeßsucht mit samt dem genickstarrigen Bauern ausfraß, sitzt nun der Sohn eines geringen Kleingütlers, vielleicht dankbar noch jener Männer eingedenk, welche ihn aus den Fesseln der Armut weg in die einst unter Dr. Fleischmanns Leitung berühmte Käsereischule nach Sonthofen schickten, um der Kenntnis des systematischen Betriebs der rationellen Molkerei theilhaftig zu werden. Heute arbeitet der einst verachtete „Fretter" als angesehener Molkereiwirt für seine auswärtigen Abnahmefirmen mit Fleiß

und Ausdauer und sein sorgsames Weib steht ihm hilfreich zur Seite. Selbst bei der anstrengenden Aufgabe, die Käse im Keller täglich zu salzen, ermüdet die Gattin nicht, obgleich sie das jüngste Kind bei der Arbeit auf den Rücken gebunden hat. Sie sorgt ja für der Kleinen gesicherte Zukunft. Und statt am Sonn- und Feiertag dem alten Mißstand zu fröhnen und bei überfließender Galle nach Streit und Hader auszulugen, sitzt der moderne Rottauer zu Hause und liest seiner Ehehälfte unterm Schatten des Birnbaums die neueste Bilance des nach Raiffeisens System verwalteten Darlehenskassenvereins vor. Er freut sich, bereits sich so weit geschäftlich emporgeschwungen zu haben, daß er selten mehr ein gewährtes Darlehen bedarf, vielmehr mit seinen neuen Spareinlagen sogar so manchem andern ehrlichen Mitgliede Hilfe und Beistand gewähren und an dem allgemeinen Geschäftsgewinn des Vereins teilnehmen kann.

Also nur nicht glauben, es sei im Gebirg Alles noch so, wie es unser unvergeßlicher Wanderer Dr. Ludwig Steub beobachtet hat, vielmehr wiederholt Umschau halten; dann wird man bald erkennen, wie, wo und auf welche überraschende Weise es doch im Volke vorwärts geht heller und besser wird!

II.

Kutscher.

Wunderliche Leute, die Kutscher.

Wienach? Sollte man doch meinen, sie wären praktische Leute, die viel in der Welt herum kommen.

Im Fahren wohl praktisch, aber die Erfahrung können sie meistens nicht verwerthen; die Kerle haben oft eine verschrobene Art zu denken.

Ein Beispiel nur.

Eine Dame, Sommergast im Bade Fusch, bestellt sich ein Fuhrwerk, um vom unteren Wirt nach der Bahnstation Fusch hinaus zu fahren. Der Himmel überzieht sich bald mit einem bedenklich drohenden Grau.

„San geh truckene Nebel!“ brummt der Rosselenker, als er zur Ueberraschung der Dame ein offenes Schweizerwägelchen vorgefahren. „Haben heute kein andres Fuhrwerk.“ Die Dame hatte sich kaum zurecht gesetzt, da fielen schon dicke Tropfen als Vorboten eines heranziehenden Gewitters.

„Siehst du Kutscher! Nun fangen deine trocknen Nebel doch an naß zu regnen! —“

„Wol wol! Schad't mir nixn!“ antwortet der Knecht gleichmütig und peitscht seinen Gaul.“

Das Wetter entwickelt sich immer deutlicher.

In Strömen gießt dann eine heimtückische Wolke über die andere ihr überflüssiges Naß auf das eilende Fuhrwerk.

„Aber — daß der Wirt nicht einmal für notwendige Bedeckung vorgesorgt hat!“ So seufzte die Frau unter dem Ansturm, und als sie schon die ersten Häuser des Dorfes Fusch in Sicht bekam, rief sie unwillig:

„Hansl! einen Schirm wenigstens hätteſt Du wohl mitnehmen können!“

„A Ombroll' moants? Wol wol! Ham mer a!“ antwortet er.

Gemächlich langt der Kutscher hinter seinen Sitz und zieht ein rothes Familienparaplui hervor. „Hättens nur verlangen mögn! Gnädige! So — —“

Wie gesagt, wunderliche Kerle! Hab mich oft davon überzeugt.

Saß oft Einer taglang vor uns auf seinem Bock schweigsam da bis auf Hü! und Hott! verschlossen. Wer ahnte in dieser Beobachtung von hinten, daß diese Burschen vormals Helden gewesen. Nur wenn der Zufall ihnen die Zunge gelöst, gewahrten wir, daß der Eine bei Solferino gefochten, ein Anderer in Bosnien alles Elend ausgestanden oder bei Wörth und Sedan wie ein Teufel mit gerauft. Tapfer, ja nicht selten als

Reiter tollkühn zu jedem mutigen Streich aufgelegt, steckte fast in Jedem ein abenteuernder Zug unserer alten frummen Landsknechte.

Fällt mir dabei ein, daß so ein landfahrender Schelm mich öfter bediente, ohne daß sein gleichgiltig geleisteter Frohndienst errathen ließ, welchen Flug vormals sein loser Hang nach Strolcherei genommen.

„Ihr seid wohl schon weit im Lande umher gekommen?“

Der Kutscher war ein ächter Chiemgauer, aus Seeon gebürtig und die hängen mit ihrem ganzen Wesen an ihrer Heimat.

Er antwortet in seiner einsilbigen Art mit einem fast tonlosen: „O jo!“

Wir fuhren lange bergan, da nahm ich den Wagenführer ins Gespräch und drückte demselben folgende Episode aus seinem Leben heraus.

Reichenwallner mit Namen, gehörte er einer ehemals wohlhabenden Familie an. Als bayerischer Chevauxleger zum Regiment in Augsburg ausgehoben, setzte er ein leichtlebig Bummeln auch dort fort.

Reiten und die Pferdepflege gefielen ihm wohl, aber das stramme Commando des Rittmeisters auf der Reitbahn, noch mehr aber die Flegeleien des Wachtmeisters im Stalle wurden dem Mann bald lästig. Diesen Unmuth steigerte einer seiner Landsleute, der Eskadrontrompeter Peter. Dem war der Kamaschendienst längst schon langweilig und zuwider geworden. So beschlossen denn eines liederlichen Abends die beiden von

der Stallwacht weg zu desertiren. Sie sehnten sich nach abenteuerlichem Leben.

Hatte ja Peter in Erfahrung gebracht, daß in Hüningen ein Werbebureau für englischen Soldatendienst allerlei lockende Fühler bis in deutsche Garnisonen auszustrecken sich erlaubte. Nun gelang es denn diesen leichtsinnigen Kameraden dorthin zu entwischen.

Nach etlichen Tagen staken sie auch schon in Königin Victorias blauer Husarenuniform und in ihren Taschen englische Sovereigns! Hollbrio! Flugs kutschirte man sie durch Frankreich über den Kanal nach London mitten in das für den Krimkrieg schon bereit gestellte Lager hinein.

„Wie aber kamt Ihr denn mit der Sprache zurecht?"

„O ganz passabel! Bei unsrer Schwadron hörte man allerlei Deutsch und der Peter hatte die Trompetersignale bald los und that sich leicht; denn englische Traber manövrirten danach wie von selbst.

Das war eine Parade! Da ham ma g'schaut! Sie! Wie unser Commandant Lord Cartigan unsre Schwadronen vor dem Zelte der Königin vorbei galoppiren ließ, da soll die Majestät schier gelächelt haben. Auf dieses Zeichen ihres allerhöchsten Wohlgefallens waren die englischen Kameraden weiter nöt stolz! aber die Gaudi hat nöt z'lang fürg'halten. Glei' drauf san ma in ein Kriegsschiff einikapselt wor'n, so hats g'schlaunt!

Der Peter war voller Freud und Kuraschi! Mi hat der G'ruch im Schiff aber ganz letz g'stimmt.

„„Na wart nur, Reichenwallner!““ hat er mir dann zugerufen, „„halt fei d'Nasen hoch, bal' d'erst einmal russisches Pulver schmeckst.““

„Sie! So was schaut man im Leben net leicht wieder, wie stolz die vielen hundert Schiffe des Lord Raglan daher g'saust san! Sakrawolt! Dös vergeß i mei lebta nimmer. Aber sunst —?“

„Habt Ihr wohl auch recht viel auszustehen gehabt?“

„Na ob! Sie!“

Der Russenfürst Menschikoff war fast doch noch der Schlaugere! Hot unter unsre Freund', die Franzosen, 'raus gepulvert, daß d' Leut mit ihrem Pulvermagazin stücklweis in d' Luft g'flog'n san. Und drauf ist unsre Kavallerie grad narrisch ins Feuer g'jagt worn. To advance! So hat Lord Lucan die Parole abgegeben. Das war unser Generallieutenant. Fragt ihn unser Rittmeister: Wohin soll'n mir vorrückn? Zeigt er ganz kalt auf die Russen drüb'n und schreit: Dortn steht der Feind! Ja wol dort is er gstandn mit seinen Zweiunddreiß'g-Pfündern. Sie! Die ham mir grad nehma solln! Sunst nixn! Unser Commandant Lord Cardigan, a schneidiger Oberst, reitet rüstig an der Spitze seines Regiments wie der Tuifi ins Zeug, aber da kracht's höllisch Dunnerwetter von allen Seiten in unsre Flanken. A Kuglregn wie 'r a mentischer Wetterhagel bricht in unsre Schwadronen, und bald hat ma blos noch an schauderhaften Wirriwarri von Husaren und Pferden knaulweis in großen Blutlachen g'sehn. Herrgott! jetzt war's gfehlt! denk i mir, wie'r i unter mein'n Roß g'legn bin. Alls war

kaput! Und der Spektakel! Und dös Jammern und Heul'n! Von unserm schönen Regiment sind aftn grad etli achzig Mann und drei Offiziere über g'wen. Grad a woanends Elend!

Alls hot übern General Raglan g'flucht, der war an unserm Unglück schuld, hats g'heißn." —

„Habt Ihr denn in diesem mörderischen Kampfe keine Verwundung davon getragen?"

„Wie r' a Gottswunder bin i durchi kema, aber's Roß — Sie! den letzten Blick von selbm getreuen Viech, den vergißt ein Cavalleriſt sei lebta nöt!

Für unser Regiment hat natürli der Krieg ein End ghabt, aber nöt das Elend. Hat nöt lang dauert, ist der ganze Rest im Spital g'legn. In der Höll kanns nöt ärger zugehn als in dem Spital, ja, in schauderhaften Baraken ohne Betten und Decken und ohne Speis und Trank. Unter besoffenen Irlandlern waren die barmherzigen Frauen die einzigen Engel. Was wissen denn die kaltherzigen Wollsäck, wos der Mensch im Feld braucht. Auf den Schiffen hot ma die Rationen verschimmeln und die Fourage verstinken lassn, weils 'n Kopf ham verlorn vor lauter Unglück. Da hat die Cholera Platz ghabt; wie hing'mahd hats die armen Leut ohne Mäntel im grausigen Schnee oder in eiskalten Hütten ohne Holz und Feuerung. Wie mich der Peter aus einem Haufen von Leichen aufg'klaubt hat, dös war mei Rettung. Todmatt hat er sich selber daher gschleppt, aber auslass'n hat er mi doch a net wolln, der ehrli' Landsmann. So hat ma uns in's

Spital auf die Insel Malta überg'schifft. Dort hat uns a Offizier gfragt, ob wir freiwillig weiter dienen wollen? Da hat 'n Peter schon wieder der Haber gstocha. Was is nacha? Ja hat er g'sagt und glei habens' den lustinga Trumpeter in's Indien hintri g'fahrn. Ob er wohl noch lebt? 's konn sei, 's konn a net sei'. Glaubs aber kaum. Woaß weiter net aa!"

„Nun, und Ihr?"

„I hobs Kriegsspiel woltern gnua kriegt und derenthalbn hob i Naa gsagt. Hot mi 's Herz gar so viel nach der Hoamat 'zog'n! So bin i wiedrum nach Engelland z'ruck g'spedirt wor'n. Dortn san d' Invaliden von die höchsten Herrschaften mit allen Ehren grad dick g'futtert und vom Volk busselt und druckt wordn. A schöns Geldl af d' Hand hats mit'n Respekt und Stolz a dazu eintragn und in meiner Husarenmuntur hob i auf'm Ruckweg als Kriegskamerad bei die Franzosen gar koan Batz'n braucht.

Aber von der deutschen Grenz' — no Sie! do is ma d'Roaß scho zum Zwidernuß worn. Immer auf der Scheu vor'n Gendarm, nur bei der Nacht. Besunders durch Baiern durchi war's a letzte Schleicherei und mit Ehr und Reputation ganz aus, als Deserteur grad voglfrei — —."

„Und doch habt Ihr Euch glücklich bis davon heim gebirscht?"

„No Sie! den Schrecka von meini Leut! Wie r' i als fremder Husar in's Haus koma bi'. Hot dortn ja

die Polizei schon längst umag'lust, ob's den Schwalascheer net derdapp'n kunnt.

Da in der größten Noth is ma der Herr geistli' Rath beigstand'n, hat an Herrn Hofrat P. g'schriebn und eam mei Sach fürg'stellt. Wisst's, dersel' war 'n Küni sei Kabinetsvowalter. Noch a lange Wochen Versteck und is Hochwürdn in unserm Haus ei'kehrt mit der Antwurt: - af d' Wocha soll der Reichenwallner als Husar in d' Residenz eini kema.

Also, hot mi Hochwürd'n gmoahnt, „„sei fürsichti und laß di' unterwegs net abfanga. Da hast a Billet für den Postwagen; mit dem fahrst z' Nachts nach München.““

Bin in der Fruh a glückli' eini groaßt. Beim Donislwirscht hob i mi vosteckt, bis Zeit war, beim Herrn Hofrath fürzusprechen.

Der hot mi weita nöt a'gschaugt, is mir ganz schiech und kalt dabei worn. Afin hat er mi zum Adjutant einigführt. Hot mi aa mit an bsundern Gschau betracht't, is mir wieder hoaß dabei wor'n.

Wie der die Thür aufg'macht hot, is Seine Maiestät der Künig Max vor mir gstand'n. Bin i vor Eam auf d' Knie nieder g'falln. Beim Bitt'n um's Vozeichn habn mir d' Zahn' im Maul nöt stat halt'n wölln. Aber ganz gnädi' hot mi der Küni a'gschaugt und verlangt, i soll Eam die ganzi Wahrheit vozäln.

Ehrli hob i Alls einb'stand'n, vom Peter seiner Verführung an und mein'n Leichtsinn, die wundersame Rettung in der Schlacht an der Alma, die große Buf' im Spital bei Inkerman bis — zum Hoamweh!

„„Ich will dir diesmal verzeihen,““ hat der gnäd'ge Herr Max g'sagt. „„Aber ich hoff,““ hat er gsagt, „„daß du wieder als mein Soldat so brav dienen wirst, wie Ihrer Majestät der Königin von Engeland.““

Beim Adjutant hab i wart'n müssn, bis er mein'n Paß g'schriebn. In aller Fruh hob i mi' beim Regiment in Augsburg stelln müss'n.

„„Wie? Schau! Schau!““ schnarrt mir der schwäbisch Wachtmeister im Kasernhof entgegen, „„'s ischt ja der Reichenwallner. Ja heilig Kreuzdunnerwetter! Wo führt denn der Teufel den Lumpen wieder her!““

„„Nix Lump!““ sag i. „„Respekt Herr Wachtmeister! Gestern noch Husar — heunt wieda Wallangscheer'.““ Mei' ganze Eskadron is zama g'laufa, wie mein Ankunft bekannt worn is.

Und erst die Freud von meinen Kameraden, wie der Herr Adjutant ihnen mein'n Generalpardon vorg'lesen hat.

Die Unteroffiziere hab'n mir drauf an Einstand gebn, der Freudenrausch hat mi ganz dermanst. Ja dös waren Zeiten und Gschicht'n und — jatzt siechts dem Reichenwallner freili Neamd mehr an, was er für a schneidiger Tuifi gwen is! —“

Halb rücklings auf seinem Bock sitzend hat er mir diese Episode seines lotterigen Lebens mit funkelnden Augen mitgetheilt. Späterhin wohl kaum einem Andern mehr.

Ob der Reichenwallner wohl noch haudern muß? Ob er auch noch lebt? —

III.

Die Jubelfeier der Traunsteiner Schützengilde.

„Sagen Sie nur ja!“ drängte der Sprecher des Ausschusses der Schützengesellschaft in den Amtmann.

„Wenn Sie die Sache nicht in die Hand nehmen, dann wird eh nichts draus!“ setzt einer seiner Begleiter warm hinzu. „Und das wär' wahrhaftig Schade!“ bemerkt ein Dritter.

Der Amtmann belächelt die fast rührende Zutraulichkeit der bärtigen Abgeordneten der städtischen Feuerschützengilde, sucht aber zusehends sich der Aufgabe, welche dieselben ihm gestellt, möglichst höflich zu entwinden, indem er der Deputation vorstellt, wie er gar nicht genug im baierischen Schützenwesen eingeweiht sei, um so obenhin den Plan für ein Jubiläum einer Gebirgsschützengilde entwerfen zu können.

„Wir haben in unsrer Lade sogar etliche alte Schriftstücke!“ läßt der Sprecher noch einfließen, weil er des

Amtmanns Lust an historischen Urkunden kennt —. „Vielleicht finden Sie darin einen oder den andern Anhaltspunkt. Hab deswegen so einen alten Brief mitgenommen, damit Sie ihn durchlesen."

„Hm!" schmunzelte der Amtmann. „Alte Briefschaften! Nun, die will ich ja gern einer Durchsicht unterstellen." Dabei erriet er wohl deutlich, warum man die braunen Papiere ihm zu hinterbringen gedachte. Waren sie doch gar nicht leicht leserlich und kaum mehr verständlich.

„Also! Herr Amtmann. Wir nehmen Ihr Versprechen mit! Sie lassen uns nicht stecken!

Ja ja! Wir haben's voneh uns gesagt, wir sind schon in die rechte Schmiede gegangen!" —

Mit dieser frohen Hoffnung entfernten sich die tapferen Grünröcke.

Aufrichtig gestanden, hatte der Amtmann so gar keine Lust in dieser jubelfeierträchtigen Zeit Eulen nach Athen zu tragen und sich dabei einer Aufgabe zu unterziehen, welcher er voraussichtlich praktisch zu fern stehend nicht vollends gewachsen erscheinen möchte.

Aber die Urkunden einsehen? Warum nicht. Dieser Wißbegierde konnte er nicht leicht entsagen. Und siehe da! der bewußte Brief hat's ihm allein schon angethan.

Enthielt er doch nichts Geringeres, als einen im Befehlton verkappten Notruf des Herzogs Ludwigs des Reichen von Niederbaiern an die Stadt Traunstein, sie möge ihm wider seinen Brandenburger Gegner mit 250 geharnischten Bürgern zu Hilfe eilen.

Und das Schreiben datirt vom Pfinztag nach Sonntag Invocabit des Jahres 1471. Hm! Gerade vierhundert Jahre her! Das läßt sich lesen und hören! Den Amtmann läßt's aber auch nun nicht mehr in der Kanzlei. Muß seinen Gedanken in der einsamen Wegfurt an der Traun Audienz geben. Dort unter dem Schatten der alten Eschen wächst ihm das Gebild fast greifbar vor Augen. Die alte goldene Treue des baierischen Volkes zu seinem Herrscherhause, ja sie ist einer Feier allzeit wohl wert!

Bis die Schützen ihre Bitte wiederholten, hatte der Amtmann die ersten Schößlinge seiner patriotischen Idee schon ins Warmhaus gepflanzt und in seiner Freude daran schon von den Blüten geträumt und ihrem farbigem Feuer.

Da fiel aber ein garstiger Frostreif auf Blatt und Knospen — die Schützengilde verfügte zwar über eine historische Lade, aber nicht über eine moderne feuerfeste und gefüllte Kasse.

Geld freilich haben wir kein's! Zaghafter hat das nicht leicht je ein Sprecher ausgesprochen.

Das könnte allerdings das Klavier zur Jubelouverture bedeutend temperiren. Allein, vielleicht gelingts uns doch, den Plan zur Ausführung zu bringen, nämlich jedes der vier Jahrhunderte in Gestalt eines öffentlichen Aufzuges der jeweiligen Schützen darzustellen.

Aber ohne Geld?

Versuchen wir's, indem wir uns auf's Bitten legen!

Gut! versuchen wir's!

Mit allem Eifer wurde denn ein Bittgesuch an die Königliche Hoftheaterintendanz abgefaßt und darin zu dem Zweck einer solennen Feier eines seltenen Schützenjubiläums um gütige Unterstützung mit genügender Garderobe gebeten.

Aber da kamen die hoffnungsfrohen Traunsteiner schön an. Mit großer Begreiflichkeit und unter Hinweis auf das Verbot, derlei Ausleihe zu gestatten, wurde ihre Bitte rundweg abgeschlagen.

Diese Abweisung drückte denn damals die Gemüter weit heftiger nieder, als der ärgste Katzenjammer nach sauerer Märzenbierletzt. Nur der Amtmann gab die Hoffnung nicht mehr so leicht verloren, weil ihm inzwischen das Vorhaben bereits im Geiste zur patriotischen Pflicht ausgewachsen war.

In seinem edlen Eifer verfaßte er denn im Namen der Gilde eine Denkschrift an S. M. den König selbst, darin in allertiefster Bescheidenheit darlegend, daß es sich in diesem Falle nicht etwa nur um eine gewöhnliche kostumirte Festmeierei handle, sondern die gegenwärtig treugehorsame Bürgerschaft wolle ernstlich jene von ihren Altvätern in frommer Tapferkeit bewiesene Treue und Anhänglichkeit an ihr angestammtes Regentenhaus aufs Neue durch öffentliches Auftreten huldigend beglaubigen. Zu dem Zweck fertigte der Amtmann vier Bögen Kostumbilder für je ein Jahrhundert und legte diese der Eingabe nebst Abschrift jenes herzoglichen Briefes bei.

Wie gesagt, ließ aus Anlaß drängender Kriegsbefürchtungen anno 1471 der Herzog Ludwig an den

Rath der Stadt Traunstein den Befehl ergehen, 250 Leute mit Proviant auf zwei Monate zu versehen und gut auszurüsten mit Harnischen, Armbrüsten und Hellparten. Wenn es der Herzog oder seine Kriegshauptleute Friedrich der Pienzenauer, Hans der Layminger und Christof von Freyberg befehlen würden, sollte diese Landwehr am bestimmten Sammelplatz erscheinen. Zugleich wurde bei dieser Gelegenheit angeordnet, die Buchsen- und Armbrostschützen an den Feiertagen fleißig einüben zu lassen, wobei, um die Lust am Schießen zu heben, Preise ausgesetzt werden mußten, Gewandstücke oder Zinngeschirr als Herrengaben.

Dieser ernsten Veranlassung ist aber die Organisation der Schützengilde der Stadt Traunstein entwachsen. Und darauf berief sich denn auch nachgerade die Eingabe.

Herr Baron v. G. hatte die Güte, das Bittgesuch persönlich in das königliche Kabinet zu bringen, damit der König dasselbe zuhanden erhalte.

Und siehe da! Eines schönen Tages kamen zwei Hoftheater-Garderobiers in Traunstein an, um sich des Näheren über den Bedarf an allerlei Gewand zu erkundigen. An höchster Stelle wurde das offenherzige Beginnen der getreuesten Stadt in gnädigster Weise gewürdigt und huldvollst unterstützt.

Nun hatte aber eigentlich noch Niemand genauere Kenntniß von dem ganzen Programm. Und je näher der Termin zur Ausführung heran rückte, desto verschlossener und wortkarger wußte der Verfasser den Neugierigen aus dem Wege zu gehen. Selbst mit den

Kostumdeputirten des Hoftheaters konnte er sich nur auf allgemeine Weise verständigen, indem er z. B. zehn Jäger aus Freischütz oder Euryanthe und wieder so und so viele aus Ifflands Jägern, etliche Bischofssutanen aus Shakespeare's Königsdramen, sowie ein Dutzend Meistersinger und Uniformen aus Zopf und Schwert auf Gerathewohl bestellte. Die letzte Verwendung blieb ihm auf diese Weise anheim gestellt. Und darin blieb er fest; denn gerade in seiner Schweigsamkeit sah er den Erfolg und das Gelingen seines Planes gelegen. Wie hätte er denn einen Großbürger in die Rolle eines Dieners durchsetzen oder gar die Umgehung einer Vollbürgerstochter durch eine weit schönere Kleinbürgersfrau rechtfertigen können, hätte er nicht bis zum letzten Augenblick die genau zum Charakter der darzustellenden historischen Persönlichkeiten passenden Individuen im Unklaren gelassen. Nur dadurch, daß dieses Alles Geheimniß des Veranstalters blieb, war es möglich, allen möglichen und unmöglichen der Eitelkeit und dem höhnenden Klatsch entspringenden Hindernissen zu begegnen.

Erst am Festtagmorgen selbst versammelten sich die Theilnehmer — der verständige Theil der Bürger und ihre Jugend — auf dem großen Getreideboden des Brauhauses „zum Stangl", um zu vernehmen, welche Rolle ihnen zugedacht worden, und mit wenigen Ausnahmen, darunter der weibliche Antheil, wurden die Akteure von den beiden Herren Garderobiers nach der Reihe in ihre Gewänder gesteckt. Das war allein schon keine kleine Aufgabe, zumal die Theaterkostume fast durch-

weg für die Burgerbäuche viel zu eng und zu knapp sich erwiesen. Da mußte denn in Eile die jeweilige Rückenwand des Kamisols oder der Pluderhosen aufgetrennt, mit Bindfaden rücklings wieder zusammen geschnürt und meist mit irgend einem Meistersingermantel zugedeckt werden. Bei dem reichen Umfang des Bäckermeisters W., welcher den reichen Stadtkastner Haunold, den Prototyp aller Gründer vorzustellen ausgewählt war, reichte der Anzug gerade nur für die Frontseite. Auch hier mußte der Rathsmantel helfen.

Getreuliche Beihilfe leistete dabei der in Geschichte der Trachten gar wohl erfahrene Benefiziat Büchele, ein gar unansehnlich Herrlein von apostolischer Einfachheit, aber reich an Wissen. Mit welch stupidem Blicke glotzte den ein Schustermeister an, als er diesem eine Gugel über den Kopf stülpte und ihm dabei zu wissen machte, er habe die Ehre einen der ersten Gugelherren der Eisengewerkschaft des Gaues, Herrn Pancratium von Freyberg, vorzustellen. Diesen Vorzug verdankte der Schuster aber lediglich seiner edlen hiefür passenden Physiognomie. Gestalt und Gesichtsausdruck eines Jeden wurde möglichst treu im Voraus schon einer historischen Persönlichkeit angepaßt, und dieser geheimen Auswahl verdankte im Allgemeinen die Darstellung der Gruppen ihre überraschende Treue. Letztere verlangte aber auch manche Opfer. Um absolut nicht erkannt zu werden, ließ sich ein Wagnermeister seinen schönen Vollbart abnehmen; setzte er doch seinen Stolz darein, als Probst von Chiemsee mit seinem Abbégesichte selbst seiner

Vetterschaft fremd zu erscheinen. Die Probe sollte ihm trefflich gelingen. Dem Schenkkellner, der für die Immerdurstigen ein Faß Bier auf dem Malzboden verzapfte, konnte er, weil bereits im Talar, für eine Maß kein Geld mehr reichen. Daß jener aber mit dem — Segen des Schauspielers sich begnügte, zeugte mehr denn alles von der frappanten Wahrheit seiner Figur. Daß in dem Programm überhaupt die vier Prälaten von Chiemsee, Baumburg, Seon und St. Zeno aufgenommen wurden, wollte der gestrenge Geistliche Rat und Dechant der Stadt dem Benefiziaten nicht glauben, suchte durch denselben auch dieses gewagte Spiel selbst mit Drohungen zu hintertreiben, weil er dahinter eine strafbare Profanation des Klerus witterte — allein es half ihm nichts und sein Groll verlor sich bald, wie wir sehen werden.

Im letzten Augenblicke noch kroch eine schwarze schwer dräuende Gewitterwolke über die Stadt herein — und bei Regenwetter war die Benützung der Theatergarderobe verboten. Es fielen sogar schon verhängnißvolle schwere Tropfen den Unternehmern wie heiße Bleikugeln aufs Herz. Die Vorhut des Aufzuges wälzte sich aber bereits die Treppen herab und ließ sich nicht mehr rückwärts drängen, die Herolde zu Pferde, welche je ein Jahrhundert im Festzuge markiren mußten, trabten schon heran; da wollte Frau Sonne doch dem guten Werke gegenüber sich nicht neidig erweisen. So wischte sie denn mit weitem Aermel all das feuchte Bettwerk am Himmel bis hinter den Waldsaum hinab,

und in ihrem goldnen Augenstrahl gleiste nun im hellen Harnisch das raisige Burgerfähnlein von 1471! Reckenhaft schritten die Mannen in Eisen daher, als gälte der Werkmann erst für voll, sofern er als Wehrmann wiederum Herd und Heimat zu vertheidigen hätte. Damals rauste ja im oberen wie im niedern Baiern Hoch und Niedrig, Herzog und Bauer und selbst der patriotische Mönch griff in den Tagen allgemeiner Landesangst lieber zum Gabylot als nach dem Brevier.

Wie aber der bei seinem Volke so beliebte Landesfürst (1462) in mitten seiner streitlustigen Rennhaufen heldenhaft schwor: „Heut bleib ich bei meinem Volk, sei's lebendig oder todt!“ so klang ihm aus dem Trutzgesang seiner kampfbegeisterten Fähnlein der ehrlich treue Verlaß auf schneidige Wehr entgegen, wenn es aus rauhen Kehlen klang:

„Dem Herrn ist der ein schlechter Mann,
Der heunt nit besser schießen kann!“

Ja! die Schützen waren eben die Beschützer des Thrones wie der Hütten.

Barhäuptig mit wildem Haupthaar, in der markigen Faust die Streitkolben, oder die mächtigen Schürstäbe und Hochofenschaufeln auf der Schulter eröffneten die Knappschaften der Bergleute und Hammerarbeiter in ihren weißen Ehrengewändern den Zug, welcher das Leben im 16. Jahrhundert darzustellen hatte. Das war die Zeit, wo die Städte vom regsamen Binnenhandel und seinen Massenfrachten durch Baiern reich geworden, da die Zünfte der Harnisch- und Waffenschmiede, Tuch-

und Eisenmanger noch in der Arbeit Blüthe standen und in der aus dem Lambartenlande heimgebrachten Vorliebe für italienische Bauweise ihren Stolz an der Frontseite ihrer Häuserzeilen am Marktplatze glänzen ließen. Der leichtere Erwerb von Vermögen und eine durch den Handelsverkehr geläuterte urbane Leichtlebigkeit öffneten bereitwillig auch dem Kunstgewerk das Hausgatter. Damals stellte man anstatt eines alt gewordenen St. Lienhard einen anderen Liendl auf den Brunnen der Stadt Traunstein, weil der Burgermeister L. St. nämlich Lorenz Stutzinger zu Ehren und Gedenken der rühmlichen Raisen der gewappneten Gewerkschaften einen gewappneten Berggewerken in voller Rüst der Nachwelt zu zeigen Willens geworden. Und darum geleiteten ihre Getreuen im Zuge die besten des Chiemgauer Adels, die Bergherren Pancratius Freyberg von Hohenaschau mit seinem Freund Weitmoser von Gastein, damals auf Schloß Winkel am Chiemsee, Hans der Herzheimer, Freiherr Hundt von Eisenarzt und Doctor Riebeisen, Hofmarksherr von Chieming mit Freiherrn Schurf von Wildenwart.

Der alte Vater der frummen Landsknechte, Georg von Frundsberg nahm ja manchen der tapferen Jünglinge des chiemgauer Adels auf seinen unsterblichen Zügen mit nach Italien, hätte auch nicht ungern gesehen, wenn Freyberg, ein Held vor Pavia, mit seiner Schwester sich verlobt hätte. Welch kampfmutige Gesellen und erprobte Schützen derselbe geführt haben mochte, das läßt noch ein Brief an den ehrsamen Rat der Stadt Traunstein

erkennen, darin Herzog Friedrich von Oesterreich ersucht hat, ihm einen seiner guten Büchsenmeister nach Inspruck zu schicken. Diesen berühmten Wehrmännern verdankt die Stadt auch ihre Schützenordnung vom Jahre 1597.

Nun, wie trefflich gelungen das Landsknecht-Fähnlein unseren Festzug verherrlichte, das konnte man am Besten aus dem Munde eines zufällig anwesenden Malers aus Düsseldorf vernehmen, der seinem Freund Cajus Möller, dem damaligen Redakteur der Süddeutschen Presse gestand, schönere Typen noch auf keinem alten wie neuen Gemälde gefunden zu haben. Des Messerschmieds Simon Kraftgestalt mit dem lockigen Haupt und herrischem Vollbart, als Fähndrich der Landsknechte, gemahnte aber auch an Bilder von Van Dyk oder Rubens.

Nicht weniger fiel der originale Trommler Fellner den Beschauern auf. Wunderte sich doch ein Landmann, woher derselbe denn ein also zerrissenes und zerschlissenes Gewand davon getragen habe. Seine Trommel, in einem Salinenstadel aufgefunden, war wohl noch eine ächt alte; da aber das Fell zerschlagen, so wußte man im letzten Augenblick keinen andern Rath, als dieselbe mit einem Bogen Katasterpapier im Rentamt neu zu überziehen.

Als Hauptpersonen des 17. Jahrhunderts traten dann die bereits erwähnten vier Prälaten in die Erscheinung, denen ihre Jäger die Gejaidspeere und feinen Büchsen „mit Stern und Rosenzügen", nachtrugen. Sie wurden von langen Reihen Schützen

bis zu den Schindfesselbuben und Hundejungen mit den Schweißhunden und Rüdenmeuten begleitet. Allerlei mit Eichenlaub bekränztes Wildpret wurde ihnen nachgetragen.

Unvergeßlich wird der Eindruck bleiben, welchen die stolze Würde dieser hochwürdigen Prälaten in ihren seidenen, mit goldenen Kreuzen geschmückten Sutanen auf die Zuschauer hervorgebracht. Um nicht etwa durch profanen Zuruf einer störenden Erkennungsscene ausgesetzt zu werden und dadurch aus der Rolle zu fallen, folgten sie der Mahnung des Amtmanns, ihre Blicke ununterbrochen gegen Himmel zu richten. Als der Zug dann vor dem Pfarrhause vorüber schwenkte, und das Volk von dem Anblick sichtbar ergriffen plötzlich ehrfürchtig allerorts die Hüte abnahm, da erst sollte selbst dem sceptisch hinter seinem blauen Fenstervorhang herablugenden geistlichen Rath klar werden, daß der Aufzug denn doch eine tiefere Bedeutung habe, als eine profane Schauspielerei. So war denn auch der letzte und gefährlichste Widersacher mit der Idee und ihrer Ausführung versöhnt.

Daß Graf von Törring, der weiland wilde Waidmann auf seinem Schlosse zu Stain, der den Probst von Baumburg öfter fast zutod geärgert, indem er bis in seine Kirche hinein die Gejaidhetze forcirte, ebenfalls nachgerade versöhnt war, bewies er deutlich damit, daß er dem Prälaten nachbarlich das Geleite gegeben.

Ja, der Törringer war damals wirklich fromm geworden. Das Augenbrünnlein zu Traunwalchen, das er in jugendlichem Zorn wider das Kloster Baumburg verschüttet, hat er nachgerade als Heilborn neu fassen

lassen. Die Familie T. bezog das Schloß zu Traunstein, wo auch die Grafen von Schaumburg aufsaßen. Wer je in Merians oder Wennings Kupferstichwerken des Baierlandes die beiden Herrenschlösser über die Mauern der Stadt aufragen sah, der wird immerhin den durch Brände verursachten Verlust dieser weitschauenden Bauwerke bedauern. Zur Physiognomie der Stadt zur Zeit des Ueberganges in das 18. Jahrhundert zälten denn die beiden gräflichen Häuser. Und die Repräsentanten derselben beiderlei Geschlechtes in ihren kostbaren Prachtgewändern mit ihrem zahlreichen Gefolge liehen dem Aufzug ein gar edles und sonniges Gepräge. Als höchste Herrschaften ihrer Zeit sonderten sie sich denn auch auf dem Stadtplatze von dem Festzug ab und nahmen in stolzer Grandezza die ihnen angebotene Bühne mit den gestickten Polsterstühlen ein.

Den anderen Theil desselbigen Jahrhunderts nahm das gesammte Personal der kurfürstlichen Salzmeierherrschaft für sich in Anspruch, deren fast souveräne Autorität sich zu einem Staat im Staate auszuwachsen in den bayerischen Salzgebirgsrevieren Gelegenheit hatte. Voran die gestrengen Salzmeier von Pechmann und von Großschedel in ihrer kleidsamen, kurfürstlichen Uniform, begleitet von dem unabsehbaren Beamtenstatus des Berg-, Salz-, Forst- und Jagdregiments, vom Subfaktor, Salzfertiger und Forstmeister bis zu den Salzwägern, Wachtmeistern, Kufenschreibern, Jagd- und Pfiselknechten herab. Dabei mochte mancher Kritiker im Stillen das Geschick bewundern, welche Reichhaltigkeit an Charakterköpfen aus

jener bureaukratischen Zopfperiode gewonnen werden konnte. Allein tiefer betrachtet, war hinter jenem steifen Formalismus kernbaierische Kraft verborgen. Die Salzmeierоffiziere und Bergbeamten bildeten damals das Rückgrat der Schützengilden im Gebirge und ihnen darf man vornehmlich den Ruhm zuschreiben, daß die Traunsteiner Schützengilde, wie früher schon im März 1641 gegen die Schweden, so später im österreichischen Erbfolgekriege sich bei der Landesvertheidigung ausgezeichnet hat.

Kurfürst Karl Albert von Bayern hat deswegen auch im Jahre 1743 dieser tapferen Kompagnie eine Schützenfahne verehrt, auf welcher, da der Landesfürst auch deutscher Kaiser gewesen, der Reichsadler mit seinem Namenszuge C. VII heute noch prangt. „Der Löw' hat raffa müssn mit Adlern aller Art" sang unser Volksdichter Franz von Kobell, und nach den durchlöcherten Fetzen zu schließen, war diese Schützenfahne nicht selten mitten im heißesten Gefecht.

Den Schluß des historischen Aufzuges bildeten die baierischen Gebirgsschützen von 1809, und den Uebergang zu dem Festzuge des Jubelschießens markirte eine rosige Guirlande von schmucken Mädchen in der Landestracht, nachdem die Festzeichen für die Fahnen der auswärtigen Schützenvereine von den stolzen Frauenzimmern der beiden gräflichen Häuser Törring und Schaumburg von ihrer Tribüne aus vertheilt waren.

Die Traunsteiner Schützen hatten sich aber an ihrem Ehrentage nicht mit den althergebrachten Preisgegenständen, der Lederhose und der Zinnschüssel, zu be-

gnügen, denn die königliche Huld und Gnade des inzwischen verstorbenen Regenten Ludwig II spendete ihnen einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz von hohem Werthe, und die k. Hoheiten Prinzen Otto, Luitpold und Leopold mächtige goldene Krüge und silberne Becher, kostbare Geschenke, welche, auf seidenen Kissen getragen, Bewunderung und unter den Schützen nicht geringe Begierde erregten.

Jedenfalls trug die Originalität der Durchführung eines solchen Aufzuges vor den Augen des Volkes dazu bei, das Interesse an der vaterländischen Geschichte zu heben und in manches Haus ein Stück Historie zu tragen, in welchem bislang nur unbestimmte Begriffe über die Vergangenheit der eigenen Heimat geherrscht haben.

Dr. Ludwig Steub hat zwar, in seiner ingeniosen Weise mit Paradoxen zu paradiren, den Satz sich geleistet, die Stadt Traunstein habe gar keine Geschichte, obgleich Benefiziat Josef Wagner ihr eine geschrieben habe. O wäre doch der streitbare Kämpe Augenzeuge gewesen, er hätte dem Düsseldorfer Gast wohl beigestimmt, als derselbe es gerade in der Pflichtaufgabe der Beamten gelegen erachtete, dem Volk zu richtiger Zeit und bei begründetem Anlasse das Spiegelbild seiner Ahnen vor Augen zu führen zu Ehr und Vorbild der Nachwelt.

IV.

Heitere Zwillinge.

Daß Zwillinge sich gleichen wie ein Ei dem andern, das liegt in der Natur der Geschöpfe. Auffällig wäre das Gegenteil. Aus dem Wiegenkorbe lachen zwei rotwangige Apfelköpfchen heraus, Haare lichtblond, Augen himmelblau. Möchte doch den Professor der Bevölkerungsstatistik kennen, der eine Nuance Unterschied daran herausklügeln könnte. Nur die immer sorgende Mutter kennt Beide auseinander. Selbst die Kinderwärterin steckt hie und da dem Einen der hastenden Gelbschnäbel zweimal den Mußlöffel in den Mund und verkümmert dadurch das Anrecht des Andern. Der Rest ist aber hier nicht Schweigen, sondern ein verstärktes Duett zweier Doppelflöten.

Wenn aber die ununterscheidbare Aehnlichkeit anhält bis die Höschenzeit heran kommt, dann wird das Verhältniß für die Zwillinge manchmal noch unangenehmer. Bekanntlich versucht der kleine Hausrebell, sobald er ein

Verbrechen begangen hat, das meistens freilich nur in einem unvermeidlichen Zerbrechen besteht, den Verdacht dadurch von sich abzuwälzen, daß er sich hernach auffallend still verhält und er erreicht nicht selten damit seinen Zweck. Der mütterliche Zorn wird auf den anderen lärmenden Kobold abgeleitet. Wie ein Hagel aus heiterem Himmel kriegt dieser darum etliche Streiche ab. Das verletzte Rechtsgefühl der grünen Unschuld aber bäumt sich hiegegen nicht wenig auf, und weil dann gewöhnlich der Schuldige pflichtschuldig auch mitschreit, so fehlt es dem Duett niemals an allerlei Variationen.

Solch ein Kleinrumor war denn vor Zeiten fast täglich im Forsthause zu St. Pankratius auf dem Karlstein laut geworden. Die Familie des Försters, welche mit bis auf die Mundwinkel gleich gearteten Knaben beschenkt worden, konnte an diesen Zwillingen reiche Erfahrung machen. Von der Jagd heimgekehrt, kam der ernste Waidmann fast nie dazu, die letzte Schußladung aus der Büchse wieder auszuziehen, ohne zuvor mit dem Ladstock ein Strafmandat der Mutter an der Stelle vollziehen zu müssen, wo man die Höschen dazu strammer anzuziehen pflegt. Es war das zwar die Kehrseite der Medaille „der Pongratzerjagerbuben", aber auf dem Avers derselben glänzte der Humor der kleinen Rangen um so lebhafter. Daran änderten auch im Verlaufe der Jünglingsjahre die verschiedenen Neigungen nichts, denen sich die Zweige des Stammes entgegenbogen.

Um es kurz zu sagen, blieb ein Bruder dem angestammten Berufe des Forstmanns getreu, den andern

zog das Studium der Medizin davon ab. Endlich kamen aber Beide wieder in der Nähe der Heimat, im Gebirgsdorfe Rupolding zusammen, der eine als Revierförster, der andere als Arzt, beide getreue Jünger ihrer Berufspflichten. So wie sie aber in äußerlicher Gestalt und Größe, in ihrem Wesen und Thun vollkommen sich gleich geblieben waren, so auch in Bezug auf die Physiognomie des Innern, welche sich in Mutterwitz und froher Laune äußerte und nicht selten in mancher gegenseitigen Neckerei schalkhaft auszuklingen sich versucht fühlte.

Des Revierförsters Lieblingsgang richtete sich gewöhnlich in die Traunauen. Im Schutze dieser buschigen Gruppen von vielfarbigem Laub- und Nadelholze hegte er ja seine Pflanzenbeete und Saatkämpe.

Einstmals merkte er schon am Gruße, daß ein von Alter gebücktes Bäuerlein, welches auf ihn zuhumpelte, ein besonderes Anliegen haben müsse.

„O mei' Gnad'n Herr Doktor, so weit hätt i mi ge'grad scho wieda zammag'mantelt vor'm letzten Auffahrtstag. Aba mit'n Bezaln bin i halt no hintoni bliebn. Hau! Bal's ma halt no a Zeit lang beit'n möcht's, bis i epps mit'n Beernbrocka verdient hob." —

Dem Förster kam das Männlein just nicht ungelegen. Daß der Rekonvaleszent ihn für seinen Bruder hielt, das erkannte der Schalk sofort, bemühte sich darum auch des Doktors Person bis zu den Ohrläppchen nachzuahmen. Den Greis rechtschaffen auf den Rücken klopfend, sprach er ihm in gutmütigster Weise Beruhigung zu. „Gern g'scheh'n, Alter! Meinethalb'n brauchst keine Kuh

zu versilbern! Komm nur wieder, sobald Dich ein Wehdam reißt. Weißt ja, daß ich zuliebst umsonst zu helfen bereit bin! Ade!"

Als aber um's Neujahr der Doktor gleichwohl dem Austräglер die Medikamentenrechnung in's Haus geschickt, dieser aber zunächst der Kirche vor versammelter Gemeinde den Herrn Doktor weitschweifig an seinen Verzicht auf Kurkosten erinnerte, da verzogen sich plötzlich die Stirnfalten des Arztes und um seinen Mund begann ein beredtes Muskelspiel, bis er lachend in die Worte ausbrach: „Wart' nur! das ist dir nicht geschenkt!" Dann rannte er die Dorfgasse hinab, der Alte aber sah ihm verdutzt nach und brummte vor sich hin: „Na öz woaß i aftn dengerscht recht nöt, wos der unter Schenka verstehn mog." — —

Etliche Wochen mochten verflossen sein, da kehrte der Arzt von einem seltenen Patienten heim. Selten, weil je entfernter der Kranke hinterm Bergwald wohnt, desto sicherer der Bergschmied oder der Wasenmeister als Hausärzte beigezogen werden. In Ermangelung von Karlsbader Sprudelkrystallen nahm dort der Bauer bisher auch keinen Anstand, eine Handvoll rothen Viehsalzes zu schlucken. Allein seit ihm neuerlichst der Gerichtsvollzieher klar gemacht, daß diese Handapotheke als Zolldefraude theurer zu stehen kommt, denn ein ganzes Medizinalkollegium, bequemt er sich wenigstens dazu, gelegentlich der Stier- und Schafvisitationen den Bezirksthierarzt zu konsultiren.

Unterwegs nun begegnete damals unser Dorfgalenus

dem Kohlenbrenner Hiesei, welcher gerade an seinem schwarzen Arbeitspulte beschäftigt war. Ein mit Moos gestopfter, von blauen Qualmringeln umwaberter Weiler hat diese in das Dickicht des braunen Waldes versteckte Werkstätte schon durch seinen spezifischen Brandgeruch verrathen.

„Grüß Dich Gott, Kohlenteufel! Laß nur nicht aus, Deinen Sack zu füllen! Lauter schwarze Diamanten! He?"

„A Gruaß Gott! Herr Forschtner!" erwidert der Köhler, indem er seinen vormals grünen Hutrest lüpfte. „Bei dena Zeitn hebt sie mit'n Brandwerch net viel mehr aussa. Grad daß ma 'n Tag truckes Brod werb'n laßt. Die Sach bedeut't si nix mehr. San d'Eisenbahna schuld dro. Schaugn's aftn eini in's Hüttenamt. Dort fahrns Stoakohln und selles Glump füri aus'm böhmischen Landl. Da muaß ma sein'n alt'n Nahrstand verließen. Höchstens d' Waffenschmiedn im Berg kehrn no zua. Seit ma aftn dena 's Braschenrecht aa nit meh' vergunna will, klempern's 'n Ambos so nimma broat." (Braschen nennt man im Hochgebirge die Holzkohle und vordem hatte so ziemlich jede Schmiedesse Anspruch auf den nothwendigen Bedarf zum Brand dieses Feuerungsmaterials aus dem Staatsforste.)

„Werden schon wieder bessere Zeiten kommen, Alter!"

„Wie sogst, Herr Forschtner? Zwegn wos seid's aftn so geizi mit enkern Holz? Kriecht Neamd bal koa gsunds Stamml meh zum Vakohln, grod schlechts und wurmmassigs Faulholz — und selles muß ma von der

Höchst oba rankeln.“ Also brummt der Köhler seinen Mißmuth aus.

„Geizig wär ich?“ erwidert der Andere. „Beileib nicht! Von mir aus hau Du nur, was Dir da im Schachen ansteht! Deine Kreuzer machen auch einen Nutzschilling.“

„Ja mei Gnod'n, Herr Forschtner. Sel' los i mir nöt zwoamal hoaßen!“ —

„Nur keck drauf los!“ rief der Doktor noch vom Weg herein, als ihm das Lachen fast mehr wie der Rauch die Stimme ersticken wollte.

Natürlich hieb der Kohlenbrenner Hiesei in Kurzem eine respektable Lücke in's kräftigste Stammholz. Als nun aber der Revierförster diese Blöße gewahr worden, bemächtigte sich der Zorn seiner in dem Hochgrade, daß er dem Teufelshies fast die Beine mit bestem Schrotkorn gespickt hätte.

„Sind meine schönsten Tannen hin, so sollst auch hin werden, Du vermaledeiter Borkenkäfer!“ So rief er wüthend vor Aerger und Gram, bis ihn der Köhler mit allen Nothhelfern versicherte, daß er ja selbst ihm die Erlaubniß zum Schlag gegeben habe.

Da errieth der Förster wohl den eigentlichen Urheber dieses empfindlichen Schabernaks.

Heute noch errinnert man sich an tausend Schnurren voll naiven Volkshumors jener gleichgearteten lustigen Brüder im Miesenbachthale. Endlich mußte ihr loses Treiben selbst dem Schicksalsengel zu bunt geworden sein, weil er den Anlaß zur Verwechslung ihrer Personen

einstellte und damit die Quelle vieler Verlegenheiten. Den Doktor warf eines Tages sein muthiger Einspänner auf einen Steinhaufen, dabei er das Nasenbein mitten entzwei gebrochen hat, dem Förster aber setzte die neidig gewordene Norne einen Kropf an den Hals, daß sich selbst der flotteste Perchtentänzer im Oberpinzgau damit nicht zu schämen gehabt hätte.

V.

Vom Strobl und sein'm Wei'.

Badegäste von Adelholzen, welche in den siebenziger Jahren an schönen Tagen nach Bachendorf ihren Spaziergang gerichtet um bei dem dortigen Wirt Steffel um wohlfeilen Preis an absonderlich feinen Apetitschnitzeln sich zu laben, mochten wohl auf dem Wege dahin an den etlichen Bauernhöfen vorbeigewandert sein, welche den Namen Reichhausen führen. Dort mochten sie wohl auch den Stroblbauern begegnet haben. Eine große markige Gestalt mit behäbigem Bauche, auffallend durch seine halb schmunzelnd-freundlichen, halb verschmitzt-lauernden Gesichtszüge, ein Repräsentant jener alten Empiriker des Bauernstandes, welche aus Mangel an geschulter Vorbildung gegen Jedermann mit Mistrauen erfüllt gleichwohl der Neuzeit und ihren Anforderungen sich nicht unterthan machen wollten und daher nach ihrer schlauen Weise geradezu zwischendurch zu wirtschaften nicht ausließen. Brachte ihnen diese Unsicherheit

Schaden oder Nutzen im Geschäft, und dies war schon mehr Handel als primäre Produktion, eingestanden haben sie niemals den einen oder auch den andern.

Am wenigsten mochte diese Art sich noch darauf erinnern, mit welchen politischen Kräften und technischen Mitteln die freie Stellung des deutschen Bauernstandes erkämpft worden ist. In Bayern ist er seit dem Jahre 1848 völlig unabhängig gestellt. Allein mit den freiheitlichen Errungenschaften ist es meistens ein eigen Ding. Bei einem frischkalten Zuge der Freiheit fröstelt den Mann, als säße er zu Winterszeit in Hemdärmeln auf seinem Dachfirst. Eine ganze Periode der Gesetzgebung war in Bayern ausschließlich der Befreiung bäuerlicher Interessen gewidmet, von der Befreiung des Grundes zu vollem Eigenthum beginnend bis zur Abwälzung althergebrachter Belastung der Heimstätte wie der Person, Freizügigkeit, Wechselfähigkeit. —

„Hol' der Kukuk die modernen Freiheiten!" rief die Stroblin einmal im größten Unmut aus, als sie für ihren mit der Feder nicht im besten Einvernehmen stehenden Ehemann einen Wechsel unterschreiben mußte. „Wir Dierndln haben doch wenigstens beim Herrn Benefiziaten Wagner zu Siegsdorf drüben rechnen gelernt. Aber wenn man den Bauern mir nichts dir nichts zum Handelsmann macht, ohne ihn zuvor gehörig zu unterrichten, der schulgerechten Frau aber hiezu die Fähigkeit abspricht, so kann im Geschäft dabei nichts Gescheidtes herauskommen. Ich fürcht' mich schon vor der Zeit, da mein Bube den Hof übernehmen soll und

wenn er gerade so dumm wird wie sein Alter, da muß ich am Ende als Austragbäuerin nochmals mit Kopf und Feder bei der Hand bleiben um „das Gerstl beisamm' zu halten."

Trotz solcher gesunden Anschauung seiner klugen Frau, die sich nur über — mangelhaften Schulunterricht ihrer Kinder beklagt hat, schwärmte der dickköpfige Gatte für den so komoden Bauernkalender der alten Zeit.

Die gute, alte Zeit!

Jawohl, alt ist sie geworden wie eine ehrbare Jungfer. Ob sie aber wahrhaft gut war? Die Rückschau des Volkes wird bei diesem Schattenbild bald von intermittirend trüben bald grellen Farben beeinträchtigt.

Wenn man unsern Strobl auf dieses Thema brachte, konnte er leicht redselig werden. „Da war zu meiner Zeit," hub er an, „Gnaden Herr Landrichter für seine Bauern die reinste Vorsehung. Wie ein „Gerhab" (Vormund) sorgte seine Gnaden für Land und Leute, und die Hauptsache nicht zu vergessen, sell hat nix gekostet. Dieweiln freilich war der gestrenge Herr a Bisl viel grob und sein Schirg ersicht richti saugrob. Hab ja selb oft als Steuervorgeher oder Gmoavorsteher in d' Stadt zu den Amtstagen eini roaßn müss'n. War dort der gstreng' Herr in aller Fruh vorm Landgericht auf der grünen Bank g'sess'n, ganz gmoan im g'strickten Wollenwams, die weiße Zipfelhaub'n auf Krakehl am Schädel, die Tabakpfeif'n hot grad knirscht, so haot ers mit 'n Zähnen g'halten,

wie r' a Tyrann im Neglischee! Ob Hausg'sind, ob Schulkinder, ohne an Stroach mit'n Stecka sans' wol' net vorbei kema. War aber grad väterli gedacht so a Schlagl. Die Polizei war freili viel gröber als heuntzutag, aber a net so theuer und ma hots glei vostandn. Wer zum Exempel die Wagendeichsel am Troadwag'n Nachts nöt aufgstülpt hat, no Sie! der hot in der Fruh schaugn kinna, wie ers beim Roßeinspanna ferti wollt bringa. Am Vorabend vor der Schranne hot sich der gnä' Herr von seinem Schirg'n mit der Latern' aufm Marktplatz vorleuchtn lassn und grad stehende Deichseln glei eig'nhändi abgsägt! Dös hot ma si' für alle Zeitn g'mirkt. Daner hots dem Andern im Wirtshaus vozählt und so is weit besser bekannt wor'n, wos z'gschehgn hot, als wie dös 'druckte Amtsblattl, wos ninderscht koa Mensch les'n mog." —

Bevor man allenthalben im Lande Eisenbahnen gebaut und die Spekulation Lagerhäuser für ausländisch Getreide daneben gesetzt hat, war der Kornproduzent gezwungen, seine Frucht nach dem nächsten Markt zu fahren und dort zu verkaufen. Warrants und Checks waren dem „Troadbauern" ebenso unbekannte Größen wie Preisnotirungen von Produktenbörsen, die Identitätsnachweise, oder gar wochenlange Debatten über Getreidezölle. Wollte aber der Landmann mit der Preisbestimmung für seine Frucht ins Reine kommen, so war es schon notwendig, daß er persönlich die größeren Märkte besuchte. Als Händler wollte man ihn dort sehen und des Kredits wegen wollte er sich auch dort sehen lassen.

Dabei schielte so ein wohlhabender Oekonom zugleich nach den kulinarischen Genüssen der Hauptstadt, die ihm das strenge Herkommen in Sachen der Hausmannskost wenn nicht gar die Unkenntniß seiner Bäuerin am Kochherde daheim beharrlich verweigern.

Ja gestehs nur, alter Strobl. In dieser Hinsicht hast du dein Weib auch zur rechten Zeit hintergangen! An deinem Augenzwinkern hab ich dir ja selbst mehr als ein Geständniß abgelesen. Jetzt will ich Eines nicht länger verschweigen.

Erklärlich erscheint es, daß auf ältere Hofbauern ein saftiger Nierenbraten und eine feinere Qualität des Herrenbieres in der Stadt allmählig mehr Anziehungskraft ausüben mußten, als der schönste St. Leonhard auf dem Brunnen. Aus gleichem Grunde läßt es sich denken, daß diese Väter ihre Reise zur Schranne öfter zum bloßen Vorwand nahmen in der schlauen Absicht, auf diese Weise ihren kargen Einodhof verlassen zu können und sich manchmal an städtischem Wohlleben ein fröhliches Behagen einzuhandeln.

Wenn man dem Meister Strobl auf einer dieser Reisen begegnete, da erkannte man schon an seinem schalkhaften Augenblinzeln, daß er streng genommen auf verbotenen Wegen wandelte, weil er meistens die große Stadt gar nicht erreichte, sondern unterwegs in einem der stattlichen Wirtshäuser pappen blieb, um mit etlichen gleichgesinnten Kumpanen einen oder den andern Tag beim Kartenspiel und feinem Imbiß zu verlumpen. Konnte man ja auch dort manchen Unterhändler antreffen, welche

der jüngsten Getreidepreise kundig, auch Waare und Frucht gleich direkt einhandelten.

Aber was erzälte der Stroblbauer nicht Alles seiner Frau nach der Heimkehr, wenn sie aus geschäftlichem Interesse sich nach den Schrannenpreisen erkundigte, zumal der ganze Jahreshaushalt danach geregelt werden sollte? Das wäre ein „damischer" Bauer, der da eine Notlüge nicht gleich in Bereitschaft hätte.

Meistens brachte Strobl seiner Ehehälfte so schnell als möglich ein anderes Thema mit heim, um sie bei richtigem Haushumor zu erhalten.

So theilte er ihr eines Abends mit, wie sich mehrere Familienväter zusammen thun möchten, und um den Waffendienst ihrer Jungen zu verkürzen, bei dem König eine unterthänige Vorstellung einreichen wollten.

Da hatte er sofort bei seiner trauten Ehewirtin helle Klangsaiten angeschlagen und ihre Zustimmung erobert.

Die Stroblin zog ihren Bauern auf die Hausbank nieder, setzte sich neben ihm hin und theilte ihm mit, daß sie über diese wirtschaftliche Beschwernuß schon längere Zeit nachgedacht und ihre b'sundernen Gedanken sich zurecht gelegt habe.

„Hör' mich an, Strobl, und trag deinen Freunden einmal einen Fall vor.

Da ist dem Nachbar sein Großer, der Anderl, bei dem Herrn Landwehrobersten in der Stadt commandirt. Der alte Spielwanger entbehrt seinen Buben so schwer und muß für den einen kräftigen Großknecht einstellen.

Bedenk, Strobl, daß in kurzer Zeit uns dasselbe mit unserem Hans auch in Aussicht steht. Was heißt nun das, bei der Militari seine Zeit abdienen, exat für's Vaterland die Waffen tragen? A beileib nix solches. Der Anderl hat mir's ja b'standen, was er Tag für Tag dort zu thun hat. In aller Fruh muß er die Stuben fegen, die Stiegen, Stiefel und Kleider putzen, dann schlaunts, daß er beim Becken das Brod frisch vom Brett weg zum Frühstück holt, geschwind muß er nach der Uhr die Kinder in die Schule führen, drauf zum Metzger und auf den Kräutlmarkt laufen, damit ihm die Salzburger Gärtnerweiber nicht auskommen, dann darf er grad rennen, daß er die Kinder wieder von der Schule und die Postsachen holt, so hetzt eine Arbeit fürs Herrenhaus die andre, den ganzen Tag so furt."

„Wie wärs da denn, paß auf Alter, wenn da der Nachbar gleich seine Nanni, das revierige Dirndl, dem Herrn Obersten zum Dienst stellen dürfte, die Nanni verstund das Alles viel besser zu schaffen und da wär also dem Oberst und seiner Frau geholfen, der Spielwanger hätt seinen Anderl bei Roß und Acker daheim, und der Herr Künig kunnt einen Soldaten grad einsparen. He, Strobl! das wär' mein Vorschlag!"

„Und da sag'n d'Stadtleut," entgegnete der schlau drein schauende Agrikel, „d'Leut auf'm Land wären so dumm! I wett, Frauerl, wenn aftn dei' Verstand bekannt wird, dich wähln's extra noch in die Kammer eini! —"

Solche Gespräche hört der Sommergast aus der

Stadt schon selten, und um die bäuerliche Denkweise ist es immer eine eigene Sache. Erinnere nur an einen Feuilletonisten, wie er weidlich gegen das Wallfahren „als die Wurzel socialen Schlendrians“ los gedonnert. Oberflächlichen Beobachtern bleiben auch hier manche Motive unerfindlich. Zugegeben, daß es den Meteorologen vom Fach ärgert, wenn er gewahren muß, wie die Landbevölkerung einem sogenannten wettergerechten Pfarrer mehr Vertrauen entgegen bringt, als einer wissenschaftlichen Beweisführung. Allein weiß der Pionier der Wetterkunde denn auch so gewiß, ob der Glaube an den Einfluß der heiligen Wetterherren und des kranken Mondes so bombenfest, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, oder ob nicht die Sache nur auf ein zähes Festhalten an altväterlicher Sitte hinausläuft?

Nur im Umgang mit und unter dem Volk hat man Gelegenheit ein Urteil zu erhaschen. Und selbst da oft welche Täuschungen!

Im Sommer des Jahres 1859 verheerte ein furchtbares Hagelwetter die reichen Saatfelder und Fluren von Secon bis weit über den Markt Trostberg hinaus. Als Amtsverweser in diesem Bezirke war es nun in meiner Dienstpflicht Aufgabe gelegen, den Schaden abschätzen zu lassen. Bei Ausübung dieser Funktion hörte ich, daß in der gleichfalls verwüsteten Ortschaft Heiligkreuz ein wettergerechter Pfarrer in dieser seiner Eigenschaft eigens von der Gemeinde subventionirt werde. Und nun doch diese wirtschaftliche Heimsuchung? Da reizte es mich zu vernehmen, wie sich wohl Hochwürden diesen Widerspruch

zurecht legen würde. Und so besuchte ich denn am Sonntag darauf dessen Kirche, um die Predigt zu hören. Und die bittere Ansprache des Hirten an seine betrübten Schäflein lautete ohngefähr folgendermaßen:

„Seit vielen Jahren habe ich die Heiligen des Himmels angefleht, des Herrgottes Zorn über Euch Sünder abzuwehren und mit heißen Gebeten ist es mir bisher auch gelungen das Erbarmen der Oberen zu erreichen. Nachdem ich aber mich überzeugt, in welcher Verstocktheit der Sünde ihr trotzig befangen, habe ich mich leider überzeugen müssen, daß es ohne eine empfindliche Strafe so nicht weiter gehen könne und siehe da! der schwere Arm des göttlichen Strafgerichts hat Euch nicht ungerecht geschlagen."

Mit gebeugten Häuptern verließen die Leute stumm und niedergeschlagen die Kirche, nur die Ältesten der Gemeinde berieten noch auf dem Kirchhofe, ob es nicht angezeigt sei, dem Pfarrherren fortan die Subvention für seine Wettergerechtigkeit — zu erhöhen! Ich zog lautlos heim und dachte nicht einmal mehr daran von Hagelversicherung zu reden, wie es „die Herrischen" so gern in Vorschlag gebracht hätten. —

Und nun wieder nach Reichhausen zurück. Mit den Jahren vorsichtiger geworden, ließ ich mich in einer landwirtschaftlichen Versammlung zu Bachendorf gleichwohl einmal dazu verleiten, die Frage zu stellen, ob nicht etwa die vielen Feiertage und die weiten Wallfahrten denn doch die ökonomische Arbeitszeit beein-

trächtigten. Da nahm bald darauf der Bauer Strobl eine Gelegenheit wahr, mich deshalb zu Rede zu stellen.

„Verzeichens halt, Herr Amtmann. Wenn Sie wieder einmal einen Vortrag über Verkürzung der Bestellzeit halten werden, lassen Sie doch gefällig die Wallfahrten aus dem Spiele.“

Und mit fast satirischem Lächeln und doch zutraulich fuhr er fort:

„Sie und Ihre Herren Kollegen freuen sich alljährlich auf einen ganzen Monat Geschäftsurlaub, benützen denselben auch wohl ehrlich zur Erweiterung Ihrer Kenntnisse. Weiß schon was Sie Alles in der Fremd' beobachten, erzälen uns ja oft davon. Schauen's, dem Bauer thät oft eine Wochenläng auswärts so viel not und wohl.“ Allein so was kann er meistens auf keine andere Art erschleichen, als in der Furm eines Gelöbnisses, mit dem er vom Haus weg zu kommen trachten muß. Schon im Lanks (Lenze) muß sich der Hausvater grad verstimmt stellen, seine Red' und Antwurt muß von Woche zu Woche truckner werden, bis die Regentin das bemerkt. Besorgt wie sie ist, forscht sie nach dem Grund all dieses bsundernen Wesens. Des Mannes Rede weicht ihrem Gefrag' aus, und das wird dem Weib unheimli', möcht' fast schon Verluste im Handel fürchten, die der Bauer nöt einb'steh'n will oder sust eine „natorische Dalkerei“ (Unbesonnenheit vor dem Notar).

Endli druckt ihm selm das zweideutige Verhältniß im Haus. Er g'steht seiner Wirtin, daß er sich, viel-

leicht infolge einer Fastenpredigt, zu einem Buß- und Bittgang weit außi verlobt habe, zum Exempel nach Maria Einsiedeln in der Schweiz.

Aftn aber reut ihn wieder die G'schicht, woaßt Resi — unter uns — der Kosten halber.

„Sag so was net!" fällt ihm die Bäuerin in die Rede.

Mit dem scheinbaren Wortbruch gegen das Kirchengebot ködert er sein allzeit frommes Weib. Er weiß, was da kommt.

„Geh Alter", schmeichelt die Frau um ihn, „wer mag sein'n Zinsgroschen zurück halten, wenn ihn der liebe Herrgott begehrt? Geh! I habs eh schon g'merkt, die Last auf deinem G'wiss'n wird dir täglich schwerer. Dös haltst ge' net lang mehr aus! Ja i moan grad, 's Best' is, du warst ge' scho' bal' brenten!"

Nun gehts im Haus rührig an die Vorbereitung zur Wallfahrt. Und bis zum Tage der Abreise wird auch der Bauer wieder freundlicher. Er schließt sich den Nachbarn an zu gleichem Zwecke und Ziel.

Kommt auch gesund wiederum heim und so viel revieriger!

Seiner lieben Resi hat er von der raren Gottsmutter von Einsiedeln einen Rosenkranz mitgebracht, wie ihr wohl noch keiner zwischen den Fingern geblitzt, glänzend von ächten böhmischen Rubinen und mit einem silbernen „Jung" (Hände und Füße) des heiligen Fronleichnams geschmückt.

Die Hausdirnen erhalten schöne Heiligenbilder und

Betbücheln und die Kinder viel süße Leckerln und Schleckerln aus dem dortigen Kloster. Den Herrn Vikari aber versichert der Hofbauer, daß sie unterwegs selband vor lauter Bet'n g'schwitzt habn wie „boazte Radi!“ (gebeizte Rettiche). Und dem Herrn Amtmann hat er zu guter Letzt auch vertraulich eingestanden, wie sie schon zu Augsburg im weißen Lamm einen lustigen Tarok bei feuerigem Markgräfler gespielt, wie sie die Kauflust der Norddeutschen auf dem berühmten Zuchtviehmarkt zu Hindelang mit wahrem Neid betrachtet und ihrem Schmerz lauten Ausdruck verliehen haben, daß von dort die wunderschönen Prachtstiere und Montafuner Kühe zur Kreuzung außer Land gefahren werden — das Alles kann man mit einer richtigen Wallfahrt für Herz und Kopf einhandeln.

„Wissen's, gnä' Herr!“ setzte Strobl mit seinem schlauen Augenblinzeln hinzu — „lassen's den boarischen Bauern nach seiner Furm und Meinung getrost aussi roaß'n, aftn trifft er wohl allemol mit an'n richtinga Fortschritt zamma.

VI.

Bäder und Jungbrunnen im Chiemgau.

Es gibt der Menschen nicht wenige, in deren Tageseintheilung die Beobachtung ihrer Leibesbeschaffenheit manche Stunde in Anspruch nimmt, deren jeweiliger Zustand irgend eines leidenden Theiles ihnen ein Aufmerken abzwingt, das sich sozusagen zu einer perennirenden Vivisektion steigern kann.

Ein solch aufmerksamer Augur war seinerzeit ein gewisser Hofrat S., oftmaliger Gast im Bade in Adelholzen.

Wenn derselbe für jede Schilderung eines Leidwesens nur die gewöhnlichen Deserviten eines Arztes hätte aufrechnen dürfen, diese Praxis allein wäre ihm zu einer Quelle des Reichtums geworden.

Aber mit den unvermeidlichen Krankengeschichten seiner Person verstand er wol jene Mitteilungen zu verbinden, wie und auf welche Weise er dem Siechtum begegnete. Und dabei spielte außer einer fortgesetzten

Rettigkur das Wasser zu Adelholzen ein hauptsächliches Heilmittel. Darum besuchte er gern seinen Freund Z. allda, der sich denn auch vor Jahrzehnten an diesem Jungbrunnen angesiedelt hat, merkwürdig dicke Rettige baute, fleißig aus dem Keckborn trank und auch keine Gelegenheit versäumte, Gäste von den sichtlichen Wirkungen aus seinen eigenen Wahrnehmungen zu überzeugen oder doch wenigstens einzuladen.

„Gestehen Herr Hofrat einmal aufrichtig, sind die Wasser im Wildbad Adelholzen denn wirklich so heilkräftig, wie es allen Ernstes die alte Chronik behauptet?"

„Ah! Herr Kommerzienrat vermuten gar wohl, die Wirkung der Mineralien habe mit der Zeit abgenommen?"

„Ja, mein Verehrtester, ich glaube sogar an die Abnahme," antwortete ihm der Großindustrielle aus Sachsen, „und zwar in dem Grade als sich die Wissenschaft vom gesunden und vom kranken Menschen unter dem Volke verbreitet hat."

„Und mir will es scheinen," setzt ein Professor aus Franken hinzu, „daß die Reklame zu allen Zeiten das Beste dazu thun mußte."

„Thatsachen, wie sie unsre alte Chronik aufzält, können doch kaum als moderne Anpreisung angesehen werden," erwiedert der Hofrat.

„Nun vielleicht ließe sich die Hälfte der Bäder als überflüssig erweisen, ja ein gut Teil der Ärzte könnte man nach Afrika schicken, um unsere Schutztruppen zu

kuriren, wenn man einfach Pettenkofers Mahnrufe besser beherzigen wollte."

„Nun wol, dieser vortreffliche Vorkämpfer der Hygieine reicht uns allerdings mancherlei Griffwaffen gegen die Feinde dar."

„Wir wissen nur," fällt der Kommerzienrat in die Rede, „mehrstenteils nicht damit zu fechten."

„Gegen die unheimlichen Massenwürger hat sich die Menschheit wol zu allen Zeiten zu wehren gesucht, aber" — dabei zieht der Professor seine Brille tief unter seine buschigen Augbraunen hinein — „sobald ein wahrhaft großes Sterben die Völker heimgesucht hat, nahmen diese in alten Zeiten ihre Zuflucht zu den berühmten Altären geweihter Opferstätten."

„Erwiesen sich aber die christlichen Heiligen unerbittlich, dann erinnerte man sich doch wieder jener wunderthätigen Jungbrunnen aus heidnischer Vergangenheit."

„Und die geologischen Vorbedingungen der alten Naturkräfte in den Bergwassern sollen doch nicht etwa erschöpft sein?" fragt der Hofrat mit einem seinen festen Glauben verrathenden Blick.

„Aber, mein Gutester!" sagte der Kommerzienrat vertraulich zu ihm, indem er des Andern Arm in den seinen legte, „wie soll ich mich denn überzeugen, daß mir der Brunnen hier zuträglich, wenn ich schon bei dessen Anblick einer plumpen Reklame begegne und die Aufschrift an den drei Röhren betrachte: „Alaun, Schwefel und Saliter!"

„Ja wenn man nur eine Idee von allen drei

Ingredienzien heraus schmecken könnte!“ rief sceptisch lächelnd der Professor.

„Und hören Se! Selbst Aerzte erklärten diese Einrichtung als Schwindel“, sekundirte ihm der Sachse.

„Geben Sie nicht, bester Herr Hofrat, nach Ihren langjährigen Erfahrungen dem herrlichen Ozon aus dem Zauberkreise der ewig frischen Bergwaldungen den Vorzug? Sollte diese ätherreine Luft ringsumher nicht die Wirkung der Wasser übertreffen?“

„Meine Herren! Sie vergessen die urkundlichen Beweise. Lesen Sie gefälligst die Chronik.“ —

„Hab' schon damit begonnen“, antwortet ihm der Professor. Allein auf uns Franken reagiren eigenthümlicher Weise die Wunder von Heiligen selten oder gar nicht. Wollen Sie doch, meine Verehrten, zu mir herauf kommen. Auf der Veranda meiner Dependance läßt es sich weit angenehmer plaudern als so am Wege. Das Thema über den Erfolg der Wasserkuren verlangt gemächlich Zeit und mit Bequemlichkeit kann man es ja beliebig fortsetzen.“

So traten denn die beiden Frühlingsgäste des Bades Adelholzen in das Gartenthor einer bescheidenen Villa, waren aber bald von der sich offenbarenden Pracht der Gebirgsgegend überrascht, die sich vor ihren staunenden Augen ausbreitete. Nachdem sich die Herren auf dem günstigsten Punkte der blumenumrahmten Terrasse niedergelassen, nahm der Hofrat den Faden des Gespräches wieder auf, indem er zu dem Professor gewendet, freundlich bemerkte:

„Um nun auf die heiligen Wunder zu kommen oder meinetwegen auf die wunderlichen Heiligen, so geht allerdings die Sage, die beiden Heiligen Namens Primus und Felician hätten einstmals die Kraftwasser, welche aus diesem Berge so kristallklar hervor sprudeln, dem Volke aufgeschlossen."

„Ob es nun gerade Heilige waren?" unterbricht der Kommerzienrat die Erzählung.

„Unbestritten dürfen wir wohl annehmen, daß die beiden römischen Edelleute sich hiedurch um das allgemeine Wohl unsterblich verdient gemacht haben."

„Mag Alles sein", versetzte der Professor im Anschauen des weit gedehnten Panoramas versunken. „Ich stelle mir lieber jene römischen Ritter als zwei junge Cavaliere vor, welche schnelleres Avancement in die Provinz Noricum heraus gelockt und ihren aus dem Orient gewohnten Comfort über die kalten Tauern herüber gebracht haben. Sehen Sie doch, meine lieben Herren, die ganze Signatur dieser Vorgebirgsgegend erinnert heute noch an deren Heimat am Trasimener See. Fast alle Ortschaften um den Chiemsee bieten heute noch allenthalben Mosaikbäder oder wenigstens Hippokaustен und deren Röhrenscherben als Zeugnisse eines früherhin unentbehrlichen salubren Badelebens. Nun, wenn auch gerade in dieser Halbverbannung nicht jene Pandämonien des Luxus verwöhnter Quiriten sich hier ausgestaltet haben, so mochten doch auch Amphitritens Najaden mit ihrem sonnenwarmen Wellenspiel die

fashionablen Römerfamilien an diesen blauen See gelockt haben zum Wohlbehagen des Leibes wie der Seele."

„Nun ja! Dann wär es gar nicht unwahrscheinlich, wenn zwei römische Decurionen die Bornstätten kräftiger Heilwasser schon zu ihrer Zeit fassen ließen?"

Und das dankbare Volk vergaß über seiner Christianisirung nicht, deren Namen als Wohlthäter der Menschheit in ihren Heiligenkalender, jene damals einzige Walhalla für berühmte Sterbliche, mit goldenen Figuren aufnehmen zu lassen.

Im Badeleben herrscht die Tyrannis Mode mit eiserner Macht des Eigensinnes.

Liebten die zarten Römer warme Waschungen, so suchten reckenhafte Hünen baiwarischen Stammes ihre Lust im eiskalten Bergstrom, in welchem sie ihre feuchte Gottheit mit der Sichel verehrten. Den Wassergeistern der Salzquellen brachten sie in Form symbolischer Reinigungen ihre keuschen Huldigungen dar und freuten sich ihren „Herrn Man" (Merkur oder domino Luno) in dem frischen Wellenspiegel zu begrüßen.

O diese einheimischen Kraftnaturen spotteten sicherlich über den weichlichen Luxus römischer Thermen mit ihren marmornen geheizten Wannen und stiegen lieber in ihren „Kieminseo mannets und weibets" selbander zu Bade. Oder es gelüstete eine baiwarische Grafenmaid beherzt in die bergfrische Ache zu springen und badend zugleich für das Grasmahl ihrer Waidmänner eine wuchtige Forche an ihren Edelflossen zu erhaschen.

Da war's wohl mit all der südlichen Ueppigkeit vorbei?

„Und doch, meine ich," bemerkt der Professor mit wichtiger Miene, „mich zu erinnern, daß der Baier römische Sitte nicht ganz unbeachtet auf sich wirken ließ, weil er schon in seiner ältesten Gesetzgebung die Badehäuser von den Backhäusern unterschieden hat, die vom Hofgebäude abgesondert Jahrhunderte lang sich erhalten hatten."

Und wie wendete sich die Mode im Mittelalter? Mußten nicht Pelz und wildledern Gewand dem Wollenkleid weichen und dann badete man wiederum warm oder indem man den von der Schafwolle schweißigen Leib im Wasserdampf „bächelte", sogar heiß also „bachlwarm."

Ein solches Warmbad altbaierischer Art erfreute weiland sich des besten Rufes zu Lengau, am Fuß der hohen Salve. Hier nahmen Kaiser Heinrich II und seine gekrönte Frau Kunegundis ihren Sommeraufenthalt und Bäder in Gesellschaft der Grafen von Andechs. Auch späterhin füllten dynastische Gäste noch jenes Bad, darunter die Herzoge Friedrich und Sigmund von Tirol und Gräfin Margarethe mit zahlreichem Hofgesind.

Die Edlen von der Traun verkauften im Jahre 1365 ihr Bad an den Ehaftbader Conrad zu Trosperg mit der Bedingung, daß er, so oft sie einkehren, ihnen ein Bad herzurichten sich verpflichte und umsonst heize. Diese Last übernahm in der Folge der Markt Trostberg,

um ein Failbad zu errichten, darinnen die Laugkübel Jedermann offen stehen sollten.

Jedermann?

„Nach einem Mandat vom Jahre 1332," bemerkt der Professor, „war es wenigstens den Juden im Chiemgau am Antlastage verboten mit den Christen zugleich zu baden."

Im Hochgebirg konnte eine Baderehaft nicht wohl gedeihen, weil die Höfe oder Einode zu weit zerstreut liegen. Darum errichtete man nun dort entweder Baderäume über den Backöfen, oder transportable Schwitzbäder neben der Flachsdörre.

Jedes Bergthal hatte seinen besondern Brauch. Im Lieserthal fällt und schneidet der Bauer seinen Baum, zimmert aus jedem Drehling einen Trog und erspart damit für sein Bauernbadl die Arbeit des Schäfflers.

Wegen der „Glut der Bachelboschen" wurden späterhin diese Winkelschwitzkästen der Haushaltungen von der baierischen Polizei als feuergefährlich verboten.

Auf dem flachen Lande dagegen sorgte jede Dorfschaft für eine gemauerte Badestube auf Kosten der Gemeindemitglieder."

„Meine Herren!" unterbrach unser Hofrat das Gespräch. „Ich halte es mit dem Salzburger Autodidakten, Herrn Theophrast Paracelsus, dessen Grundsatz natura non medicamentum sanat gewesen, trinke Wasser und bade kalt."

„Wie kommt es aber," entgegnet ihm der Professor,

„daß man dem berühmten Wunderdoktor seinerzeit nirgends Gehör geliehen, vielmehr gerade in den Wildbädern die warmen Kuren in maßloser Weise übertrieben hat? Sechs bis sieben Stunden schwitzte man in Gesellschaft und erwartete von solchen Roßkuren nicht eher einen Erfolg, bis die arme Haut völlig aussätzig geworden?"

„Aber härn Se," meinte der Commerzienrath, „das war ja eine Modetortur ohnegleichen!"

„Besonders der höhere Klerus und die landadeligen Familien übertrieben damals den Sport," erklärte der Hofrath. „Anlaß dazu gab das heillose deutsche Erbübel, unausrottbare Schlemmerei. So oft jene immer durstigen Epikuräer dann vom podagraischem „Wehdam" heimgesucht wurden, und den tückischen Anfällen des „Klochfeuers"*) ausgesetzt oder „von Erstarrung verzückter Spannadern", mit „Fisteln und Zutrachen" sich gemartert fühlten, suchten sie bei einem berühmten Bader Hilfe, denn Leibärzte und wohlbestallte Doktores waren nicht immer zur Stelle.

Damals kam das Bad Empfing bei Traunstein in Ruf und Mode, nachdem es die Leibärzte des Herzogs Wilhelm von Bayern, Heinrich Ginzinger und Hieronymus Faber (1584) als Gesundbad approbirt hatten. Vordem schon war dort schon ein altangesehenes Pfründnerbad der Stadt."

„Natürlich!" bemerkt der Professor. „Solange die Leute schafwollene Kleider trugen und die Wohlthat des

*) Kloch = Klaue, Zehe.

Leinenhemdes nicht allgemein üblich gewesen, erwies sich jede Badeanstalt als ein notwendiges Schutzmittel gegen allerlei Hautübel und Ansteckung. Reiche Bürgerfamilien," setzte der Hofrat dazu, „wie die Zirnberger zu Traunstein, opferten für die allgemeine Wohlfahrt Gut und Geld, um die Heilwasser auch für „ausgearbeitete" Personen mit kontrakten und „bettrissigen" Gliedern zugänglich zu machen. Vernünftige Hygieine kam zum Wort. Alles Hausgesind und jeder Zunftgesell erhielten am Feierabend ihren Badegroschen und Schulkinder führte man an den Mittwochen zum Baden. Armen Leuten war der Besuch alle vierzehn Tage am Erchtage kostenfrei gestattet."

„Also pro remedio animarum!" fügte der Professor erklärend bei. „Seelbäder nannte man diese Anstalten, den armen Seelen sollte die Wohlthat der Waschung zuteil werden. Vielleicht läßt sich sogar die Bezeichnung des Donnerstages vor Faßnacht als „unsinniger Pfinsta" von der gewaltsamen psychiatrischen Prozedur des Empfinger Baders herleiten, der die Irrsinnigen schon am Gründonnerstag ins eiskalte Wasser warf.

Dem Publiko wurde die heilende Wirkung der alkalischen Wasser im Chiemgau von den Aerzten erst nachgerade empfohlen und zwar mit dem damals üblichen akademischen Schwulst. Der Hofrath berief sich deshalb auf seine balneologischen Chroniken und die darin niedergelegten Rezepte, um allerlei Flüsse des Leibes auszutrocknen, insonders die bösen Flüsse des Gehirns und Hauptes, so auf Zähne und Brust abschießen", oder „wider faule bös rinnende Schäden, die sonst Drückens

und Stimmens bedörfen.“ Dem Arzt mochte es mit solchem Kram feierlicher Ernst gewesen, dem Kranken aber mochte es gar nicht lustig erschienen sein, sobald die zottelige Perücke des Diagnostikers sich abhorchend über ihn niederbeugte und ihm dann anrieth, eine auf dreißig Tage berechnete Badekur durchzumachen. „Um die Mineralia nicht sämtlich zu exturbiren“ verordnete einmal der Stadtmedicus dem Herrn Gevatter Bürgermeister etwas von seinem warmen Badewasser mit Thee zum Morgentrunk zu genießen.

„Herrjeh!“ rief der Sachse. Ob der Altvater der Stadt diese Kur wohl wiederholt sich bieten ließ?“ —

Grundverschieden von der heutigen blasirten Gesellschaft in den langweiligen Badeorten muß auch das gesellige Leben in früheren Zeiten gewesen sein. Dem Hofrat beliebte es auch mit diesem Thema die Unterhaltung noch einige Zeit fortzusetzen. Da war auch gleich der Professor wieder zu neuer Auskramung seiner Kenntnisse angeregt.

Schon ein Kalender vom Jahre 1483 enthält die Bemerkung: „Im Widder ist gut mit Frauen baden und schimpfen (scherzen).“ Besonders das Hochzeitbad der Brautpaare in Gesellschaft möglichst vieler Verwandten zählte zu den roten Festtagen des Lebenskalenders. Daß man in einem Wildbad nicht sehr sparen soll, das hat ja Hans Sachs schon empfohlen.

Ob die Herren Badinhaber heutigestags wohl des Nürnberger Meistersingers gedenken, so oft sie für ihren Theil seinen Spruch und Rat befolgen?

Da citirte der Hofrath eine alte Badebeschreibung vom Wildbade Adelholzen. Dieselbe verlangt vom Wirt nicht nur, daß er gut rechne, sondern daß er noch besser zu reden verstehe. Wenn dies nicht etwa mehr die Anpreisung als die Unterhaltung bezwecken sollte, in dieser Beziehung wird jetzt wohl das Möglichste geleistet.

Weit seltener treffen wir selbständige Beobachter, welche des wohlthätigen Einflusses einer Badesaison an sich so klar gewahr werden, wie vor Jahren Dr. Ludwig Steub. Gelegentlich seines Aufenthaltes im Bade Seeon entdeckte dieser scharfblickende Diagnost des süddeutschen Volkslebens in seiner humoristischen Weise, daß diesem Bade ein eigenthümliches Bouquet verliehen werde durch jene wohlbemessene Vereinigung von trefflichem Bier, ausgezeichneten Wallern, guten Matrazen und historischen Erinnerungen.

„Dieses ehemalige Klosterbad erfreut sich wegen seiner lockend stillen Räume noch des frequentesten Besuches."

„Aber", setzt der Hofrat hinzu, „gar manche Jungbrunnen im Chiemgau sind verschollen, wie das für die Erzgewerke zu Fliegeneck im Miesenbach oder der für Augenkrankheiten einst berühmte Heilborn zu Traunwalchen, dessen Grottenstufen Graf Ladislaus Törring zu Anfang des 17. Jahrhunderts zum letzten Mal fassen ließ. Man wäre fast versucht zu glauben, die gütige Natur habe ihre besten Wasserbecken lediglich für das Wild des Forstes ausgehöhlt, so einsam sickern die trefflichen Kastalien von den Hochbergen herab, z. B.

am Fellhorn oberhalb Reut im Winkel, an der Hochplatte oberhalb Graßau, und vom Gamsbrünnlein am Hochfelln oder sie sind als heilkräftig gar nicht bekannt, wie die stillen Wasser des Tüttensees wider Podagra und der Pfaffingersee bei Chieming."

„Sonderbar!" äusserte sich der Professor. „Daß die huldreiche Najade aus hochgethürmten Schotter und uralten Bergschutt sich hervorzwängen muß, ohne Benützung und Erfolg."

„Der Berg gehört dem Staat, und der hat heutiges Tages andere Sorgen, als den Wassern wieder zu ihrem wohlverdienten Ruf zu verhelfen."

„Na aber, ich meene nur so", bemerkt der Sachse, „wo so kostbare Grottenschätze fließen, sollte die Privatthätigkeit sich doch von selbst einstellen, ohne erst auf die trockene Weisheit von Balneologen zu warten."

„Noch sonderbarer ists wohl", antwortet ihm der Hofrat, „daß diese Herren in fast allen ihren Verzeichnissen deutscher Bäder unsre chiemgauer Bergbrunnen nicht einmal mit Namen aufführen."

„Na hörnse! Vielleicht holt einmal das deutsche Reichsgesundheitsamt die Lobpreisung nach."

Die Herren hatten sich bereits in heitere Weise der Unterhaltung hineingeredet, da mußte der Professor zum Schlusse darauf aufmerksam zu machen, daß des Hofrats Maxime wohl die richtige sei, mit solchen Wassergeistern sich das Alter zu verlängern.

„Ja meine Verehrten, wenn auch heutzutage die Aufnahme in den großen Verdienstorden Heiliger statuten-

gemäß mir etwas erschwert erscheinen will, wer weiß ob nicht die Dankbarkeit des Volkes sich aus jenen Pionieren der Naturheilkunde nach Jahrhunderten wieder einen Primus oder Felician rot in den balneologischen Kalender schreiben wird, weil sie Luft- und Wasserkurstationen auf den Hochbergen zum Besten der leidenden Menschheit errichtet haben!" —

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

VII.

Erzälung eines alten Försters.

Förster ſchaffen ihre Lebtage in Gottes freier Natur wie die Bauern. Wenn ſie aber geſellige Unterhaltung aufſuchen, dann finden ſie ihr Wohlbehagen nur in dem engen Raum einer überheizten Wirtsſtube. Je kräftiger der breitgebauchte Kachelofen ſeine Hitze ausſpeit und je qualmender die aus den Tabakskloben ringelnden Rauchwolken in den Schirm der ſchmutzig gelben Petroleumlampe hinauf dampfen, deſto gemütlicher rückt das Jägervolk zuſammen. Beſonders an den Abenden eines naßkalten Wintertages wird ihnen der gewärmte Holzverſchlag der gebräunten Stube zu einem gar traulichen Heim bei ausgiebigem Trunk.

Iſt erſt im Austauſch der täglichen Dienſtverrichtungen dem erſten Willkomm ein Genüge geſchehen, dann birſcht ſich wie aus dunklem Tannverſteck bald auch allerlei kurzweilige Rede dazu, der neueſte Klapphornvers bereitet

die heitere Stimmung vor und der waidgerechte Kalauer setzt die Lachmuskeln in Bewegung.

Drolliger Spuk von allerlei Abenteuern wechselt mit Gruseln erregendem Jägerlatein oder haarsträubendem Schabernack unberechenbarer Kobolde.

Ja, der Sagenkreis des Waidmanns ist und bleibt unerschöpflich! Horcht nur zu! Selbst heutzutage reitet der alte Wotan im Hochgebirge noch über das blitzlichte Gestrüpp der Almrauschglut, der grobe Fasolt peitscht noch seine Wetterhexen mit orkanischer Schelmgewalt über den Edelweißzahner dahin und zerreißt manch einer schüchternen Wald-Else den wehenden Nebelschleier. Da halten selbst knorrige Föhren still um zu hören, wie der Sturmgott nach seiner Weise durch den Schwarzwald johlt.

Der alte Förster kennt diese Partituren grauser Musik und ihm sind die unendlichen Fugen symfonischer Dichtung der Waldnatur völlig verständlich.

Vater Marl auf der Ofenbank gehört noch der alten Försterfamilie an, deren Heimat Horst und Forst, Wildanger und Hochstand gewesen. Von seiner alten Jugendzeit muß er immer wieder erzälen, denn den Jungen wird dieselbe immer fremder. War's doch weiland so viel anders als heute!

Zu der Zeit nun, als unser Förster als hagerer „Schindfesselbube" aufgedingt worden, und er bei einem baierischen Edelmann am Chiemsee die erste Bestallung als Wildfutterer erhielt, da war dort zwischen Himmel und Erde die Welt noch angefüllt mit Rudeln von

schwarzem und rotem Wild. Ebenso belebte allerlei buntes Gefieder und Geflüg die undurchdringlichen Röhrichte am Gestade des stillen Sees.

Strandläufer, Kibitzen, Reiher und Rohrdommeln betteten sich ungestört in den Schilfwald der öden Prärie ein, darüber nicht selten ein schwarzer Schwan wie ein Götterbote dahinglitt. Unzälige Arten von „Plasseln und Anten", Enten und Fastenvögel, hielten in den Verstecken der braunen Moosgumpen die Schützen in Athem. Schaaren von weißleuchtenden Möven spielten über die dunklen Fluten hin und kreischten ob ihren Nestern in Lust auf.

Die Hauptaufgabe lag damals noch in der Kenntnis des hohen wie niedern Gejaids, die Fundamente der Jägerpraktika zu kennen war erstes Erfordernis.

Wir besitzen ja noch des alten Waldhegers Kunterfei in einem Liede, dessen eine Strophe ihn schildert:

Der wilde Falk ist sein Gesell,
Der Wolf sein Kampfgespan,
Der Tag geht ihm mit Hundgebell,
Die Nacht mit Hussa an.
Ein Tannreis schmückt statt Blumenzier
Den schweißbedeckten Hut — —

Wenn nun der Alte sich anschickt zu erzälen, zuvor noch einen langen Trunk sich gönnt und dann den Schaum von seinem Graubart wischt, der ihm über den Mund herabfilzt wie Moosbehang am Tannenast, da horcht auch der jüngste Eleve in stiller Andacht auf.

„Ja mein guter Baron selig — beginnt Vater Maxl — „das war ein gewaltiger Nimrod vor dem

Herrn und dabei doch voller „Gottsfürchtig'". Der hätt g'wiß einen Waidgang anfangen lassen, ohne zuvor einer besunderen Jägermesse anzuwohnen? G'wiß net! Zum Dank dafür hat er aber auch nicht blos seinen Schloßkuraten, sondern auch die geistlichen Herren aus der Umgegend eingeladen, meistens treffsichere Schützen. Nach dem Hallali hat er ihnen dann auf dem ersten besten Grasboden ein richtiges Traktement vorsetzen lassen; auf das konnte ein Jeder sicherlich rechnen. Na, daß dabei auch mancher fette Bissen für's Jagerpersonal abfiel, brauche ich nicht zu bemerken, kunnt' sich doch mancher Bursch vom Treibervolk mit den puren Resteln aus den Weinflaschen noch ehrlich bezechen. Aber vor Allem hat der gnädig Herr auf Ein's dabei gehalten. Wenn er in seiner Schloßkapelle vor der Jagd sich eine Messe lesen ließ, mußte nicht blos die ganze Jagdgesellschaft derselben beiwohnen, sondern es mußten auch die Hundsbuben die ganze wedelnde Meute mit samt dem Schweißhund an der Leine ins Gotshaus bringen; ich sag Euch, das war eine Hundearbeit, all das gekoppelte Viech ruhig dort zusammen zu halten. Der Herr Baron in voller Waidmannsrüst' wohnte natürlich dem Ritual in seiner besundern Loge bei, ober der Sakristei. Das war ein nobliges Gelaß. Hab mich einmal da n'auf geschlichen, weil dort alle Jägerheiligen drin aufgemalt zu sehen waren, der heilige Hubertus, der heilige Egidi und der heilige Eustachius. Das letzte Bild vergeß ich wol nimmer. Der heilige Mann war in uns'rer Jagertracht aufg'maln mit Joppe und „Boahöserln", an mordierischen

Spielhahnstoß auf dem grünen Jagerhütl uud im Maul einen kurzen Pfeifenstummel, aus dem der blaue Rauch durch seinen Heiligenschein sich aufgewöllt. Da müßt Ihr wissen, den geistlichen Herren war dazumal das Tabaktrinken verboten, der Heilige aber hat trotzdem seinen Knaster gar gemütlich geplätzt. Ob der Maler damit hat wohl was sagen wollen? Woaß weiter net aa!"

„Vom Seitenfenster der herrschaftlichen Empor hat der Herr Baron alle Bäch und Gumpen draußen gut übersehen können. Da ist an diem an an Feiertag ein großer Schwarm Stockant'n in der Näh in einem Tümpel eingefallen, gerade in dem Augenblick, als der Kurat sein Credo gesungen. Der Baron, nicht faul, greift schnell nach seinem Langrohr und paff! gibt er sofort von der Herrenloge aus seinen Schuß ab auf das Geflüg. Na! Nun denkt euch das Gebell und Gezeter der Hundsviecher und unser Gezerr und Gefluch in der Kapelle! Alle Jagdherren stolpern plötzlich aus den Betstühlen und über den Hundeknäuel und drängen und schoppen sich unterm Kirchenthor hinaus. Im Nu war die Schloßkapelle leer. Der Gsellpriester ganz allein am Altar, sieht sich um — Alles fort. Da beendet er seine heilige Handlung so rasch als möglich, um selber an der Jagd noch rechtzeitig theilnehmen zu können, war er doch selbst ein eifriger Schütz."

„Ha! Buabn! Das war a Jagameß in der alten Zeit! Was moant's, daß heuntigstags wohl gschech'n that, bal' so epps sich wiederholn that?"

„Heuntigstags? Wo ein Forstamtsassistent so viel

Tabellenpapier verschreiben und mit blauer und roter Tinte revidiren muß, daß d' in dera Makulatur leicht tausend junge Feichtenbosch'n für an Saatkamp einig'wickelt gut überwintern kunntst!" —

„So!" schnaufte der Alte aus und hob seinen Krug an den trockenen Mund.

„Jetzt kimmt da Hauba dran! Geh! sing jatzt du Aans! Leicht daß grad sell Lied vom kranken Jager daher paßt, das uns der Amtmann zu der Forschtversammlung in Bergen (1881) verehrt hat.

„Ja Hauber, sing!"

Und der junge Forstmann nimmt die Guitarre vom Schenkkasten und nach verzweifelt langem Stimmen hebt der also an die Parodie auf das Lied „Der gefangene Jäger" von Schubert zu singen:

Noch klagt der traurige Assistent
Und stopfet die Pfeife
Und plagt sich, bis der Knaster brennt.
Hätt' ich ein Roß in dem Stalle nur stehn,
Ob Falb oder Rapp, mich hätt man gesehn!
Als flüchtig Luftspiel sauste dahin
Die Promotionsliste' in den Wind!
Bin nun schon fast bei jedem Forstamt gewesen,
Wie oft mußt ich ein solches verwesen!
Bin von Revier zu Revier im Bogen
Vom Main bis an die Traun gezogen!

So klagt der traurige Assistent
Und klopfet die Pfeif' aus, räuspert sich,
Spuckt an die Wänd'!

Fatal ist der Thurmuhr schläfriger Gang;
Die Bureaustund' wie ein Wurm hinkreucht,
Langweiligen Schlagregistern entlang
Mein Durst stets mit der Sonne steigt.
Was Hahnengekräh, was Lerchen singen —
Der Postbot keucht „den Einlauf" zu bringen:
Tabellen wieder und Aktenballen —
Wo fänd ein Waidmann dran Gefallen?

So klagt der traurige Assistent
Und stopft sich die Pfeif'
Und plagt sich bis sie wiedrum brennt.

Statt der Finken Triller, der Drosseln Chor
Die Hausmagd über den Zaun hin kreischt.
Ein Hirsch könnt man werden im Corridor —
Sein Operat das Rentamt heischt!
Der Alpenbauer wird mir zuwider,
Die Forstrechtsberechnung ist dem zu nieder,
Und der Forstrevision es richtig zu machen —
Soll man da fluchen, soll man lachen?

So klagt der traurige Assistent,
's geht ihm die Pfeif aus —
O Kruzitürkenelement!

VIII.

Franzosen in Traunstein.

Begeisterung ist keine Herings-Waare, die man einpökelt auf Jahre!

Dieser Ausspruch unseres Altmeisters Göthe wird sich kaum auf die Erinnerung an das Jahr 1870 anwenden lassen.

Drängte doch eine Siegesfeier damals die andere und kaum hatte man am Abend die Flaggen eingezogen, mußte man am nächsten Morgen schon wieder diese Freudenzeichen in die Lüfte hinaus flattern lassen. Der alle Herzen erhebende Jubel, daß die bayerischen Heerfahnen auf den Schlachtfeldern unsere Sturmkolonnen von Triumph zu Triumph geleiten konnten, klingt noch heute so lebhaft brausend nach, wie damals, als der baierische Löwe neben den Adlern aller Art sich neuen Ruhm zu erraufen volle Gelegenheit gefunden.

Was aber die Freude im deutschen Herzen besonders erhöht hat, daß der baierische Recke Schulter an

Schulter mit den preußischen Helden vereint Deutschlands Erbfeind aufs Haupt schlagen und von deutscher Erde zurück werfen durfte, diese endliche Befriedigung langjähriger Sehnsucht wird wohl niemals mehr der Vergessenheit heimfallen.

In jenem ereignißreichen und von herrlichen Ueberraschungen vollherbstigen Jahre gab es wohl keine von Deutschlands Mittelpunkt noch so abgelegene Stadtgemeinde, in welcher nicht Männer und Frauen, Greise und Kinder in opferfreudiger Teilnahme an den übermächtigen Errungenschaften Hand angelegt hätten, um den lorbeerumkränzten Armeen die größtmögliche Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Der Verein zur Unterstützung und Verpflegung des aktiven Heeres wie zur Obsorge für verwundete Krieger breitete seine rastlose Thätigkeit in kürzester Zeit über den ganzen Gau aus und bald lagerte eine ungeahnte Fülle von Liebesgaben und reichen Spenden in allen öffentlichen Hallen und Schuppen. Mehr als einmal bedurfte es ganzer Güterzüge der Eisenbahnverwaltung, um die tausende von wertvollen Naturalreichnissen und hilfreichen Schenkungen über den Rhein hinaus den braven Söhnen des neuerwachten deutschen Vaterlandes zuzuführen. Kein Tag verging, ohne den Stapel wachsen zu sehen und die Liebe des Volkes schaffte wie eine Mutter, die nimmer ruhte.

Ja, wie einer Mutterliebe gedenke ich noch des emsigen Schaffens der barmherzigen Schwestern im Krankenhause der Stadt, um einer ausgiebigen Rüste willen

zur Aufnahme jener hilfsbedürftigen Mannen, welche ihr Herzblut für des Vaterlands bedrohten Boden vergossen und mit ehrenvollen Wunden bedeckt in ihrer Heimat dauernde Genesung finden sollten.

Nicht lange nach der großen Kriegswende, als Hunderttausende der Feinde vor der deutschen Gewalt die Waffen zu strecken gezwungen wurden, traf die offizielle Kunde ein, daß die Auslagerung der vielen Gefangenen sich sogar über den Inn bis an Oesterreichs Grenzmarken erstrecken würde. Und siehe da! Am Morgen des 23. März 1871 hörte ich den freudigen Ausruf meiner Kinder, der auch mich an das Fenster lockte.

„Papa! Schau nur! Lauter Franzosen!"

Auf dem Stadtplatze marschirte wirklich eine ansehnliche Truppe von Rothhosen nebst etlichen Turkos und Zuaven auf, welche nach kurzem Einvernehmen mit der Quartierkommission in die Städel des k. Hauptsalzamtes internirt wurde.

Besonders unter den wälschen Cavalleristen mochte manches Elsässer Kind sich befunden haben. Die hellen Haare, die blauen Augen und die robuste Gestalt der Gefangenen ließen diesen Schluß wohl zu.

„Aber da seh mal hin!" rief ich meiner Gattin zu. „Jener sergeant major der Zuaven ist doch ein Prachtexemplar eines Arabers. Die hohe Stirn, die fein gebogene Nase und der wohlgepflegte dunkle Bart lassen unstreitig den afrikanischen Wüstensohn vom Stamm Aßra erkennen."

„Ob es den Armen in unsrem Klima wohl recht

friere?“ fragten die Kleinen, denen sich schon das Mitleid regte. Aber mit dem Befehl des Trommelschalls begab sich die morgen nach Burghausen weiter stratixte Kompagnie der Gefangenen in ihre Quartiere, nämlich in die Salzstädel des Hauptsalzamtes in der Au.

An selbigem Abend sollte ich der Vorfeier einer bürgerlichen Hochzeit als geladener Gast beiwohnen. Um dem Gebot der städtischen Sitte gerecht zu werden, begab ich mich denn in das hiefür bezeichnete Gasthaus zum Stangelbräu. Tanz- und Speisesaal waren von Eingeladenen schon gefüllt und kaum hatte ich dem Brautpaar meine schuldigen Artigkeiten und Glückwünsche dargebracht, gewahrte ich unter einer Gruppe bekannter Familien unseren viel bewunderten Afrikaner. Staunend erkundigte ich mich bei einem baierischen Unteroffizier, wie denn der gefangene Zuave in den Kreis der Hochzeitsgäste gelangt wäre.

Derselbe antwortete mir gar freundlich, daß der Sergeant sich eigens hiefür Urlaub mit Freinacht erbeten habe.

Nun wuchs mein Staunen fast bis zur Bewußtlosigkeit, aber es sollte noch fortwachsen, denn kaum gelangte ich in die Nähe des äußerst heiteren sergeant major, da rief er mir treuherzig Grüß Gott zu. „Wie befinden sich der Herr Rentbeamte?“

„Ja Donnerwetter! Sie kennen mich und meinen Namen? Wie soll ich das fassen?“

„In diesem Aufzuge erinnern sich Herr Rentbeamte freilich kaum mehr an den Gesellen Hans bei Sattler-

meiſter Fürſt, und" ſetzte der Pſeudoaraber hinzu: „Wiſſens, ich hab ja vor Jahren hier gearbeitet und die Meßnermarie, wie Sie ſich erinnern werden, oft zum Sterben geärgert."

Nun war mir freilich Alles klar geworden, beſonders aber meine ethnographiſche Blamage und kurzſichtige Phyſiognomik.

Wenn ich meiner Frau gegenüber doch manchmal Recht behalten und auf meine Unfehlbarkeit pochen wollte, dann entgegnete ſie mir ſtets mit heiterem Lachen, „das gehört unfehlbar und unumſtößlich zu Deiner arabiſchen Phrenologie!"

IX.

Ein Holzgeldschuldner.

Ueber den grünen Wiesenplan der Ortschaft J. zieht die laut betende Dorfgemeinde. An der Prozession in der Bittwoche nehmen Alt und Jung beiderlei Geschlechter teil. Feierlicher Klang der Kirchenglocken vermählt sich in den Lüften mit dem Gesang von Kinderstimmen. Auf baumlangen schwanken Eschenstangen flattern die Richtungsfähnlein gleich farbigen Tagfaltern über den frommen Bittgang hinaus, den der hochwürdige Pfarrherr durch die üppigen Grasfluren des oberen und unteren Dorfes geleitet.

Den rotsammtenen Himmel, der das Sanctissimum beschattet, tragen die ehrbaren Mitglieder des Gemeindeausschusses, zur Linken der alte Roder, langjähriger Gemeindevorsteher, zur Rechten der junge Posthalter Mailer, hinter dem Geistlichen auf holperigen Wiesensteigen humpelnd, haben es Beide gar notwendig, sich allerlei

Wichtigkeiten zuzuraunen, soweit es der Donner des Böllergeschützes gestattet, dessen Widerhall vom Rauschenberg bis zum Vorderstaufen weiter grollt.

„Bist's wohl schon inne wor'n," murmelte der Mailer, „wie der Buchner Hans sei Sagwerk aufg'richt't hat?"

„Die Forstner wolln's so hab'n," sagt der Hans „und verschaffen ihm Holz genug zum schneiden." —

„'S Hansei möcht glei gar a Großhans wer'n!" antwortete der Roder brummig, „wird wohl weillang hobn, der Fretter!" — Dann stimmt er wieder mit rauher Kehle in den allgemeinen Lobgesang ein: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth!" Nach einiger Pause meint der Posthalter: „Prahlhansen! Wenn's a Weib brauch'n, müssen's vorsichti sei wie d' Nußbäum beim Ausschlagen; mit Rotzdiendln vom Almstall eini hots no kaaner über d' Schindl tani bracht." — „Recht host! Heili!" stöhnt der Roder. „Ob'n dös der Mooshäuslwirt — heili! — am jüngsten Tag vozeihg'n mag, daß er sei Madl hot sitzen lossn — Herr Gott Sabaoth!" —

Der Bittgesang naht inzwischen wiederum der Kirche und nach einem allgemeinen Rosenkranzgebete der Gemeinde verläuft sich bald die andächtige Menge im festen Vertrauen auf einen glücklichen Erntesegen. Die Frauenkette löste sich am langsamsten auf.

Der Buchner Hans hatte mit dem hellen Vergnügen im Antlitz sein junges Weib erwartet und war

im Begriff, mit seiner Ehewirtin Arm in Arm nach Haus zu wandern, da begegnet Beiden der Förster .....

„Ah halt!“ rief der bärtige Waidmann. „Bal's Glück zwiespannig daherfahrt, laßt's leicht no ån Dritt'n auffitz'n! Weil i heunt g'rad herin bin im Dorf, muß i ge glei doch in Euer Holzspechtnest amal einischaug'n.“

„Ja, grüß Enk Gott, Herr Forschtner!“ — ruft ihm Buchner entgegen.

„Nur nix b'schreien!“ setzt die Buchnerin ihrem Knix hinzu. „Das Wort ‚Glück‘ hat der böse Feind erfunden!“

„No! wo soll's denn bei Euch fehln? Seid's doch a rar's Paar Schafferleut! Habt Euer Sachei fest in der Hand, Ordnung und a „bissei Gerschtl“ im Haus und fleißig Fürschau im Stall; da ruck'n d' Schwalberln unterm Dach gern z'samm, wenn der Wohlstand drunter Platz hab'n möcht.“

„Danken schön, Herr Forschtner, für Eure Gunst!“ erwidert Buchner, von dem Lobe freudig angemutet. „Mit Verlaub! Ich vertrau halt auf's Forstamt. Mit seiner Unterstützung hoff' ich —“

„Die laßt net aus, bal Ihr net auslaßt!“ unterbricht ihn der Grüne.

„Juchhe! aftn siech i mi scho naus!“ ruft der Hans und in seinem Ausblick auf ein fröhliches Gedeihen seines geplanten Gewerks spricht er dem Forstbeamten mit leiser Stimme ein vertrautes Bekenntnis ins Ohr: „Ja, wenn i erscht mei Sagwerk so weit aufg'richt't hab, daß i mit an Vollgattern werken und mei alte

Hypothek vom Vatern her hoamzahl'n ka': aba nachha Herr Forschtner, halt'n ma a richtinga Hauskirta und i blas mir auf meiner Schwegelpfeifen a Kröpfei an vor heller Freud! —"

„Hab scho ehvor g'hört," bemerkt der Förster mit Lachen, daß Ihr weiland der flotteste Loder unter der Dorfjugend g'we'n seid's und alle Dierndln auf'm Tanzhauserbod'n g'rad g'spitzt hab'n an Langaus oder a Polka mit Euch zu tanzen.

„Is scho wohr a!" sagt der Buchner. „Mit meina Musi und mein Tanzen hätt' i leicht so a Großhansenmoidl außifanga kinna — aber für mei Mühl a revierigs Weibsen z'finden hob i scho lieber 'n Weg auf d' Keabergalm mi nit vodrieß'n loss'n."

„O mei, Hansei!" unterbricht ihn die Frau. „I hon öfter scho nachdenkt, ob für Di' net a schwarz Wirschtwabn besser paßt hätt', als a so a arms Hascherl von 'ra Senn'rin."

„Geh! schwatz net so maulhenkolisch Zeugs!" Und nun traten sie mit ihrem Gaste in ihr Gehöfte ein.

Die Buchnerin deckt im Umschauen den Tisch in der großen Stube mit einem gewürfelten Tuch, setzt auf sauberem Holzteller Käse, Butter und Roggenbrod auf und schenkt glasreinen Zwetschgenschnaps ein.

„So Weiberl! Schau was nach so an sauren Bittgang der Brauch is, das verstehst ja grad wie d' alte Tafernwirschtin!"

Nach eingenommenem Imbiß mußte Buchner den Förster auf die Säge geleiten.

Als der Förster wieder in die Stube trat, um sich bei der Frau für den Unterstand zu bedanken, sagt er zum Abschied ganz treuherzig: „Habt nur keine Sorge, Buchnerin! das Revier hat ja selbst ein Interesse daran, daß eine neue Schneidsäge in Gang kommt; schau! bei Holzversteigerungen wird durch die Konkurrenz der Preis der Waare etwas in die Höhe getrieben; bisher hat man es immer nur bei den schwachen Angeboten der beiden Großhändler der Gemeinde bewenden lassen müssen."

„Kennt Ihr denn die —?" fragte mit ernstem Ton die Hausfrau.

„Bin freilich noch nicht lang genug auf meinem Posten, um sie näher kennen gelernt zu haben," antwortete der Waidmann. „Na, da setzn's 's Ihna doch noch an Augenblick nieda!" bittet die Buchnerin, fast drängend. „Weil ma grad alloa san, bis der Buchner kimmt, muß i Ihna doch von dene zween Regent'n in unsrer Gmoa epps Nächeres vozähln. Wie'r i mir vor dena fürcht, dös konn i wahrhafti gar nöt sogn! Tag und Nacht quält mi die Sorg', sie werdn's dem Buchner ins Wachsl drucka, weil er aa den Holzhandel betreibt und eana Kunkurrenz macht!" —

„Also! raus damit und vom Brustfleck weg! damit ich die Dorfteufel auch kennen lern'!" Der Förster setzt sich auf die Ofenbank und die Hauswirtin beeilt sich, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Auf der alten Tafern — der Mailer hot do nei g'heiret — auf derselb'n hat si sozusagn 's ganzi

G'werbswesen aufbaut. Hörn's nur, was der Posthalter alles is; Bräu und Wirscht, Müllner und Melbler, Bäck' und Kramer, Metzger und Lichtergießer und Soafensieder, Eisenmanger und Lohnkutscher — ma wundert si g'rad, daß er 'n Schneider, Flickschuster und Weber net aa längst scho' ihr bisl Vodeanst abg'spahnlt hot. So oft der den Knirsch von uns'rer Kreissag' hört, Herr Forschtner, mag's eam meinoad durch seine Knochen fahr'n, als wärn's eam abg'sägt wor'n! Und dennescht is dersel' no leicht z'hobn geg'n unsern alten Gebietiger und G'walthaber, 'n langjahrigen Vorsteher Roder. Wer von seine Unterthana dös Licht pußt, d'Nagel schneidt, am Brunna sauft oder a Todtenbrett ruckt, ohne unsrigen Sultan von Miroko z'erscht um sei Willigung z'bittn, der is von dem eifersücht'gen Tyrann scho glei' derbiss'n. Nur spar'n und kloaweis bleib'n in Demut, dös is sei' Befehl, und seinen Interessen aus'm Weg geh'n, sei' Gebot. Intressen? Abeileib! Judenzins nimmt er net! hat'n ja unser seelenguter Hochwürd'n deswegn scho' von der Kanzl oba globt. Aba bal's d'n Isegrimm wochalang bitt host, daß er's Spargeld aufheben mag, verlangt er ja für selbig Aufheb'n den Daunderlau von an Prozent. Möchts fast'n Postkundoktor glaab'n, der'n Buchner votraut hat, der Roder schicke einfach alle Spargelder an a Bank, natürli kriegt er von dorther hoche Zinsen. Und i moan halt, Herr Forschtner, bal' sich' so a Isegrim wie der Roder is, net schenirt geg'n alle Obrigkeit sei' Grobheit auszuspiel'n, so bedeut't sich sei Feindschaft geg'n gring's Leut,

wie unser ans is, nix weniger als ihren Untergang."

Nun trat der Buchner im Arbeitsgewand in die Stube und teilte dem Förster mit, daß er eine schöne Ladung dreizölliger Läden noch auf die Bahn abfahren müsse. Die habe ein Geschäftsmann in Worms bei ihm bestellt und er glaube sicher, da einen ständigen guten Abnehmer gefunden zu haben. Der Förster wünscht ihm noch alles Glück dazu und schickt sich an, sich zu verabschieden, indem er zur Hausfrau mit einem Händedruck halblaut beifügt: „Nur keine Aengsten! Es lebt ja noch der alte Gott und der — Revierförster. Bhüat Gott selbander!" — „Bhüat Gott! Herr Forschtner!"

Das war ein heiterer Tag für das Buchnerische Haus. Die Bergfinken trillerten noch ihr Abendlied und der Hausherr setzte sich gemütlich auf die Gred vor's Haus und blies auf seiner Schwegelpfeife noch mit mancher lustigen Weise seine kleinen Kinder zur Ruhe. —

Es mochte wohl eine und die andere Woche verstrichen sein, da rüttelte eine mächtige Aufregung die Einwohner von J. aus ihrem gewohnten Stillleben auf. Die kleinen Leute, welche nur gewohnt für ihre Nahrung dem Köhlergewerbe obzuliegen, sowie der Pechlerei, und nur die Friedenswaffen für ihre Holzgewerke und Landwirtschaft zu gebrauchen, die waren nicht wenig verblüfft, als ihnen der Erlaß des Königs an sein Volk verkündet wurde, der Aufruf zu den Waffen,

um des deutschen Vaterlandes Grenzen und Heimat zu verteidigen.

„Krieg gibts mit dem Napuleon!“ rief ein Bauer dem andern zu und bevor sich die Alten besinnen mochten, wie denn da die Bayern dazu helfen müßten, war die rüstige Jugend des Dorfes schon auf dem Wege, der dienstfähigen Mannschaft ihres Bezirks sich anzuschließen, um bei ihren Bataillonen und Batterien nicht zu spät einzutreffen.

Die Kriegscampagne vom Jahr 1870 war eröffnet. Allenthalben war der Werkmann zum Wehrmann geworden und die Geschäfte standen still, bis man Näheres von der Armee und ihrem kampfesmutigen Aufmarsch erfahren konnte. Für Buchners Holzhandel sollte dieses unvorzusehende Ereignis zum gewaltigen Schicksalsstoß werden.

Buchners Warensendung mochte wohl an die Adresse an den Untermain richtig abgefertigt sein, allein von der Firma seines Abnehmers konnte sie nicht in Empfang genommen werden, denn infolge der massenhaften Militärtransporte, welche sich vordringlich in der gleichen Richtung dahin wälzten, waren die bretterbeladenen Bahnwägen Gott weiß wohin verfahren und, weil herrenlos, verloren, wohl auch gestohlen. Buchner, in der größten Sorge um sein Gut, reklamirte und telegraphirte, allein vergeblich. Immer neue Ausreden standen dem Käufer zu Gebote und Zahlung für das nicht angelangte Frachtgut konnte der Aermste in absehbarer Zeit nicht mehr erwarten. Buchners Verlegen-

heiten und Bedrängnisse wurden in der Gemeinde mehr und mehr offenkundig und während man in der Posttaferne allabendlich die ersten Siegesnachrichten der gemeinsamen Armee unter des unvergeßlichen Kronprinzen Fritz heldenhafter Führung wieder und wieder vorlas und lebhaft bewunderte, rückten im Stillen seine Feinde mit unverhaltener Schadenfreude zusammen, um den Moment seiner Schwäche zu benützen und seinen Sturz zu planen.

Fahle Nebelschichten recken sich auf dem Thalkessel von J. wie auf einem Faulbett hin und her. Ein trüber Herbstmorgen erwacht. Nach dem Abraum der Ernte schlägt der moorige Untergrund vor, davon der Fluß seine rostbraune Farbe erhält. Die gegenwärtige Dorfflur zeigt deutlich noch einen vormaligen See an, auf dessen Gestade sich die frühesten Bewohner im Ring angesiedelt haben. Heute sind die einst metallreichen Berge noch in schwerem Gewölke verhüllt und kaum bemerklich schimmert durch die Nebelschwaden die gewaltige Kontur des Einlaßthores, welches eine Straße zwischen diesen Bergen offen läßt. Die Sänger des Waldes sind verstummt, die Schwalben haben ihre gewohnten Gehäuse verlassen, nur Häher und Rabe machen den Geiern am Bache den Raub streitig. Geisterhaft schweben die fliegenden Samen der Fackeldisteln auf der schweren Luft, deren feuchte Niederschläge die Zäune schwärzen und von den Baumstämmen herab triefen. Endlich unterbricht die Morgenstille der Ruf eines Glöckleins zum Meßopfer. Aus den zerstreut liegenden

solch aufgeregten Szenen Dank seiner langen Dienstzeit seinen Gleichmut keinen Augenblick verlor. „Das Rentamt selbst gab den Befehl all' Euer Hab und Gut in Pfandschaft zu legen. Von jetzt an dürft Ihr also auch nichts von all' den Sachen verkaufen oder wegschaffen, die ich aufschreibe." Und zur händeringenden Frau gewendet, bemerkt der Bote noch mit besonderem Nachdruck, daß der Buchner durch Unterschrift die Pfandgegenstände als vorhanden anerkennen müsse.

„Das Rentamt?" fragte Buchner den Exekutor und dann sich. Sein in lautes Schluchzen ausbrechendes Weib getraut er sich kaum anzusehen, um nicht selbst die Fassung zu verlieren. Und wieder fragte er: „Das Rentamt? Ist doch der Termin zum Abtrag der Holzgeldschuld noch gar net abg'laufen?"

„Ach Hansei! Soweit hast Du's kumma lass'n!" stöhnt die Frau und kehrt sich ab. „O meine armen Kindl'n!"

„Ja wie soll i denn afamal schuld sei an ei'm Unglück?" rief der Müller von Sorge und Angst im Innersten gepeinigt. „I kenn's net und kenn mi a net aus, ja soll i denn auf ka Nachsicht rechna dürf'n, daß so weit scho g'fehlt is?" fragte er den Boten.

„Vom Zahl'n is ka Red!" antwortet der alte Schreckenbringer. „G'rad pfänden soll ich und zwar alle Mobilien und Moventien!" Dabei schrieb er bereits die hiefür geeigenschafteten Gegenstände eifrig in seine Brieftasche, ging dann in Buchners Begleitung von Stube zu Stube, von der Kammer zur Küche und auf

den Boden, bis er die wenigen Holzvorräthe, dazu aber Wagen, allerlei Geräte im Stall unter seinen Pfandstab legte. „Die Kuh", bemerkte er, „bleibt zur Nahrung für Euch und Eure Kinder außer Pfandverband und natürlich auch die Betten und das Küchengeschirr." Als er dann noch auf alles Pfand das Amtssiegel vorsichtshalber angebracht, wollte er sich bereits wieder entfernen. Da nahm ihn die Hausfrau bei beiden Händen und mit einem flehenden Blick aus den feuchten Augen unterstützte sie die bittweise der Angst um ihre Habe entquollene Frage:

„Sagt mir! Wird denn all unser mühsam erhaltenes Hausgut epat gar verkauft?"

„Mit der öffentlichen Versteigerung läßt sich am Ende wohl noch eine Weillang zuwarten," antwortet der Alte. Und mit halber Stimme, als fühle er doch so ein Bischen von dem Schmerz der Müllersleute, setzte er in vertraulich tröstender Weise hinzu: „Wer weiß für was's gut ist. Ades!" Dann wackelte er wieder gegen die Post hin weiter. Inzwischen springen die Kinder im Hemde aus dem Hause heraus, der Knabe auf den Vater zu, das kleine Mädchen zur Mutter hin.

„Vatter, geh' sog, hot Di der alte Mon leicht a zu den Saldoten hol'n well'n?" fragte der schneidige Bube, der ja auch schon vom Krieg und seinen Ansprüchen an das Volk gehört hat.

Die kleine Moidl aber schmiegt sich an die Rockfalten der Mutter und von einem scheuen Blick aus ihren

hellblauen Aeuglein begleitet, flüstert es nur die kargen Worte ihres Beileids „Net woana, Mam!“

Angesichts seiner lieben Kleinen erst bricht Buchners Schmerz in lauten Jammer aus.

„Bin i denn warli an all dem Elend schuldi?“ und schluchzend setzt er sich auf die Hausbank. Die Ehewirtin hievon auf's Neue bis ins Mark ergriffen, faßt sich bei diesem Anblick sofort, schlingt beide Arme um ihren Mann und glitzernde Thränen in den Augen, sucht sie gleichwohl denselben wieder aufzurichten.

„Hast halt doch an Fehler im G'schäft g'macht, Hans, daß Di' das Rentamt gar so hart behandeln kon.“ Und dann fügte sie, sein Haar mit der Hand aus der Stirne glättend, beruhigend hinzu: „Falls D' a Geld nöti hast, bis der Wormser endli Dei Guthab'n einischickt, wie wär's denn, bal Du Dich an Deinen „Firmgodl“ um Hilf wenden thätst. Bevor er uns von Haus und Hof treib'n laßt, b'sinnt er si do vielleicht, daß er aa a Herz unter'm Janker hot.“ —

„O mei Weib! Was fallt denn Dir ei? Da gang i scho glei lieber in Rauschenberg eini und suchet die Untersberger Mannl im tiefsten Stolln auf, oder meintweg'n 'n Teufi selbm und voschreibat eam mei Seel, ehvor i dem Mooshäusler nur a Wörtl gunnet. Is gar net lang, hat er so ganz g'spassi von seiner Hypothek auf unserm Haus g'redt. Werd wohl d' längste Zeit da g'leg'n sei', hot er g'sagt, seit der Herr Buchner so großen Bodeanst macht in Holz. Spannst epps? Na, da roas' i glei lieber zum Rentamt und thu mi

erkundinga, ob denn die Sach net auf a and're Art und Weis z'schlichten is. Glei' laaf i nei, i moan, daß dös 's Best is!" —

„Wenn D' moanst, so versuch's," sagte seine Hausfrau. „Ja ja! Geh eini in d' Stadt."

Soeben stand Buchner auf, um seinen Sonntagsrock aus der Kammer zu holen und sich zum schweren Gang bereit zu machen, da kommt schon ein anderer Besuch an die Mühle heran.

Es war der Gerichtsvollzieher.

„Heilige Maria und Josef!" ruft die Frau dem entgegen. „Was wollt's denn Des bei uns?" —

„Jo mei!" entgegnet das unheimliche Gerichtsorgan. „Wie's halt im Leben geht. Der Stärkere derbeißt leicht den Schwächeren. Halt's der Stockzahn aus, derbeißt er d'Nuß."

„Hans!" ruft die Frau den Gatten heraus. „Da bringt der Herr die Zustellung von seinem A'vokaten! Laßt uns Dei sauberer Herr Firmpath', der Mooshäusler, richti die Hypothek aufkünden!"

„Da soll aber doch glei a heiligs —!" Dem Müller bleibt der Fluch im Hals stecken, so betroffen von dem neuen Schicksalsschlage steht er nun da.

„Müßt Euch halt um ein anderes Darlehen umschauen!" versetzt der Gerichtsvollzieher. „Von der Bank kriegt jetzt leicht Einer ein Darlehen."

„Ja wohl!" versetzt Buchner in Verzweiflung. „Ja wohl leicht ein Darlehn, zumal wenn Alles schon gepfändt is!"

„Nachher ist's freilich a Kunststück!“ meinte der kalte Gerichtsbote und verläßt das in stummen Jammer versunkene Ehepaar.

„Hab's doch richti g'spannt!“ unterbricht endlich die Buchnerin das Schweigen. „I bin's selm, die Dir's Unglück in's Haus bracht hat. Der reiche Firmgodl kann's dem Hansei nöt vozeig'n, daß er so a arms Hascherl von der Alm g'heirat hot. Da kimmt jatz die Straf' über uns selband!“

„Geh! Mach mir'n Verstand net noch wirblicher mit Deiner Klag! Mogst recht hob'n, daß der elendig Kerl sich hot aus Rache aufhetzen loss'n. Aber heunt is der Buchner doch noch net derworgt! Konn er net mit die Franzosen raafa, so scheucht er no lang ka Hosenrankl'n net mit dene Hundsfötter, bal si's um Frau und Kinder handelt. Hut und Stock her! In der Stadt drin will i a mal d'saubere Fuchskliecha ausspürn, wo da Feind sei Lager aufg'schlag'n hat!“

Und ohne Verzug eilte er der Stadt zu.

Der Amtsvorstand war gerade im Begriffe, seine Kanzlei zu schließen, da klopft es an die Thür.

„Herein!“

„Ah! der Buchner. Hat Euch wohl die Pfändung überrascht!“ begann der Amtmann die Unterredung. „Kann mir's denken.“

„Aba, gnä Herr, i mag's net ausdenka, womit i's so schreckli voschuldt hab'n soll — —“

„Buchner! Es scheint fast, Ihr kennt Eure Feinde

nicht. Nehmt Euch in Acht, sonst müßt Ihr zu Grund gehen. Wenigstens plant man Euer Verderben."

„Ja wohl, aftn moan i selbm, daß i meine Feind derkenn. Aba daß grad 's Rentamt dena hilft, dös will mir net in Kopf."

„Wer sagt das? Buchner, Ihr kennt wohl auch Eure Freunde nicht. Mag sein. Nun sollst Du sie aber kennen lernen!" sagt der Rentamtmann mit ernster Miene. „Daß das Rentamt Euer Vermögen in Pfandschaft gelegt hat, das gebot die Vorsicht und das Interesse des königlichen Aerars, dessen Schuldner Ihr seid. Jeder prozessuale Eingriff in Eure Habe von Seite dritter Personen vermindert die Aussicht, von Euch Zahlung zu erhalten und schwächt Eueren Geschäftskredit. Ohne diesen seid Ihr aber unfähig, als Käufer im Staatsforst aufzutreten. Die Forstbehörde hat aber ein Interesse daran, daß Ihr Euch an den Holzversteigerungen beteiligt, darum will man Euch auch bei häuslichen Würden erhalten. Als gestern der Anwalt des Mooshäuslwirtes den Katasterauszug von Eurem Anwesen begehrte, bemerkte ich in dieser Handlung das planmäßige Vorgehen Eures Feindes gegen Euere Person und dem zuvorzukommen, ließ ich zu Gunst der rentamtlichen Forderung ohne Verzug Eure Habe pfänden. Nun, Buchner, begreift Ihr doch bald, wer Euere Gönner sind, wer Euch mit Erbarmen entgegen kommt."

Dem Sägemüller traten die Thränen in die Augen. War er doch nur im Stand, dem Amtmann zu Dank seine schwielige Hand zu reichen.

„Buchner! Ihr seid als ein leichtfertiger Loder amtsbekannt gewesen. Vielleicht gewöhnt Euch der eiserne Ernst des Geschäftslebens an die strenge Pflicht der Arbeit. Daß ihr Euere Holzwaare an eine unbekannte Firma verkauft habt, war ein unbesonnener Streich. Ihr seid für kaufmännische Geschäfte nicht gewandt genug, um Großhändlern solches nachzumachen. Werdet wahrscheinlich auch den Schaden und Verlust tragen müssen."

„Is net anderscht," versetzte Buchner traurig.

„Gleichwohl," fuhr der Beamte fort, „wird das Rentamt es versuchen, bei der Regierung für Euch ein gut Wort einzulegen und Euch nochmals über den Zaun des Mißgeschicks zu helfen. Aber —"

„I' versprechs eidli, gnä' Herr," fällt der Müller in treuherzigem Ton in die Rede, „helfts ma dengerscht nur bösmol, i wills aftn beweisen, daß i g'wiß als a fleißiger Mann und Vater b'stehn werd!"

„So, nun geht heim und beginnt ein ernsthaftes Leben. Und" — setzte der Beamte mit strengem Blick bei — „vor Allem laßt keinem Menschen merken, wer hinter Euch steht und wirkt! Wollen dann schon sehen, wie's weiter geht. Behüt Dich Gott, Buchner!"

„Bhüat Gott, Euer Gnaden!"

Auf dem Heimwege schwirrten dem Müller immer noch die letzten Worte des Amtmanns um's Ohr: „Wollen sehen, wie's weiter geht!" Ja wie soll's denn gehen, denkt er, wenn mir Hab und Gut nicht freigelassen und infolge dessen am Forst der Kredit versagt

wird? Wie sank da dem rüstigen Mann der Mut, wenn er an die Schmerzäußerungen seines lieben Weibes dachte und erst an den trauten Glanz der Kinderaugen, welchen in die Trübsal ihres Geschickes noch kein Einblick möglich ist.

Und als er sein Haus wiederum schweren Herzens betrat und seiner Frau zum Trost von allerlei guten Auswegen und Hoffnungen daher redete, da zog ihn diese auf die Fensterbank nieder und schluchzte laut, ohne ihn anzusehen.

„Hans! I mag net mehr hoffen, das Elend kennt koan Hemmschuh, wenn 's amal bergabi rennt."

„No, war net aus!" erwiederte der Müller. „Mei' Vertrau'n auf'n Rentamtmann will i do net glei aufgeb'n, su'st hätt' i ja gar koan Anhalt meh'."

„Bal' i Dir aba sag'", unterbricht ihn die Hausfrau, „daß die stolze Kramerin nach der Mess' heunt der Krutzenbichler Schmiedin erzählt hat, wie Deine Bretter von an Kistler in Worms verschachert wor'n sind, und er mit'n Gerschtl ins Amerika durchibrunna is — Hans! was sogst do? Der Hanswurscht mit seine Schweglpfeifa, hot's gsagt, die öde Menschin, werd bal sei Hochmutskamedi als Sagmoaster gar ausg'spielt hob'n, wenn er's große Geld verliest'n muaß, hats g'sagt und die Krutzenbichlerin hat d'Aug'n zum Himmel aufgschlogn wie Fensterlad'n, und hat g'seufzt und dabei g'sagt: Mei' Schmied hat scho' immer auf sellen Silvester g'wart't, wo der Tuifi dem Buchner 's große Sageis'n ausiklopfa werd."

„Jawohl!“ rief der Sägmüller und ballte die Faust gegen das Dorf hin. „Jawohl! Kinnen 's net erwarten, bis der Buchner von den Mardern wir 'r a Leierl*) derbiff'n is! Vor der Kirch' und hinter der Kirch' lauerns, die g'weichten Christen, ob denn net bal unser Hausdach zammakracht über unsern Köpfen! 's Herz möcht an unterm Brustfleck zerkrampfn!“

Dann richtet Buchner sich auf, legt seinen Rock ab, und lang noch steht er an den Bettlein der schlafenden Kinder, als ob er ein Gebet für sie noch erzwingen wollte. Heut' bringt der zornige Vater unter Zähneknirschen ein solches nicht mehr zusammen. —

Traurige Tage und der bangen Stunden viele brachen über Buchners Haus herein. Die Bedrängnisse mehrten sich und Kränkungen aller Art krochen gleich Würmern aus den Hecken und Zäunen an ihn heran. Wäre der Förster nicht andrer Spur zu sicher gewesen, hätte man den Buchner bereitwillig auch noch eines großen Holzfrevels geziehen, weil die Großbauern es schon für ausgemacht hielten, daß der ihnen verhaßte Gerngroß an den Holzkäufen im Versteigerungswege nicht mehr Anteil nehmen dürfe und natürlich sich jetzt auf's Holzstehlen verlegen müsse.

An einem Sonntag Abend blies der Postillon dieselben Gsangeln auf seinem Horn, die ihn früher der lustige Buchner Hansl gelehrt. Ach! die getragenen Töne des metallenen Rufes erweckten in der Mühle

*) Leiermaus.

nunmehr auf's Neue den Schmerz um die bittern Verluste an Gut und Ehre.

Als aber der Postbote noch in das Haus trat und ein Schreiben vom k. Rentamt abgab, zitterten die Hände der Frau derartig, daß sie nicht im Stande war, das Siegel des Dekrets aufzubrechen.

Der Postbote blieb unter der Thüre stehen, neugierig, welchen Eindruck er von Buchners Angesicht herauslesen werde. Als demselben aber beim Durchlesen der Zuschrift die Augen bald freudig glänzten, brummte der Bote beim Abgehen nur noch in den Bart: „Er spinnt bereits."

„Da lies selbm!" rief Buchner mit gehobener Brust seiner Frau zu. „Jetz seit si' nimm meh' als — mei Arbet! Die rare Regierung laßt uns fünf Jahrln Zeit um unsre Holzgeldschuld abzutrag'n und bal mir's gelingt, mei' G'schäft wieder aufz'richten, soll mir das Forstamt mit Holzmaterial unter d'Arm greifa. No wos is denn dös?" Aus dem amtlichen Schreiben fällt beim Entfalten desselben ein Zettel heraus. „Resi! Les' Du, was da mit'n Bleistift draufkraxlt is!" Und die Frau buchstabirt mit aller Anstrengung: „Für die Heimzahlung der Hypothek — ein Darlehen bei der .... bank vermittelt — halbjährig kündbar — ohne Anstand infolge des steigenden Kredits nach dem — siegreichen Erfolg der Armee. Ein Freund des geretteten Hauses Buchner." —

„Dös hot 's Rentamt für uns bewirkt," seufzt die Frau und überliest das Anschreiben wiederholt.

„Hab's ja 'n gnä' Herrn verſprocha, daß i's an Fleiß und Arbet net fehln loſſn will und was dabei d' Hauptſach is: i halt mein'n Verſpruch!“ beteuert der Buchner. „Gott und dem Herrn ſei tauſed Dank! Mit'n erſt'n Hahnakrah aufſteh, Hanſei, und d' Roß füttern und d' Sagn ſtelln und d' Lad'n zähl'n — bal Du den faſrigen Loder ausziagſt wird die Einkehr der Hoamſuchung bald überwunden wer'n.“

„Reſi! Mei Hand d'rauf! Nix g'freut mi meh' als ſchaffende Arbet! Nach fünf —? noch drei Jahrln ſcho' ſan ma darett't, ſo werklufti kimmts mir in Arm und Kopf!“

Und der Sagmüllner ſetzte es wirklich mit aller Zähigkeit durch, ohne jeden Zugriff von Knechten ſein Gewerb in Gang und Schwung zu bringen, daß ſeine Feinde darob verſtummten und nach Jahr und Tag füllte ſich auch Stall und Scheune, denn ſeine Ehewirtin ritterte mit ihrem Gatten in aller Emſigkeit.

X.

Ein altbayerisches Landschrannengericht.

Der Streit um die Kulturfähigkeit der Almen und Ezen (Fruchtböden) im Gebirg des Chiemgaues war wieder einmal heiß entbrannt. Der Vorstand des landwirtschaftlichen Vereins hatte die Führerschaft der Alpenwirte zu übernehmen und darum vollauf zu schaffen, um in die Lücke zu treten und die allerdings rückgängig gewordene Viehzucht wieder in einen rentablen Stand zu setzen, um die Ansprüche der Älpler auf die alt hergebrachten Genüsse an den Bergen zu verteidigen. Da durfte er nicht müde werden, die feindseligen Angriffe abzuwehren, die sich dem wirtschaftlichen Fortschritt entgegenstellten. Die von Neid oder Mißgunst ihm persönlich in den Weg gelegten Hindernisse passen nicht in den Rahmen dieser Erinnerungen. Weg mit den Schatten! Hemmende Wogen muß Jeder überwinden, der auf ein edles Ziel lossteuert. Unvorhergesehene Beihilfe aber im ehrlichen Kampfe gegen boshafte Wider-

sacher vergißt er nicht, wenn die hilfreiche Waffe auch unter Anderen nur in einer Urkunde bestand.

In diesem Briefe wird eine bayerische Gerichtsverhandlung geschildert, aus welcher gewisse Ansprüche auf Almberechtigung sich nachweisen ließen.

Um aber jenen Vorgang in seinem lebendigen Verlauf für die Gegenwart interessant zu erhalten, soll er, weil in den Ostalpen derartige Aufzeichnungen zu den Seltenheiten gehören, hier in der Form einer Erzälung mitgeteilt werden.

Es mag ein klarer Sommermorgen angebrochen sein, als der herzogliche Pfleger Jorg Laglberger von dem Bergschlosse Marquartstein herab bei den Loitshäusern über die Brücke geritten, deren Zimmerwerk hier über die tiroler Ache gespannt war. Die Schatten des Lerchenkopfes zogen noch blaue Linien über die Auen hin. Auf der Morgenseite des Thales dagegen schmetterten bereits Finken und Drosseln ihre Lust am frisch erwachten Sonnenleben hinaus in's Freie.

Als „Seine Vest", wie man damals den herzoglichen Pflegverwalter volksüblich anzusprechen hatte, unter den Obstbäumen des Pfarrdorfes Grassau in Begleitung seines Pflegeschreibers eingeritten, hatte sich schon viel Volks aus den Bergen dort eingefunden, um den strengen Gebieter ehrfürchtig zu begrüßen.

Diese Gerichtscommission stieg beim Rotmaierwirt ab, weil dieser gerühmten Ehtaferne die Gerichtsfutterung oblag, nämlich die Verpflegung für Herren und Knechte nebst ihrem Gefährt und Gethier.

Während nun der Pflegrichter vor Allem seine genau bestimmte Diät verzehrte und der Gerichtschreiber sich vergewisserte, ob er sein Gesetzbuch samt den Prozeßgeschriften nicht im Pultkasten daheim gelassen, war bereits der Fridbot auf dem „bewohnlichen" Kirchhofe unter den Ahornbäumen vollauf beschäftigt, denn auf dieser Stätte wurde jedes „Taiding", also auch das auf den Sanct Veitstag des Jahres 1494 anberaumte Nachtaiding betreffs der Winkelmoosalpe in offener „Schranne" abgehalten. Vorerst schon hat dieser Friedbote „den Umstand", wie man das hinter den Schrankbäumen andrängende Volk geheißen hat, ernstlich zu vermahnen, daß während der Verhandlung Niemand sich mit ungebührlichen Worten erzeige oder gar eine „Rauf- oder Haderhand" anfange.

„Sollt Einer von Altersher nit wissen — setzt er mit bedeutsamem Mienenspiel hinzu — daß wer „zuckt" für das „Aus der Scheid'" nit weniger strafsfällig als für das „Wiederhinein", dem mag es der Pflegamtsschreiber bei Leib und Gut nachher um je sechzig Pfennige deutlicher erklären! Also sei männiglich anständig, wie das im Gebirg immer der Brauch, zumal heut Leute genug aus dem Salzburger Stiftsland anwohnen!"

Schon kommt der Pflegschreiber daher mit dem schweren Gerichtsbuch und Akten unterm Arm, rückt des Herrn Tisch so, daß der gen Osten zu schauen kommt, stellt den wuchtigen Lehnstuhl auf die Steinplatte und fordert den Friedboten auf, den Aufrufzettel abzuroteln.

um der richtigen Ladung der Dingleute sicher zu sein. Auf des Friedboten Ruf treten sodann immer einige Zehn in den Ring, ehrsame Männer aus der Kreuztracht in der Grasau. Diese haben den braunen Regenmantel über die Schulter geschlagen, einfach umgürtet, in Lederhosen, mit gefilztem Schuh angethan, barhäuptig, den runden Hut auf dem Daumen tragend.

Diese Rechtsprecher aus dem Volk sind urkundlich verzeichnet, und es wäre wohl ein Raub an dem Vergleich zu den heute noch bestehenden Hausnamen, wollte man nur des Raumes halber die damaligen verschweigen. Sie wurden also folgendermaßen geschrieben: Wilhelm Perger, Paulus Wagner, Cenz Nager, Cenz Fleidl der Peterschneider, Hans Umhauser, Jörg Prantstötter, Ulrich von Puechberg, Ulrich Strobl, Peter Fraidl, Hans von Gestenhausen, Zachäus von Grafing, Thoma Biebl, Heinrich Hütter, Cenz Drickl, Hans Prentl, Mayer von Weyher, Hans der Zimmermann von Pettendorf, Christian Jochmillner, Greimbl zum See, Hans Bertinger, Hans Zaun, dann der Vikary von Viechhausen und Lorenz Pöckh, der Redner des Rechts.

Durch den Friedboten wurden entschuldigt: der Stegmüller, der Kendlmüller und der Paulschuster von Loitshausen, weil sie durch Feldgüsse mit Wasser noch verrunnen, Jörg Bock der Klausmann, weil er bereits ehegestern mit Gottes Leichnam versehen, dann der Straßberger Cenz, weil er mit dem Gatterbeck Fraidl unter einem First wohnt, ferner Schwarzenböck der Meßner, weil er mit Gotshausdienst und die Bauern

Gutsjahr und Gaismartl, weil sie mit Herrngeschäft beladen seien.

Die Konfrau (Eheweib) des Strähtrumpfer Jackl hat seine Vest Herrn Pfleger um eine Ausnahme begrüßt, weil ihr Ehwirt zu Zeiten im Kopfe nicht recht besonnen sei. Als aber der Rachlbauer aufgerufen nicht anwesend war, wurde er vom Pflegschreiber zu siebenzig (sic) Pfennigen Strafe wegen unentschuldbaren Ausbleibens vorgemerkt. Da mußte der Friedbot die Leute im Umstand beschwichtigen, denn über selbigen Großrachl wurde viel gelacht, weil ihm jüngst erst der Frohnknecht ober seine Hausthüre ein Hirschgeweih angenagelt hatte des zum Zeichen und Spott, daß er im Revier des Wildfrevels verdächtig sich des Weiteren wohl verhoffen dürfe.

Plötzlich drängt sich das Volk näher an die Schranken. Es erscheint im Namen des Herzogs von Baiern der stolze Gerichtsherr mit dem Stab in der Hand und das Baret mit schweifender Feder auf dem ernsten Haupte.

Der Friedbot gebietet Ruhe. Bis auf einige Zeisige in den Bäumen war Alles still, als „Seine Vest" den Stab auf den Tisch gelegt und sich mit untergeschlagenen Beinen auf dem erhöhten Sessel nieder gelassen hat.

Damit hat die Verhandlung begonnen.

„Ich frag Euch — so erhebt der Gerichtsherr mit feierlichem Ernst die Stimme — wer kommt vor mich und offenes Gericht zu klagen?"

Da treten der Blasibauer von St. Pankraz am Eck (Reit im Winkel) und seine Genossen in die offene Schranne, nämlich Ruer Fischer auf dem Schwaben, Simon Hölzl auf dem Pöschengut, Jackl Seitlinger auf dem Leutner, Veit Millner auf dem Schneidergut, insgemein Winkelmoos- und Thurnbach-Aelpler. Ihr angedingter Redner des Rechts, Lorenz Pöckh, stellt sich nun auf die rechte Seite des Richters und hebt an mit dem Fürbringen der Klage.

„Inhaltlich des Urbarbuches zu Marquartstein müssen meine Klienten auf der Unserem gnädigsten Herzog mit Grund und Boden zugehörigen Alm zu Winkelmoos einen jährlichen Zins dienen. Auf dieser Alm ist nun von den Leuten zu Unken und Gfäl eine Irrung beschehen, indem sie auf die „Ezn“ (Atzungsplätze) ihr Vieh aufgetrieben und mit diesem ihren Besuch den Blumen merklich gefundenen Schaden zugefügt haben. Darum wurden fünfundzwanzig Rosse und siebzehn Rinder nach Landesgewohnheit gepfändet und in den Pfandstall der Herrschaft nach Marquartstein geantwortet, wie sich zu Recht gebührt. Dort stehen sie noch. Die salzburgischen Unterthanen sind aber einzig nur auf der benachbarten Wildalm berechtigt, sollen daher als Eigentümer dieses gepfändeten Gutes gerichtet werden um den erlittenen Schaden, deshalb begehren sie Strafe und Rechtens.“

Nachdem der Rechtsanwalt der Unkener zur Antwort gelassen, stellt er sich links vom Richter und erwidert dann Folgendes:

„Die salzburgischen Untertanen haben sich vor dieser baierischen Landschranne in Rechten angedingt und assen demnach hier zu Recht reden. Auf das Vorbringen, als hätten die Reiter im Winkel Schaden erlitten, erklären sie, daß sie das nicht gethan haben, vielmehr sei die Pfändung auf erzstiftischem Territorium beschehen, dieweil die Almen Thurnbach und Wildalm den salzburgischen Untertanen von Unken und Gfäl zugehörig sei. Sie berufen sich deshalb auf das ermeldte im Jahre 1435 aufgerichtete Urbar und besonders auf den „unvermailigten" Brief vom Sonntag nach Sunawenden 1474, von Engelhart Weichs dem Pfleger zu Marquartstein gesiegelt. Wir widersprechen daher nicht, daß Herzog Georg von (Nieder-) Baiern seligster Gedächtnuß den Reiter Winklern die Alm zu Winkelmoos und dazu die Wildalm zu verlassen die Macht gehabt, weil uns, was unvermargt sei, nichts kümmere, ebensowenig ob alles Land, was dort im Gebirgsland unverfriedet und unverschlagen sei, Winkelmoos heiße oder nicht: wir widersprechen aber, daß unsere Rosse und Rinder darauf gepfändet wurden, denn wir haben wie vor Alters unser Vieh (lediglich) auf den freien Fürberg geschlagen und nit auf des gnädigen Herzogs Grund. —"

„Soll mir gleich das heilig Licht —!" Dem Blasibauern ist in der Aufregung dieser Schwur entfahren, da aber in demselben Augenblick der Meßner mit der Kirchenampel aus der Sakristei trat und ein Ministrant mit hellem Glöcklein anzeigte, daß der Priester den heiligen Leichnam zu einem Sunderstechen zu tragen im

Begriff stand, senkte der Pfleger sofort den weißen Stab und erhob sich mit den Schöffen von den Sitzen. Die übrigen Anwesenden knieten im Kreise nieder und empfingen den Segen. Nur der Pflegschreiber konnt es nach dem Bekreuzen kaum erwarten, dem Blasi als Unterbrecher der Verhandlung eine Buße zu contiren.

Als der Vorsitzende seinen Stab wieder erhob und den Sessel einnahm, schritt Lorenz Pöckh der Redner zur Replik und sprach:

„Wie wir aus der Antwort entnommen haben, soll unsre Alm unverfriedet und überhaupt ohne Marksteichen von den erzstiftischen Weidengründen unausgeschieden sein. Dieses Vorbringen müsse er mit dem Bemerken widersprechen, daß wenn Ungleichheiten dort beständen, dieselben nur von den salzburgischen Unterthanen herrühren könnten. Wäre die Pfändung nicht auf baierischem Grund vorgenommen worden, so wären die Gegner sicherlich heute nicht vor dem Gericht Marquartstein erschienen, sondern hätten einen Angriff am Gericht zu Lofer erwartet. Wenn sie aber dazu behaupten, dort oben auf den Bergen heiße Alles ebenso Winkelmoos, wie auf dem eigentlichen Moorplatze, um welchen die Almen gelagert sind, so mögen sie doch auch erklären, wie es gekommen, daß das Geläger der Reutergemein Winkelmoos, dagegen aber die Alm der Unkner Schlittbach genannt werde. Welche Wiese ist gemein, deren Gras ist gern klein, sagt ein altes Sprüchwort. Darum ist es keineswegs einerlei, wohin sie ihr Vieh auftreiben,

wie denn schon in dem Saalbuch von 1435 des Herzogs Heinrich (des Reichen von Landshut) die Marken der Gränzen nach der Läng eingezeichnet seien." —

Der Verteidiger der Beklagten sah sich nun mehr und mehr im Gedränge und vermochte in seiner Duplik nur noch darzulegen, daß es sich schwer beweisen lasse, ob die Pfändung einer großen Heerde auf Grund und Boden dieser oder jener Herrschaft dort oben vollzogen worden sei, daß man ihnen aber auch gar nicht anbefohlen habe, hier die Gränzen des Erzstiftes zu verteidigen. Gesetzt nun, es sei wirklich Schaden zugefügt worden, so geschah das ohne Absicht, da man nur vorhatte, das Vieh in den eigenen Forst der Fürberge zu schlagen, dabei könne es ja leicht geschehen sein, daß die Heerde statt gegen die Wildalm aus dem Laubenberge auf das baierische Territorium hinüber drängte. Sie begehrten daher einen Augenschein, wobei sie erbötig, vor dem Gerichte Marquartstein die Sache austragen zu lassen.

Der Pfleger hielt darauf bei den bäuerlichen Rechtssprechern die gesetzliche Umfrage und nachdem diese ein mütig ihr Urteil unter sich geschöpft mit der Beteuerung, daß wohl Niemand es anders sagen könne, so formulirte der Richter das Endurtel, wie es von der Landschranne ergangen.

Vermöge desselben seien die Reuter vom Winkel, die sich einer rechten und vollen Pfändung berühmen, nach dem fürstlichen Urbar und Grenzbrief von 1476 bei ihren inhabenden Urbaren Wildalm im Winkelmoos

zu belassen, die Salzburger Unterthanen deren aber für verlustig zu erklären. Betreffs des Viehes aber, das bei der Herrschaft schon „über drei Licht und drei Finster“ im Pfandhofe still stehe, haben sich beide Parteien wegen des essenden Pfannwerthes nach des Landes und der Schranne Recht dahin zu vertragen, daß für den bisher erlittenen Schaden nebst der Kostung die Unkener aufkommen sollen.

Kämen sie nicht auf, so sollen sieben oder neun ehrbare Gerichtsmannen ungefahrlich den Schaden taxiren. Erscheinen sie aber mit dem „getheuerten“ Gelde innerhalb des Termins, so soll ihr Gut ihnen wieder müßig sein. Wo nicht, so soll der Fronbot die Pfänder drei Tage nacheinander auf „die feile Gant“ führen und die „Nachgant“ mit der Trommel rechtlich umschlagen und ordentlich berufen. Tritt eine „Überteuerung“ (ein Mehrerlös) ein, so soll sie denen von Unken und Gfäl zustehen. Fällt aber der Erlös zu „knürzig“ aus, da soll man „die Schleipfen“ nachfahren so lang bis an des Schadens Höhe, und den Rest mögen sie halten, wie es des Landes und der Schranne Recht ist.

Nachdem der Pflegschreiber solches Alles zu Papier gebracht, las er im Namen des Herzogs von Baiern folgende Erklärung vor:

„Also ward mit Recht erkannt, und ich, Jörg Laglberger Pfleger zu Marquartstein bin darüber schuldig zu geben der Gemeinde Reut über rechtes und altes Herkommen einen Gerichtszeugenbrief unter meinem Insigel und denen der ehrbaren Rechtsprecher, so an den Rechten

gesessen und auf ihren Eid hin gesprochen haben. Auch die Unkener können einen solchen Brief haben, wenn sie wollen.

Also hat sich das Recht zu Grasau ergangen am Erchtag vor St. Veitstag (10. Juni) 1494.

Im „Umstand" draußen gab sich mit diesem Erkenntnisse volle Befriedigung kund. Es müßte der Baier nicht von jeher an der Gewohnheit festgehalten haben, wenn nicht auch nach diesem Rechtshandel ein fröhliches Zechgelag beim Rotmaierwirt den Tag beschlossen hätte.

Es bedurfte aber auch wahrscheinlich nicht des heimischen Ohrenziehens, um zu bezeugen, daß die Leute aus dem hinteren Gebirg sich bei Zeiten davon machten um wieder nach Hause zu kommen und wär es auch, daß ihnen der Mond die Leuchte über die Berge vorantragen müßte. Als die aber über die Höhe waren kam der Fridbot und lud das ehrbare Gericht ein „den Vogtstab zu verzehren."

Der Pflegschreiber hatte nämlich inzwischen die Gerichtstaxen gezählt und dem Rotmaierwirt daraus den Banzen bezahlt. Und obgleich Seine Vest der Herr Pfleger schon im Sattel saß, mußte er gleichwohl dem Herkommen ein Genüge thun, dieweil ihm der Antrunk gebührte.

Hernach kam zum Zapfen die Reihe an die Schöffen und es ging keiner von ihnen heim, ohne daß er von

der Notwendigkeit der Taxen für die freiwillige Gerichtsbarkeit vollständig überzeugt gewesen wäre.

Daß der Frohnbote aber dem Wirt nicht die Tropfschüssel übrig ließ, lag ebenfalls im Herkommen des altehrwürdigen Brauches der Gerichtsfutterung, war auch jener Zeit weit mehr angepaßt, als die trockene Commissionsdiät der Gegenwart.

XI.

Reit-im-Winkel.

Damals als noch Amthor, der getreue Wegweiser für beschwerte Herzen und geschäftsmüde Stadtleute, nach mancher Ruhestätte hin zeigte, als noch Trautwein, der nimmer müde Führer, ein stilles Sorgenflieh fern von dem lauten hastigen Arbeitsgebiet der Städte verrieth, da winkte das sonnige Bergdorf Reit im Winkel mittelst seiner Vorzüge bewährter Gastlichkeit aus seiner traulichen Ecke herüber und verständige Sommerfrischler thaten sich was drauf zugut, ein solch angenehmes Nestheim für etliche stille Wochen gefunden zu haben.

Heutzutage sind die Anforderungen an genußreiches Leben im Gebirge in dem Maß gewachsen, als von Jahr zu Jahr Schienenwege aller Art die Zugänge zu den manichfaltigen Reizen der wunderbaren Bergwelt erweitert und erleichtert haben.

Wesentlich anderer Art befriedigt dagegen die oft wiederholte Einkehr in einem längst liebgewordenen Thale.

Mit den ersten Eindrücken wächst die Wirkung der alten Anziehungskraft wieder auf. Am Leib des Berges eilen unsere Blicke voraus und unsre Gedanken steigen wie der Morgenthau mit seinen feuchten Schleiern über Wald und Felswand empor zu dem weit schauenden bekannten Scheitel. Alles Widerwärtige des Berufslebens verschwindet wie Nebel, der in Legföhren sich verkriecht, und auf dem Gipfel des Bergmassivs fühlt sich Geist und Gemüt befreit von allen Sorgen und verdrießlichen Lasten. Nach Umfluß von manchen Jahrzehnten gewinnt bei wiederholtem Besuche bekannter Oertlichkeiten die Erinnerung an frühere Erlebnisse die Oberhand und ihr reines Abendgold verherrlicht den alten Himmel vergangener Zeiten. — Für viele Menschenkinder besteht bei dem Gedanken an ihre künftige Auferstehung vorwiegend der Reiz doch in dem Wunsche, ihre Wißbegierde befriedigen zu können, wie sich wohl geraume Zeit nach ihrem Ableben die Verhältnisse auf Erden weiter entwickelt haben. Angenommen nun, ich hätte schon vor einem Jahrzehnt meine Arbeitswochen in dem irdischen Puppen- und Thränenspiel durch den Tod beschließen müssen, nach jener offiziell definitiven Verabschiedung meiner Person würde mich heute kaum Einer mehr vermissen, und noch weniger würde mich gelehrtes Geisterklopfen wiederum citiren, zumal ihr eigener Geist still stehen wird vor dem dicken Vorhangteppich der Zukunft.

Und nun sollte mir das unergründliche Schicksal in überraschender Weise dennoch zum zweiten Mal einen Einblick in das Fortleben jenes Völkleins gestatten, das

ich bei Lebzeiten aufrichtig geliebt? Ich dürfte wirklich nochmal Umschau halten in den mir bekannten Gauen, nochmals in den dankbaren Augen Freude lesen, und die Herzen, die mit mir für alles Edle und Gute geschlagen, fröhlich begrüßen und wiederum mit tapferen Genossen mannkräftig an die Arbeit gehen. Ob mich die Wiederholung befriedigte? Neue Wege, neue Pläne, fremde Gesichter, andere Schilder, frisch getünchte Häuser ohne innere Gemütlichkeit — nein, die Bescheidenheit allein schon zwingt zur Anerkennung einer weisen Weltordnung, die Alles werth hält, daß es vergehe, um einer Neuzeit wieder Raum zu schaffen. Nur die Erinnerung genüge vorerst uns als Abendroth und Ersatz eines kommenden Himmels.

Ei, wie so anders trifft es sich da! In dem vormals so anziehenden Gebirgsdorf Reit im Winkel, wie es nun von der Eckkapelle aus wieder besehen so still und traut zu meinen Füßen an die Felswand angebettet erscheint, liegt nun ein Stück meines eigenen Lebens begraben. Fast alle, die es mit gelebt in Schaffensfreude wie im Streit, sie ruhen auf dem engen Kirchhofe meist schon in Frieden aus von ihrer Arbeit —: ob etliche kurzsichtige Nörgler und Nager am Gemeinwesen und seinen Vortheilen, ob einzelne habsüchtige Schleicher unter der Maske frommer Redlichkeit, ob gutmütige aber liederliche Schelme neben sinnverstörten Grüblern, dann wieder treuherzige und gelehrte Seelenhirten unter ihren braven Arbeitern auf der geliebten Scholle ihrer Väter und über Alle noch auf lange Zeit unvergessen der ehrlichste Vormund und vorderste Kämpe seiner Gemeinde und Familie, der

mitten aus seiner thatkräftigen Werkstatt abberufene unersetzliche Bürgermeister und Oberwirt Hamberger — heute bei meiner wiederholten Einkehr muß ich sie Alle vermissen und ihren freundlichen Gruß und Blick entbehren.

Ob da die Erinnerung noch ihre Kraft der Erheiterung bewähren wird? Versuchen wir's!

Zu jener Zeit als ein junger lebensfroher Dichter noch auf der breiten „Grad" vor der alten Taferne des Unterwirths saß, als der schmucken Wirtin farbiges Kopftuch jenen Gast an eine der feurigblickenden Lesbierinnen gemahnte, wenn sie ihm das vom Sonnenschein durchglühte Weinglas credenzte, damals setzte sich so mancher Wanderer zu dem heiteren Zecher, lauschte seiner fröhlichen Mär vom Geiste in der Traube Jungblut und trank mit ihm bis die Sterne über die Bergwand herüber lugten und der Himmel seine Freude haben mochte an des Jünglings besonders tapferer Kunst still zu sitzen und beim Schoppen in die Nacht hinein zu träumen. Und wenn auch derselbige Wanderer zufällig im Fremdenbuche den Namen Scheffel fand, so steigerte sich damals noch kaum der Respekt vor dem Ritter vom Geiste über das Ansehen, welches er als Zecher sich verdient hat. — Zu seinem Gedächtniß soll unserem unsterblichen Bergpsalmisten Victor der erste Schoppen steigen!

Heute steht zwar ein einladendes Neugebäude zum Unterwirt an selbiger Stelle. Allein die alte Wirtsfamilie der Huber mit ihrem patriarchalischen Geschäftsbrauche ist verschwunden.

Tag und Nacht stand vor mehreren Jahrzehnten im alten Wirtshause die Hausthüre offen. Trotzdem wußte, besonders schon zur Zeit der früheren Kriege mit dem Nachbarvolkstamm, der ortskundige Schmuggler, warum er durch die Hinterthüre sich in das Haus begab. Der Unterwirt besorgte auch die Post, aber wie. Wenn sich auch bei einem Kirchenfeste oder gelegentlich der Todtenfeier eines angesehenen Alpwirtes das Haus bis in den letzten Winkel mit Gästen gefüllt hatte, auf den Fensterbrettern lagen gleichwohl unverwahrt Geldpackete und Werthstücke frei herum wie Bierfilze. Diebstahl an Privateigenthum war damals noch unbekannt, jener aber am königlichen Forstärar oder Zollfiskus wurde vielleicht selbst von geistlicher Langmut absolvirt, weil man an der von Alters her gepflegten Legende fest hielt, es habe der baiwarische Giburo oder semperfreie Bauer im Berge legitimere Berechtigungen als der moderne Staat.

Der gastfreundlichen Unterwirtin möchte ich hier doch auch noch in Dankbarkeit gedenken. Ach! Es ist ja auch viele Zeit inzwischen vorbei geeilt. Obwohl alle Anzeichen deutlich genug den Umschlag des schönen Wetters voraus sehen ließen, im Westen sich eine graue Wolkenwand emporschob, die Tauernkette mehr und mehr ihre luftzarten Tinten verlor und die Berge ringsum in einer sattblauen Färbung dem Auge immer näher traten; obwohl die Wetterdisteln ihre Strohblätter schlossen und die Schafe am Berghang abwärts weideten, beschlossen wir gleichwohl an einem längst vergangenen Samstagabend noch das benachbarte Fehlhorn zu besteigen.

Es schließt dieser Bergstock im Süden von Reit im Winkel die Grenze zwischen Bayern und Tirol ab, gewährt aber von seinem Oberjoch aus eine prachtvolle Rundschau.

„Nur nicht ängstlich! Es kann morgen gleichwohl der herrlichste Tag kommen!“ rief mein Schwager der in Zweifeln befangenen Gesellschaft zu, und sein vertrauensseliger Entschluß belebte allseitig den Muth zum Aufstieg.

Noch bevor sich die Abendsonne hinter den Zacken des Kaisergebirges nieder senkte, war die Eckenalm erreicht. Der Name dieses Hochgelegers verweist in die Vorzeit zurück, da die Ansiedelung Reit im Winkel noch zu St. Pankratius am Egg genannt wurde.

Diese Almhütte „außerhalb Egge“ wurde damals von einem tiroler Wirt während der Hochweidezeit bewirtschaftet. Etliche Kämmerlein mit gar einfachen Betten ausgestattet, boten notdürftige Unterkunft und hie und da konnte der Wirt auch mit etlichen Bissen „geselchten“ Schaffleisches aufwarten. Am selbigen Abend jedoch war Schmalhans Küchenmeister, und nur ein ziemlicher Rest in einem Fäßchen von tiroler Hellroten nebst hartem Schimmelbrod stand dem melancholischen Wirt zu Gebote, um unseren Berghumor nicht in die Brüche gehen zu lassen. Von Schlaf war übrigens kaum die Rede. Es erhob sich in der Nacht ein fataler Sturmwind. Gegen Morgen weckte uns vollends der gewichtige Aufschlag eines ergiebigen Platzregens auf die Dachschindeln und da verbarg denn eine dichte Regenwand sogar den Ausblick auf die nächste Felskulisse des

wilden Kaisers und versagte jedwede Hoffnung auf baldige Besserung des Unwetters. Und als erst der unleidliche Ansturm des „Schnürlregens“ sich in dicken Schneefall verwandelte, als Kuh und Ziege heimflüchteten unter den Schutz des Stalles, da war es endgiltig um die Sonntagsfreude geschehen. Selbst der Vorrath an Anekdoten und Scherzen versiechte, Wein und Kartenspiel versagten den Trost und die Langweile trieb uns wieder auf's harte Bett.

Nur eine mitleidige Seele gedachte unserer Not — die Frau Unterwirtin in Reit im Winkel. Sie erbarmte sich unser, und da ihr gerade ein tiroler Geisbube unterkam, befahl sie diesen, uns einen Korb mit Eßwaare auf die Alpe zu bringen, damit wir doch am Sonntag nicht etwa Hunger leiden müßten.

Welcher Jubel, als der triefende Junge uns mit seiner außergewöhnlichen Mission überraschte.

Würste brachte er, Würste in ausreichender Fülle und frisches Brod. Mit einer Hand voll neuglänzendem baierischen Kleingeld wurde der mutige Knabe von meiner Frau belohnt. Und mit dem bereits spärlich vertheilten Etschblut in Gläsern und Tassen tranken wir auf das Wohl jenes einzigen mildthätigen Herzens drunten im Thale. Am nächsten Morgen beschien die Sonne kaum die nassen Hochtrette und Etzen der Alm, als wir den Abstieg in den Wasserrinnen antraten und durch die Wiesentümpel der Hemmersuppenalm*) hinab trotteten.

*) von der Hemmern, der schwarzen Niedswurz, helleborus niger so genannt.

Im Unterwirtshause endlich angelangt, dankten wir natürlich der Frau Huberin für ihre liebwerthe Aufmerksamkeit.

Endlich fragte dieselbe fast schüchtern meine Frau, ob uns denn die „bsundern“ Würste auch geschmeckt hätten.

Wie? „Bsunderne?“ Die Würste waren ja doch alle von gleicher Art und Mache — ein Dutzend Paare.

„Nein,“ wiederholte die Wirtin. „Ich mein' grad das halbe Dutzend extrafeine.“ — Für diese „bsunderne“ Qualität konnten wir freilich keinen Dank aussprechen. „Mein Gott! Die wird doch der Geisbub nicht am Ende selber verzehrt haben?“ „Ja, ja!“ riefen wir zugleich, „die hat der Hundsjunge unterwegs gefressen!“ Endlich brachen wir über die meisterliche Schlauheit des tiroler Jungen in lautes Gelächter aus. Hatte derselbe doch sicher voraussetzen können, daß wir nicht nochmals auf das Horn zurückkehren werden, um seine Ohren in die Länge zu ziehen. Nur die Wirtin jammerte noch eine Zeit lang über die theilweise fehlgeschlagene Ueberraschung auf dem Fehlhorn und meine Frau über ihr allzureichliches Mitleid mit dem Bergboten. —

Und wieder einmal kam ich in das freundliche Dorf, um von des Berufs drückender Schwüle hier auszuruhen oder auf den Bergen herum zu schlendern. Fröhliche Gesellschaft muthete mich an und da das Wetter sich gut zum Beständigen angelassen, vereinigte uns das Vorhaben, dem Unterberg bei Köffen eine Vi-

sitte abzustatten, zumal er selten sich eines Besuches zu erfreuen hatte.

Der Lederer Sepp, der Rottenmeister einer Riege von Holzarbeitern, sollte uns Wegweiser und Träger sein. Sepp war nicht etwa ein gewöhnlicher Holzer, sondern ein glücklich veranlagter Autodidakt und Tausendkünstler. Was ihm bei den Fremden noch besonderes Ansehen verlieh, war seine Stellung als Vorstand des Veteranenvereins, wo sich ihm Gelegenheit genug bot, seine Rednergabe glänzen zu lassen. Da überwog sein Talent alle jene der Sprachgewandtheit ungewohnten Kameraden, die vielleicht in ängstlichem Stottern ihre Anrede nicht anders herauswürgen, als etwa so: „Kapfere Tampfgenossen! Seid willkommen in unserm Veteraverein!“ Sepp löste auch unseren Anforderungen gegenüber seine Aufgabe auf's Beste, schlug uns mit seinem scharfen Beil oben einen neuen Pfad durch die Latschen bis zur Spitze und spielte dann wieder den aufmerksamen Schwerenöter bei den Damen, indem er sie mit allerlei Gezelt aus Tüchern und Plaids gegen Wind zu schützen verstand. Lange schon mochte ich ganz außen am Scheitel des Berges allein gesessen sein, um Ausschau zu halten in bekannte Nachbarschaft und nach fernen Thalengen. Da klopfte Sepp mir leise auf die Schulter und flüsterte: „Gnä' Herr! Ich wett,' ich woaß, was du denkst.“

„Sepp! Bild' dir nicht so dummes Zeug ein. Wie wollteſt du wissen“ — „Und i moan doch, i kunnts darath'n!“ entgegnete mir der zutrauliche Führer. Da

setzte er sich neben mir auf den Boden, zeigte gegen Osten nach den Abhängen des Felhorns hinüber und bemerkte mit sichtlicher Wichtigkeit:

„Dort hot er nit wohl mit ihr aufi kinna, aber weiter eini hot ers wol präftirt!“

„Was schwatzest du da von ihm und ihr?“

„No! Doch vom Starchand und der Abtissin Hadewig von Frauenkeamsee, wie er sie über den Berg g'schleppt und derrett't hot!“

„Woher, Sepp, weißt du denn davon?“ fragte ich mit gespannter Neugierde den zuthunlichen Führer.

„Enkere alt'n G'schichtn aus unsrer Hoamat, die Sie hobn drucka lossn, die hab'n uns scho so viel g'freut. D'Excellenz thuat mir immer 'n Sammler schenka.“

„Welche Excellenz denn?“

„No, der Herr Bomhard halt.“

„So der Herr Staatsrat bringt euch die Sachen?“

„Freili! Alle Johr schenkt er uns wos von Enk. Und im Winter nacha, bal' ma eing'schneit san, wie die Hasn im Lager, da hoaßts Abends: Sepp! Gschichtn vorlesen! No, und da gfallt uns halt die Gschicht allwei' am Besten, die von dem bösen Erzbischof und von der guten Frau vom Keambsee. Sa a Vorlesung is für meiner a ganz rarer Vodeanst. San ma grad stolz drauf, daß in unsre Berg so viel Gschichtn passirt san. Schreibn's leicht ge' no mehr?“ —

„Vielleicht geht euer Wunsch nochmal in Erfüllung. Dann soll der Sepp nicht vergessen werden.“

„Bitt gar schön!“ —

„Habt Ihr denn auch das Veteranfest von Reit im Winkel*) von Dr. Steub schon erhalten?"

„Wol wol! aber der ist uns zu scharpf!" meinte Sepp.

Gegen öffentliche Kritik und Tadel ist der Gebirgler auffallend empfindlich. Kommt wohl von der Dichter Lob her.

Aber auch manches leichthin verdiente Lob hat unser Sepp mit seiner Schlauheit eingeheimst. Als ständiger Begleiter des Justizministers von Bomhard, dem treuen Freund des Bergvolks, hatte Sepp nicht nur häufig Gelegenheit, diesen edlen Staatsmann über patriotische Themata sprechen zu hören, er erlaubte sich auch nicht selten, mittelst seines vorzüglichen Gedächtnisses ganze Sätze und Gedankenreihen davon zu merken und zu seinem Nutzen zu bewahren. So hatte denn Sepp eines Tages als Vorstand des Veteranvereins die ehrende Aufgabe zu erledigen, zum Andenken an die unverwelklichen Ruhmesthaten seiner bayrischen Kameraden vor einem großen Kreise von Genossen, denen sich tiroler Vereinsmitglieder mit ihren Fahnen angeschlossen, eine würdige Fest-, Lob- und Standrede halten zu müssen. Am Tag vorher theilte er Herrn Staatsrath diese seine Sorge mit, bis derselbe in lebhafter Erinnerung an die hohe Zeit der Wiedererstehung des deutschen Reiches auf seinem Spaziergang in die lobpreisende Begeisterung dieses herrlichsten Ereignisses der Geschichte sich versetzte. Sepp war glücklich, denn am nächsten Abend flossen ihm

*) Ludwig Steub, kleine Schriften.

die feinstilisirten Perioden des Meisters der Beredsamkeit nur so von den Lippen.

„Herr Gottle von Strambach!“ rief ein sächsischer Professor, der sich unter den Zuhörern befand, in vollster Verblüffung aus, „nu weeß ich wahrhaftig nich, soll ich meinem Demosthenes noch Nummer Eins lassen oder sie dem baierischen Holzknecht zutheilen. Weeß Gott! das muß man gehört haben, um es zu glauben!“ —

Gleichwol gelingt es dem aufmerksamen Lauscher an der Seele des Volkes immer noch einen oder den andern Autodidakten im Original auszukundschaften. Auf einem meiner jüngsten Besuche im benachbarten Dorfe Kössen wurde mir erst wieder die Freude an solchem Funde zutheil. Es war Abend.

Müde und matt schlich der alte Lehrer Schwaighofer in Kössen seinem altersbraunen morschen Schulhause zu. Die jährliche Andacht eines vierzigstündigen Gebetes vor dem Altar, am Schlusse verherrlicht durch eine unabsehbare Prozession um die Fluren der Ortschaft, war vorüber, die Glocken durften endlich verstummen und der gichtbrüchige Organist, welcher heute schon zum vierten Male die steilen Stufen zu seinem Orgelsitz auf und absteigen mußte, hatte sein mühsames Tagewerk, die hergebrachte Andacht mit Musik zu begleiten, aufseufzend vollbracht.

Ob es die Rücksicht verantworten läßt, den erschöpften Greis durch einen Besuch noch um seine ersehnte Abendruhe zu bringen? Haus und Person reizen zu einer Begrüßung. Versuchen wir's denn.

Mit welch lebendigem Feuer seines dunklen Augenpaares maß er uns, als er vernahm, daß wir den Wunsch hegten, sein Museum zu betrachten.

Erregt strich er sich die grauen Ringellocken hinter das Ohr und seinen über mangelnde Zahnreihen zugespitzten Mund einziehend antwortete er mit freudigem Schmunzeln: „Museum? Haha! Treten Sie nur gefälligst ein in meine wurmstichige Schachtel!“

Zur rechten Hand öffnet sich der düstere Bereich der niederen Schulstube, des einzigen Raumes für Unterricht. Um den ihrer Jugend von Gott verliehenen Verstand nicht über den Zaun hinaus ranken zu lassen, knausert die ängstliche Gemeindeverwaltung mit den Lehrmitteln gar fürsichtig. Was dann dennoch für den Anschauungsunterricht an Karten und Tafeln nöthig erscheint, ist sie gewohnt, von dem — Lehrer selbst angefertigt zu erhalten.

Links gewahren wir eine altväterliche Küche mit breitem Herd und schwerfälligem Kimichmantel darüber, wo die Schwester des bescheidenen Baccalaureus den unvermeidlichen Mehlschmarren, sein täglich gleichbleibendes Hauptgericht in der Pfanne über offenem Feuer schmort.

Eine steile Hühnerstiege hinauf und wir stehen in einer tiefen rußigen Bauernstube mit Kachelofen und Ofenbank. Das ist die Dienstwohnung des Präceptors. Sein Bett ist eine so einfache harte Lagerstatt, daß es leicht erklärlich, warum der Schulmeister schon vor Tagesanbruch sich erhebt, um in seiner Werkstatt, einer unbeschreiblichen Kammer, sogleich an die Arbeit zu gehen.

Schwaighofer ist nämlich nicht blos Holz-, Bein- und Metalldrechsler, er tritt uns dort auch als Steinmetz, Glasschleifer, Leder-, Erz- und Gypsgraveur, als Schreinermeister wie auch als Buchbinder entgegen, der seine physikalischen und optischen Instrumente nicht blos zu repariren, sondern selbst zu fertigen versteht.

Eine anständige Realschule könnte man leicht mit Lehrmitteln aller Art versehen mit der dort aufgespeichert unübersehbaren Menge der verschiedensten Modelle, Apparate und aufgeschichteten Sammelkästen.

Große und kleine Globen, Tellurien, Astrolabien, Retorten, Spektra, Mikroscope schoppen sich zwischen Hunderten von Gläsern, Büchsen, Kapseln und Phiolen mit dem denkbar verschiedensten Inhalt. Auf einer Camera obscura drängen sich ausgestopfte, ausgedörrte oder ausgeblasene Insekten und Amphibien aller Art von der unheimlich großen Meerspinne an bis zum kleinsten Flohzwerglein, farbenbunte Schmetterlinge auf Wespen- und Hornissennestern aufgesteckt und das Alles in wirrer und verwirrender Nachlässigkeit aufgestapelt wie in einer Alchymistenküche. Ein kostbares Arsenal zum Anschauungsunterricht für reifere Schüler, vom Lehrer selbst gefertigt und gesammelt ohne Mittel und Subvention vom Staat. Wie? Doch aber von der Gemeinde?

Als einmal Schwaighofers Freund und Gönner, Professor Behaghel von Zürich mit einem tiroler Altermen zusammen des Weges ging und diesen fragte, wie sie mit ihrem Lehrer zufrieden seien, vertraute ihm der Kindsvater: „Woaßt! der Schulmoasta is scho voltern

a Narr mit seinen übergschnappten Sachen. Plauscht glei den Buabn ei; daß sich die Erdn um d' Sunne draht und was wol das Irgscht (Aergste) dabei is — die Buabn glaabns eam!"

Des Lehrers Stillleben unter seinen bornirten Böotiern erklärt sich nur durch seine apostolische Bedürfnißlosigkeit und seinen einzigen Durst nach realer Erkenntniß und Wissenschaft, für welche der Arme jede kleinste Ersparung gewissenhaft verwendet. Im Verlauf der Jahre erwarb der Philosoph geistige Theilnahme und materielle Beihilfe von vielen Gelehrten und zum Beweis solcher Unterstützungen vermag er die originellsten Geschenke mit sichtbarem Behagen vorzuzeigen, wie z. B. eine kleine Dampfmaschine für den Hausgebrauch.

Wenn nun aber der alte Schulmeister nach zurückgelegten 54 Dienstjahren das Joch seines Berufes abspannen wollte, nicht einen Gulden Staatspension hätte der getreue Pfleger der Jugendbildung zu erwarten, denn infolge der trotzigen Opposition*) der klerikalen Landesvertreter gegen die Staatsregierung darf in Tirol kein auf Hebung des Lehrerstandes verfaßter Gesetzentwurf auf Sanktion rechnen. Dem Volk wurde gründlich das Verständniß entfremdet, welchen nationalen Kapitalwerth die Bildung der Jugend darstellt.

Allerdings sterben bei gleichmäßiger Schulung mehr und mehr die Originalmenschen aus, wie bei dem Lehrerstande aus Anlaß uniformer Seminarbildung. Wie würde darum eine Persönlichkeit wie diejenige Schwaighofers weiland unseren Freund Ludwig Steub entzückt

*) In diesem Jahr endlich aufgegeben.

haben. Als müßte ich an dem Stammtische seiner Freunde nachträglich noch eine Mittheilung von dem Werdegang und der Charakteristik des seltsamen Schulmeisters beibringen, erlaube ich mir noch folgende Erzälung, die er uns eines Abends im Gasthause zum Stadler noch zum Besten gegeben, hier anzufügen.

Vor Jahren verirrte sich einmal ein englischer Seekapitän in den Köffener Winkel, fand da gute Gelegenheit zum fischen, beschloß darum kurz dort jahrelang seinem Sport ausgiebig zu fröhnen. Seine Gattin ergab sich drein, nur der deutschen Gouvernante wurde diese Eremitage bald zuwider. Nach wenigen Wochen verließ sie die Kinder und das traurige Bauerndorf. Da schickte der eigensinnige Seeadler seinen Knaben in die Dorfschule, das Mädchen aber sollte bei dem Lehrer nur Privatunterricht erhalten. Der kleinen Miß aber behagte diese einsame Lektion keineswegs, setzte es darum auch bald durch, gleichfalls mit ihrem Bruder die Volksschule besuchen zu dürfen. Unter den barfüßigen Rangen strebte die zarte Maid eifrig danach, die Bubenhorde im Wissen zu überflügeln.

Der Mama wollte diese Erziehungsmethode nicht zu Sinn, sie machte den wortkargen Gatten auch aufmerksam, welch grausames Deutsch die Kinder da lernen, zumal der Lehrer selbst der hochdeutschen Sprache nicht mächtig mit seinen: „Honi, mogi, toni, thati“ den Kleinen die Aussprache nur verhunze. Allein der zähe Papa schnarrte dem entgegen, von der Nordsee bis zur Adria rede jeder Deutsche sein besonderes Idiom, also

sei es einerlei, welches die Kinder späterhin sprächen, das Schriftdeutsch müßten sie denn doch selbständig lernen. Dagegen stellte der Kapitän die Bedingung, jeder Religionsunterricht müsse wegfallen.

Da halfen die Kinder ihren Magister aus der Verlegenheit und lernten die katholische Glaubenslehre mit den Andern heimlicher Weise. Sonst könnten wir ja, meinte die wißbegierige Miß, gar nicht einmal Aufschluß geben, wenn die Buben über die sieben Todsünden und acht Seligkeiten nicht antworten können. Da steckte der schlaue Pädagoge den Kindern insgeheim das Gottbüchlein zu, drehte sich ja der ganze Unterricht nur um die Anfangsgründe der katholischen Lehre.

Nun ist die kleine Schülerin längst eine Dame geworden, Gattin eines reichen Fabrikherrn in Indien. Gleichwol vergißt sie ihren liebwerthen tiroler Schulmeister nicht.

Mit behaglichem Lächeln zeigte uns der Stolze ein feines Etui mit dem Portrait einer wunderschönen Frau. Ist erst aus Schanghai angelangt. Schauges! Solche Dankbarkeit freut mich weit mehr, als jede öffentliche Anerkennung!

XII.

Wirthschafter im Gebirg.

Warum es gerade an einem Samstag Nachmittag war, als Geschäftsleute und Alpenwirthe von der Stadt heimkehrten? Weil dort nur an den Samstagen „Schranne" abgehalten wird. Dieser Wochenmarkt dient zwar vorzugsweise als Vermittlungsstapel für Ackerfrüchte, Mehl und andern Bedarf der Bergbewohner, welchen der Körnerbau versagt ist: allein an den Samstagen wickelt man dort regelmäßig auch die Geschäfte bei Gericht und Amt ab. Nächstdem ersetzt der mündliche Verkehr diesen Leuten die Zeitung und bietet der Umgang mit den Landwirthen des Vorlandes die nöthige Fühlung mit der Außenwelt.

An den Bahnstationen trennt sich dann ein Theil der Oekonomen ab. Früher nahm die Leute aus dem Gebirg hier ein Postwagen auf. Heutzutage erwartet sie dort der Zug einer Sekundärbahn.

Eines Tages sahen wir hier den Hanselbauer von R. neben dem Häuslacher, genannt Sturm, als Passagiere in den Wagen einsteigen. Alsbald entwickelten die beiden Fahrgäste ein den Uebrigen kaum verständliches Geflüster über ihre heutigen Erlebnisse.

„Hanslbauer geh', woher kennst Du denn selbigen Sprecher, der z' Ueberseе ausg'stieg'n is?" fragt Sturm mit sichtbarer Neugierde.

„Den kennst net? 's is ja demnachst unser neu auf'zog'ner Nachbar auf der Penzmühl, drent in der Blüntau," so antwortet der Hanselbauer.

„So so! Was D'net sagst! Wohl derse', der mit'm alten Eglseer von der Neumühl in Kumpanie g'schaftelt?"

„Wol wol! Straus schreib'ns can."

„Kennst'n leicht scho nächeter, Hans?"

„Sel net. Doch hob i bereits mehrers Guts g'hört von eam."

„Mehrers Guts hast g'hört?" murmelt Sturm und zum Wagen hinaus setzt er hinzu: „Hm! Daß doch die auswärts G'wachs'nen allzeit für die B'sundernen gelten!"

„No, i sogs halt wie's d'Leut red'n" — bemerkt der Hanselbauer — „und seit der Straus und Eglseer sei' Sagwerl betreibt, wüßt' i a wohl koan, der 'n net lobt, woaßt, weil er a so a viel richtiger Spekelant is!"

„So so! Wird wohl der richtige Planer sei."

„Mußt es ja net glaab'n, Sturm!" versetzt der Hanselbauer. „Aber dös sog i Dir, der Vorsteher drent vom Westerbuchberg, der verehrt'n grod, woaßt z'wegn

seiner bitter rar'n Religion. Bal D' in der Neumühl eppat a mal zukehr'n mogst, fruh oder spat, hot er g'sogt, konnst'n Straus im Gebet a'treffa. Mit weit g'spreizte Armen bet't er vor sein'n Heiland sein Kruzifix — oba umaschaug'n, bevor er firti is, woaßt, dös gibts sei nöt!"

„So so! 's is a Kalfak!" stößt der Sturm aus der heiseren Kehle. Der Hanselbauer fährt aber in seiner Rede fort: „Und der Schauerwirth drent halt auf'n Straus gar extrigi Stuck. A nobliger Kund, sagt er, is der Straus."

„So so! Schaugts den Schmafu!" murmelt der Sturm. „Und das Tröpfei übernimmt jatzt die Penzmühl?"

„Wird wohl heunt beim Notar z'wega Verbrief'n g'wesen sei'."

„So so! Und Du mogst'n also a für an g'recht'n Wirthschafter halt'n?"

„Warum eppat net?" erwidert der Andre. „Lobt'n doch unser Vorsteher selber über'n Schell'nkini, und mogst leicht im ganz'n Gau net Aaan find'n, der eam net votraut."

„So so! Und i sag' D'r, Hans, wos i von an solch'n Schleicher denk: der Kerl is meinoab a Schelm? —"

„War net aus;" ruft der Hanselbauer und ist froh, daß der Omnibus anhält, wo er durch die Dazwischenkunft etlicher Gäste vor dem Wirthshaus Anlaß zu anderweitigem Gespräche fand.

Josef Häuslacher, genannt Sturm, verrieth durch

seine schlanke, hochgewachsene Gestalt den Gebirgsbewohner. Ein schwarzer Lockenfilz bedeckte sein breites Haupt tief in die Stirne herab. Schalkheit und Mißtrauen loderten aus seinen unruhigen Augen und um den etwas verzogenen Mundwinkel wechselte der Ausdruck von Satire mit energischer Unternehmungslust. Als hätte es ihm eine gewisse Vorsicht angerathen, sprach er stets mit gedämpfter Stimme, doch rollten seine Worte in raschem Flusse dahin, mehrfach aber als wollte die Rede sich überstürzen. Vor Zeiten hatte Häuslacher in das Bäckerhaus zum Sturm genannt eingeheiratet. Für beide Aufgaben, nämlich des Bäckerhandwerks wie der Almwirthschaft, kamen ihm Anstelligkeit und Ueberlegung zu statten. Um einen Einblick in das Herkommen lokaler Verhältnisse zu gewinnen, stöberte er zumeist an stillen Feiertagen in der Gemeindelade alte Briefschaften auf. Ebenso hatte er in dem alten Bäckerhause mancherlei Urkunden, Erwerbs- und Spaltbriefe gefunden, daraus er Größe und Umfang zugestandener Berechtigungen des Hausbesitzers an den fürstlichen Hochwaldungen entnehmen konnte. Und mit solchen Kenntnissen gewappnet durfte er es sogar wagen, dem oftmals gar plumpen Ansturm der Almwirthe gegen die das Staatseigenthum pflichtgemäß schützenden Forstbehörden sich zu widersetzen, oder doch wenigstens dem von seiner Gemeinde manchmal planlos versuchten Einrennen offener Thüren bei königlichen Aemtern Einhalt zu gebieten.

Und wahrlich, so oft sein Rath — ein geschmeidiges und mehr bittweises Entgegenkommen zu beobachten —

befolgt wurde, konnte er sich fast immer auf den Erfolg etwas zu Gute thun.

In den Sechzigerjahren sollte einmal der Vorstand des landwirthschaftlichen Vereines für die Vertretung der Interessen der Berggemeinde gewonnen werden. Zum gebührenden Empfang desselben stellte man ein Zimmer im Oberwirthshause bereit, d. h. man räumte es aus bis auf einen Tisch und einige Wandbänke. Sturm lächelte darüber. In Kurzem waren von ihm die Wände mit zierlich gefügten Arabesken aus Epheuranken bekleidet, darin sich der Name des Gefeierten als finniger Blätterschmuck abhob, das stimmte zu seiner Idee weit besser, denn Häuslacher, der schlaue Sturmbeck, trachtete aus derartigen Aufmerksamkeiten nachgerade wohl praktischen Nutzen zu ziehen. Warum, so überlegte er bei sich, warum sollte der Vereinsvorstand, dem die Nachbargemeinden bereits so manche Vortheile auf den Bergen verdankten, nicht auch gewonnen werden, wo man so nothwendig der ersten Voraussetzung rationeller Wirthschaftsentwicklung, der Gründung einer Genossenschaft, bedurfte. Und als es nach weitwendigen Verhandlungen mit den Forstbehörden wie mit einzelnen widerhaarigen Almwirthen jenem Vorstand gelungen, die mißtrauischen Interessenten zu einer auf gesunden Satzungen gegründeten Berufsgenossenschaft endlich zu vereinigen, da wußte der Sturmbeck alsbald auch die Anerkennung für diese ökonomische Wohlthat in seiner Weise auszudrücken. Im freudig erregten Ausblick auf künftig daraus erwachsende Vortheile machte er in der Gemeindeversammlung folgenden

Vorschlag. „Hört amal meine Meinigung! Für den greifbaren Fortschritt, den wir in unsern Almsachen g'macht, sind wir Männer unserm Vorstand großen Dank schuldig. Wie war's denn, wenn wir seinen Namen, natürlich weithin leserlich, in einen Stein auf der Alm einmeißeln ließen. Liegen ja solche Palfen g'nua am Weg!"

Etliche Mitglieder des Ausschusses fragten ziemlich begriffsstützig, was das als Ehrung bedeuten solle, zumal er ja nichts davon sehen würde. Da fuhr der Sturmbeck in begeistertem Anlauf seiner Rede fort:

„Wißt's Männer! Unwillkürlich fragt ein Wanderer auch nach der Bedeutung dieser Riesenschrift. No da möcht i den Sennbub'n kenna, der net erklärn kunnt, wos wir hob'n damit ausdrucken woll'n. Und der Fremde mirkt's bald, daß der Stoa aus purer Dankbarkeit für unsrigen Wohlthäter errichtet wor'n is!"

Allein mit seinen außergewöhnlichen Ideen kam Häusbacher auch an die Grenze seines Einflusses. Die Mehrheit der Gemeinde hegte damals offen oder heimlich gegen die Beamten Mißtrauen, wenn nicht gar Feindseligkeit. Wurde das Landvolk ja zu selbiger Zeit überhaupt von einer boshaften Presse unterstützt, vorab von dem damals allein herrschenden „Volksboten" beeinflußt.

Demungeachtet wurde vom landwirthschaftlichen Verein dafür gesorgt, daß die zur Molkereiunternehmung nothwendigen Mittel bereit gestellt und gegen Bürgschaft des Vereins erhoben werden konnten.

Sturm, von freudiger Hoffnung auf künftigen

Antheil an der voraussichtlichen Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse erfüllt, beeilte sich denn auch, von der dargebotenen Aufhilfe Gebrauch zu machen.

Unter Bürgschaftsleistung der Vereinsvorstände sah er sich denn auch bald mit einem Kapital von etlichen tausend Gulden belehnt und dadurch in den Stand gesetzt, auch die anderen Genossen nun zu That und Thätigkeit zu drängen und eine Art Führerrolle zu übernehmen.

Dieses sein vielleicht allzu lebhaftes Gebahren und vorschnelles Zugreifen erweckte indessen den Neid jener Vielen, denen der bisher von den Altvordern überkommene Schlendrian in der Almbewirthschaftung noch auf lange Zeit zu behagen schien. Und diese Mehrheit erfüllte im Stillen noch eine ganz besondere Scheu vor Häuslachers Persönlichkeit.

Durch Gott weiß welche den Bauernverstand verwirrende und darum immerhin gefährliche Lektüre, zu welcher damals die heimlich im Chiemgau gelesenen Werke eines David Strauß und noch mehr eines Renan zählten, war der Sturm-Beck nach und nach ein Freidenker geworden, und hatte sein hausbackenes Christenthum verloren.

Zu allererst mag es wohl der strengen Ehewirthin des Sturm aufgefallen sein, wie ihr Mann den täglichen Besuch der Frühmesse zu umgehen, allerhand Ausflüchte suchte und ebenso immer wieder andere Vorwände zu Tage förderte, wenn es sich um Theilnahme an Prozessionen und sonstigen öffentlichen Andachtsübungen

handelte. Mußte sie doch manche stechende Frage deshalb schon der einen oder anderen frommen Nachbarin beantworten und was ihr am Wehsten gethan, um ihren Hausruf zu vertheidigen, mußte sie nicht selten Unwahrheiten zu Hilfe nehmen.

Erst als der Beck die Frist der gemeinsamen Osterbeichte wiederum versäumte und dessen Frau von dem Kooperator ermahnt wurde, ihren Mann doch zu dem von der Kirche geforderten Gang zu zwingen, da hielt es die Hausmutter denn doch wirklich für Christenpflicht, ihren Gatten zu einer näheren Erklärung über seine Lässigkeit in Sachen der religiösen Observanz zu veranlassen.

„Häuslacher halt!“ rief sie ihn an, als er gerade eine Katasterabschrift hinter dem Spiegel vorholen und den Hut vom Kopfnagel abnehmen wollte. „Halt! ein Wort! Wo willst jetzt hin?“

„Geh! Ich hab' weg'n unsrer Durnbachalm mit'n Hanselbauer nothwendig zu red'n.“

„Pressirt weiter net!“ entgegnete die Frau.

„Wol! Wol! Weißt ja z'weg'n der Brunnleitung.“

„Bis zur Almauffahrt is noch lang hin,“ versetzte die Beckin und nimmt ihm den Kataster aus der Hand. Was weit g'nötiger sein wird, is wohl dös, daß Du z'erscht schaugst, Dich am heiligen Brunnen von Deiner Sünde sauber z'waschen. Häuslacher! Du gehst mir koan Schritt mehr anderscht hin, als zum Beichtstuhl nacha kannst meintweg'n weiter werkeln, Du ewige Unruh, Du!“

„Loß mi doch aus mit dem Beichtzwang. Hoft schon amol g'mirkt, daß er wos nutz g'wen is? Alle Jahr dasselbe Sündeng'schäft!"

„Häuslacher! Was is bös für a gottlose Red?"

„So! so! gottlos meinst?"

„Geh! Ihr Weiberleut seid leicht von Haus aus frumme Schafel und da hat enk der Schaferer leicht beim Bandl in seiner Pferch. Is mit der Erbsünd Euch ja grad a Gfall'n gscheh'n — und is doch nix damit!"

„Vata! i glab geglei, Du glabst net mehr an die Sündenschuld der Menschheit?"

„Laß mi aus, Weib, sog i! Heunt bin i a mal scho gar net zamagstimmt, von meine Sünd'n zu dischkurriren."

Er rafft nach seinem Hut und eilt zum Haus hinaus.

Sein nächster Gang geleitet den Becken nicht weit, Aerger im Leib macht seiner Seel heftigen Durst und beide kann er nur auf der Wirthsbank stillen. Dort im Hausgang oder Flötz des Oberwirthshauses saßen etliche Familienväter, denen der Nachklang der Osterfreude jene behagliche Zufriedenheit mit sich selbst aufgeprägt hat, die den folgsamen Christenkindern so leicht eignet und die sie so lang wie möglich zu bewahren bestrebt sind. Aus diesem Grunde erwiderten sie den gestotterten Gruß des Sturmbecken nur mit stummem Hutlüpfen. Krakehl paßte ihnen nicht in die feierliche Pause der Osterwoche.

wer aber Sturms unsteten Blick aus seinen roth unterlaufenen Augen kannte, mochte sich wohl einer unlieben Störung versehen. Einer der dortigen Gäste, Auberger, der biedere Müller, hütete sich ohnehin, mit dem Sturm nochmals in's Gespräch zu kommen, denn er grollte ihm noch von der vorigen Weidezeit her. Beim Melken war seinen Kühen statt Milch nur Blut abgeflossen und da suchte Auberger seine Hilfe bei einem Kapuziner von St. Martin. Sturm schimpfte damals den Müller vor seinem Ingesind einen Esel, weil er noch an solch' alberne Hexen und Schrazen in seinem Stalle glaube. Der Beck suchte sich aber für seine Stimmung heute einen anderen Zuhörer aus, den Erdbauer, seinen wohlhabenden aber auch geschäftsfaulen Nachbar.

„No Loder! d'Feiertag gut umabracht?"

„Wol, wol!" antwortete der Angeredete trocken.

„Moanst, daß er für Di wieder a Mal extra auferstanden is?"

„Wie moanst'd eppat?"

„No den Zimmermann von Nazareth."

„Geh' Sturm! Mi' stimmst net mit Deine lästerlich'n Flaus'n. I glaab, wos i glaab und für mi' und mei' Seel g'langts, verstand'n!"

„Natürli', wos denn!" erwiderte Sturm spöttisch und setzte noch einen Trumpf d'rauf: „Für an faul'n Pelz gibts nix kommoders als a sichers Kutscherplatzl für sei' Himmelfahrt!"

„Mit meina Himmelroaf' schlaunts weita no net!" entgegnete der Loder, ohne sich aus seinem phlegmatischen

Behagen bringen zu lassen. Aber es drängt ihn doch allmälig dem Sturmbeck noch Eines zu versetzen.

„Moanst net Sturm!“ fügte Loder bei, „es gibt Leut' denen schwerli' a Retourbillet ausg'stellt wird, bal's amal oba kutschir'n?“

„Moanst eppat in d' Höll? So, so!“ erwidert Häuslacher und mit aufsteigendem Hohn setzt er hinzu: „Solang d' Leutln so dumm san und an Teufel hust'n und trappen hör'n, solang müss'ns freili' a an sei' brinnende Wurschtkuchl glaabn.“

Ueber solche Reden empört, platzt endlich auch der biedere Auberger in das ihm zuwidre gottlose Gespräch hinein und ruft: „Is ja doch unser Herr und Heiland auch zur Höll' nieberg'fahrn, also muß wohl a Höll wirkli' a geb'n.“

„So so! Er aa!“ Den Sturm ärgert doch die Abweisung, die in dieser Einmischung liegt, mehr als gewöhnlich. Den Mundwinkel noch mehr als von Natur schon verziehend, schreit er nach der Kellnerin.

„Stasi, einschenk'n!“ Und zum Müller dann gewendet macht er seinem gepreßten Herzen vollends Luft.

„Hob' mirs denkt, daß aus'm Auberger der Kapuziner von St. Martin Laut gibt. Bal's d' amal inneramo! mit Deinem Pater wieda z'amma kimmst, frog'n do, wo der Herr wohl damaln unterweg einkehrt is. Is halt für selbige Kutt'n a Jamma, daß heutigstags jeder ABC-Schütz in der Schul schon lernt, wie d'Erdkug'l schon langst koa Tellereisen für Depp'n mehr is.“

Anastasia, die Kellnerin, setzt dem Stänker zwar ein volles Krüglein über den Tisch hin, aber das dabei übliche „G'segn's Gott" bleibt ihr unwillkürlich im Halse stecken. Fast fürchtet sich Stasi vor dem wildblickenden Bäcker. Dieser bemerkt die Scheu der Dienerin, und diese von einem Weibsbilde ihm angethane Abneigung kommt ihm heute doch ungelegen. Er versucht deswegen einzulenken und bei Stasi den harmlosen Unterhalter zu spielen. Die Kellnerin an der Rockfalten haschend, fragte er sie mit schelmischem Lächeln: „Gelt, Stasi! Euch ist der Teufel innermol gar koa so übels Mannsbilderl? He? Stasi, wos sogst 'n denn, bal er als Jagabursch am Kammafenster si' aufbirscht oder sein'n Mantel bonibreit't?"

„Jes' Maria!" schreit die Magd und bekreuzt sich. „Bei Euch klopft der Gottseibeiuns net wohl ans Fenster, wenn er Enk holt, da ziagt er sein'n Brat'n scho' glei' durch'n Stall aussi!"

Husch, war aber die Stasi scho' zum Hausthor draußen. 's war vorsichti', denn Häuslacher war gerade im Begriff, der Dirne seinen Bierkrug an den Kopf zu werfen.

„Grob oder dumm san's, die Viecher!" Diesen Ruf preßt ihm der Zorn heraus als allgemeine Herausforderung an die anwesenden Gäste.

Als ihm Niemand mehr Antwort gab, verließ er in rabiater Stimmung das Wirthshaus.

Nun erst getraute sich Stasi wieder an die Tische.

Dort bemerkte sie allenthalben den Unmuth über den Störenfried. Da konnte die geschäftige Hebe nicht umhin, die dem Bäcker feindliche Stimmung ihrerseits zu erhöhen. Sie schwätzte von Sturms greulichen Gotteslästerungen und immer wurde von ihr neuer Klatsch verlangt.

„Laßt's Enk vom Mühlberger Hans erzähl'n, wie der Sturm ihm gegenüber behauptet hat, der heili' Vater sei gar net unsers Herrgotts Stellvertreter, dös sei nur reine Erfindung von Bischöfen. Na! Und was er erst dem Herrn Landarzt ins Gesicht g'sagt hat! Die Auferstehung der Menschen nach dem Tod, hat er g'sagt, sei nur a Fabel für Kinder und wenn der Landarzt als Doktor behaupte, daß das Fleisch auferstehe, so mag er sich vom Vieharzt eines Besseren belehren lass'n, hat er g'sagt!"

„Schrecklich!"

Nach solchen Vorgängen war denn das Maß seiner Frevel bald gerüttelt voll. Seine heimlichen Feinde fanden aber gerade an des Bäckers Gotteslästerungen Mittel die Fülle, den Einfluß des Apostaten auf alle wirthschaftlichen Zeit- und Magenfragen der Gemeinde brach zu legen.

Griff doch selbst des frommen Pfarrmeßners Bruder, der vorsichtige Gemeindevorsteher, eine Aeußerung des Bäckers, die ihm als Zeugniß von der Unbußfertigkeit des Kirchenfeindes gelten mußte, persönlich auf, als Sturm einmal sich gehen ließ und sagte: „Und g'setzt, es war

wirkli so — und 's g'schach richti so, daß i in enker Höll eini kam, so wollt i doch nur dös, daß net hoaßet, der Sturmbeck war a Letfeig'n und ertrogets net a wie andre Leut!"

Aus solchen und ähnlichen Erwägungen ließ es sich der Vorsteher denn pflichtmäßig angelegen sein, alle und jede Entwürfe des in Ewigkeit verdammten Sünders, soweit sie Gemeindeangelegenheiten betrafen, rückgängig zu machen. Schon dadurch verdiente er sich den Dank aller längst schon geängsteten Weiber.

Genug: der Häuslacher in der Gemeinde war zum öffentlichen Aergerniß geworden.

Darum mußte denn auch der ganze Plan einer von Grund aus verbesserten Almwirthschaft damals in die Brüche gehen.

Als sich nach einiger Zeit infolge ihrer vereitelten Bestrebungen mehrere Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereinskomités in R. eingefunden hatten, um wenigstens nähere Erkundigungen über die eigentlichen Motive des Krachs einzuziehen, sah sich der Gemeindevorsteher denn doch auch veranlaßt, unter Vorbringen von allerlei Ausflüchten wegen des vereitelten Vorhabens — „no halt a z'wegen dem Monument auf der Alm" sich katzenbuckelnd entschuldigen zu sollen, war aber nicht wenig verblüfft, als der Vereinsvorstand ihn mit der heiteren Erwiderung abzufertigen verstand; „Vorsteher! zeigt mir nur gelegentlich den Stein, das Monument werde ich Euch dann schon selbst setzen!"

Nach und nach wurde Häuslacher von den Leuten

merklich gemieden. Da konnte ihm doch das Brandmal der allgemeinen Verwehmung nicht entgehen. Unter dem Druck bitterer Zurücksetzung verlor er zusehends seine früher gewohnte Strebsamkeit. Zorn und Groll über seine meist kurzsichtigen Widersacher raubten ihm sein bislang besonnenes Wesen, dessen er von nun an mehr als je selber bedurft hätte.

Leidenschaft und Wuth verleiteten ihn fortan zu unberechneten Handlungen. In solch aufgeregtem Zustande ließ er sich dann hinreißen vor Kurzem auf dem Pferdemarkt zu Kitzbichl ein Paar Rosse zu kaufen. Den Kaufschilling entnahm er zum Theil aus dem vom Kreditverein erhaltenen Darlehen. Was weiter mit dem fruchtlos gewordenen Kapital anfangen? dachte sich Sturm. In Kitzbichl traf er auch den neuen Penzmüller auf dem Markt. Straus hatte sich ebenfalls Handels halber dort eingefunden.

In der Posttaferne führte Beide die Zeit des Voressens zusammen.

„Grüß Gott! So, so! Der Straus seid's," begann Sturm dessen Gruß zu erwiedern, dabei sichtlich scheu daneben schauend. „I moan, Euch schon vo' früher her z'kenna!"

„Wohl g'seh'n, aber nicht gesproch'n!" meint Straus. „Um so mehr freut mich unser Zusammentreffen, lieber Häuslacher. Postmeister! He! eine Flasche Gumpoldskirchner! Die neuen Landsleute müssen doch vor Allem auf gemüthliche Nachbarschaft trinken."

„So, so! meint's dös als Penzmüller?“ Es brummte Sturm das in sein schecles Kinn hinein. Aber war's Neugierde, war's Schlaumeierei, er setzte sich zu Straus an den Faltertisch und ließ sich einen Schoppen zumuthen.

„Auf rare Freundschaft!“ äußert Häuslacher. „Postmeister, stoßt mit an als Zeuge!“ ruft er dann nicht ohne Beziehung.

„Na, ob mich Eure Freundschaft freut?“ beginnt Straus in wohlgesetzter Rede. „Hörte schon so oft von Euch reden, überall nur Lob! Allenthalben heißt man Euch den Hauptmann unter den Almwirthen. Wer doch Gelegenheit hätte, dachte ich oft bei mir, von so einem klugen Wirthschafter zu lernen!“ —

„So, so! Is schon gnuag! Glaabts es wohl selbm net, Euer Red,“ wirft der Beck dazwischen. Aber er stößt doch wiederum mit Straus an. Dieser aber nimmt gleichfalls wiederum das Wort und versichert seinem Ortsnachbar, wie er schon länger nach Gelegenheit trachte, ihm seine aufrichtig gehegte Zugeneigtheit zu versichern, denn er sei doch ein wahrer Glücksbaumeister für die Gemeinde!

„Den die Bauleute verworfen haben!“ läßt Sturm dazwischen verlauten, paßt aber auf Straus' Schmeichelworte merklich auf.

„Eure Ideen, lieber Häuslacher, lassen Gold regnen —“

„Werdn aber net amol als Kupfer anerkannt —“

„Und Eure wirthschaftlichen Vorschläge pflastern die Almstiege mit purem Silber —

„Wenn man's gelten lassen möcht'!" —

„Kurz gesagt, lieber Herr Sturm, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in meinem Geschäft einen Kompagnon von solcher Umsicht und Routine fände!"

„Der Schutzgeist der Molkerei soll leben hoch! hoch! Postmeister!"

„Ja wohl! Bin schon einverstanden!" ruft derselbe und die drei Gläser klingen hell zusammen.

„Wo bleibt die andere Flasche so lang?" stottert Sturm mit dem Ausdruck inniger Befriedigung. Lang entbehrtes Lob versagt nicht seine Wirkung. „Am End" — denkt Häusiacher bei sich — „am End hab ich den Fremden doch voreilig zu hart beurtheilt! Vielleicht wär' gerade der neue Penzmüller mein Mann, zumal in jetziger Lage."

Aber Straus läßt dem Bäcker keine Zeit mehr zum Ueberlegen. Er bemerkt zu scharf die Gunst des Augenblicks und mit Hilfe des Vorwärmens einer dritten oder vierten Flasche weiß er unter Variationen auf das Talent seines neuen Landsmanns bald eine unumstößliche Freundschaft mit Sturm zu kitten.

Dann begaben sich die nagelneuen Freunde wiederum auf den Roßmarkt. Auch Straus konnte die Gelegenheit, nun eine Pinzger-Stute bester Qualität und reinster Rasse zu erwerben, sich nicht entgehen lassen. Freund Sturm aber mußte als gewiegter Sachverständiger zuvor seine Zustimmung geben.

„Und Eure wirthschaftlichen Vorschläge pflastern die Almstiege mit purem Silber —

„Wenn man's gelten lassen möcht'!" —

„Kurz gesagt, lieber Herr Sturm, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in meinem Geschäft einen Kompagnon von solcher Umsicht und Routine fände!"

„Der Schutzgeist der Molkerei soll leben hoch! hoch! Postmeister!"

„Ja wohl! Bin schon einverstanden!" ruft derselbe und die drei Gläser klingen hell zusammen.

„Wo bleibt die andere Flasche so lang?" stottert Sturm mit dem Ausdruck inniger Befriedigung. Lang entbehrtes Lob versagt nicht seine Wirkung. „Am End" — denkt Häuslacher bei sich — „am End hab ich den Fremden [illegible]voreilig zu hart beurtheilt! Vielleicht wär' gerade [illegible] Penzmüller mein Mann, zumal in

[illegible] Bäcker keine Zeit mehr
[illegible]u scharf die Gunst des
[illegible]rwärmens einer dritten
[illegible]r Variationen auf das
[illegible] bald eine unumstößliche

[illegible]euen Freunde wieder-
[illegible]raus konnte die Ge-
[illegible] bester Qualität und
[illegible]cht entgeben lassen.
[illegible]iegter Sachverständ-

Welche Ehre! Wie das den daheim verworfenen Sturm kitzelt.

Und in Betracht der noch angewärmten Freundschaft verstand es sich doch wahrlich von selbst, daß man sich als Landsmann gegenseitige Aushilfe schuldig sei und so bedurfte es wohl keiner besonderen Hebel mehr, daß Sturm dem noch im Bauchgurt tragenden Rest seines Darlehens dem Herrn Straus als Anzahlung zum Roßkaufschilling geliehen — nur geliehen hat. — —

Alsdann aber trank Sturm lange keinen Gumpoldskirchner mehr. War sei eigner Kauf schon für ihn verhängnißvoll geworden, da fehlte nur noch, daß Straus — „Ahha! Dortmals konnte ich nicht anders. Und mein Unglück konnte Niemand voraussehen!“ meditirte Sturm, wenn er sich vor seinem eigenem Forum zu rechtfertigen versuchte. Sein Unglück zog aber *nicht* einspännig bei ihm ein.

Das eine Pferd war ihm nämlich schon auf dem Heimritt vom Markte am Hitzschlag gefallen und an dem anderen entdeckte er allerdings einige Mandatfehler, aber leider — zu spät.

Wenn auch nach Jahr und Tag, aber es kam denn doch auch der Termin herangerückt, an welchem die vom landwirthschaftlichen Kreditverein entnommene Anleihe zurückzuerstatten war, für Sturm ein Tag dumpfer Verzweiflung. Irgendwo Geld aufzubringen, war ihm nicht gelungen.

Das landwirthschaftliche Vereinskomité war allerdings

auf solchen Verlauf der Dinge nicht vorbereitet. Je nun! Es war nun einmal Bürge, ein Aufschub nach Wechselrecht nicht möglich, wohl oder übel mußte es sich also entschließen, für Sturms Schuld einzustehen und dieselbe, weil uneinbringlich, solidarisch zu übernehmen und ohne Weiteres zu tilgen.

Unter so bewandten Umständen mußte manch' anderer Wirthschaftsplan der Gemeinde wegen verweigerten Kredits unausgeführt bleiben. Daß man den Sturmbeck als den bereits bekannten Veranlasser dieser Schädigung doppelt haßte, läßt sich denken. Völlig unerwartet erschien indessen Häuslachers Ehefrau bei dem Vereinsvorstand in der Stadt, der für ihren Ehemann als Bürge haftete, und überraschte diesen mit der baaren Rückerstattung der Anleihe.

Nicht ohne einen gewissen Anflug von Stolz erklärte sie dabei, daß eigentlich und katastermäßig sie die Alleinbesitzerin des Sturmanwesens sei und auf ihrem Hause nimmermehr der Fluch ungerechten Gutes lasten soll.

Sie habe es ohnehin als einen seltenen Beweis von wohlthuender Bereitwilligkeit angesehen, als die Herren in Zuversicht auf das Gedeihen des Molkereigeschäfts das Geld vermittelt haben.

„Ob i mi scheid'n laß," fügte sie dann in sichtlicher Erregung hinzu, „oder ob i 'n Häuslacher von Haus und Hof jag', darüber bin i mir heunt no net b'sunnen gnueg! Meintweg'n soll er wieder Almputzer

wer'n, wie ehvor! Vielleicht lernt die Noth eam wieder glaab'n an a ewiges Strafgericht im Jenseits!"

Daß Häuslachers häusliches Glück in Scherben gegangen, hätte wohl keines schlagenderen Beweises bedurft, als die eiskalte Aeußerung seines allerdings mit Recht entrüsteten Weibes. — —

So fraß an Häuslachers Herzen Gram, Schmach und Schmerz sich immer tiefer ein. Wer wollte auch dem unberechenbaren Wirrkopf als Freund noch zur Seite stehen, um seinen früheren kecken Lebensmuth wieder zu wecken. Durch die zunehmende Vereinsamung verfiel er vielmehr an der Hand aufregender, aber unverdaulicher Zeitschriften in eine bittere Verbissenheit gegen alle Außenwelt, welche er durch höchst vermessene Lästerungen von sich abstieß. Sollen sich ja manche gottesfürchtige Nachbarn vor ihm bekreuzt haben, wie vor dem bösen Feind in selbsteigener Person, wenn er höhnisch ausschrie: „Lachn müßt i, grad lachen, bald wir aa die rechte Religion net hätt'n!" —

Auf der Penzmühle in der Blüntau ging derweilen das Geschäft in Holz und allerlei andern Handelsartikeln seinen flotten Gang. Alles „rigelte sich dort" und Jedermann hatte vollauf zu thun. Am rührigsten aber erschien Straus selbst. Trotz lustigen Fuhrwerks konnte er gar nicht schnell genug landaus- und landeinkutschieren, so rapid wuchs die Arbeit — aber auch der Saatkamp der Schulden. Der schwarzen Lofer im Lenz nach der Schneeschmelze vergleichbar, traten die Passiva bald über alle Ufer hinaus. Der Herr Straus hatte in schlauer

Voraussicht einen großen Theil seines Geschäftsbetriebes nach Tirol hinein verlegt. Dort zu St. Johann und weit über Kitzbichl hinaus galt er immer noch wegen seines religiösen Wandels für einen „grechten“ und verlässigen Ehrenmann. Verrichtet er doch an jedem Morgen dort fleißig in der Kirche sein Gebet und wohnte mit ausgespannten Armen oder auf den Knieen liegend dem Gottesdienst an. Und nach und hinter der Kirche munkelten fromme Seelen von seinem Gottessegen und wie selber das Vieh seine Oelkuchen lieber fresse als andere Leckerbissen.

Nur in dem Postmeister von St. Johann, einem alten Geschäftsfreund des Häuslacher, wucherte gegen das Thun und Treiben des Straus ein Mißtrauen empor, dessen Ranken sich immer weiter verbreiteten. Man traute der Tiroler Zeitung kaum, als eines Tages eine bedeutende Handelsfirma in Kitzbichl sich angeschickt, den Herrn Straus auf der Penzmühl gerichtlich zu belangen. Regten sich doch auch Stimmen, welche jenes Kaufmannshaus beschuldigten, es wolle nur einem gefährlichen Konkurrenten ein Bein stellen oder ihn bald ganz aus dem Weg räumen — an einem so gottesfürchtigen Mann eine wahre sündhafte Vergreifung. Wahrscheinlich vom Postmeister rechtzeitig benachrichtigt, eilte Häuslacher auf den nächsten Markt nach St. Johann hinein und setzte Alles daran, sein dem Straus verabfolgtes Darlehen wieder zu erlangen. Allein der geriebene Schwindler wußte mit persönlichen Lobeserhebungen Ausflüchte so meisterlich zu verknüpfen, daß es ihm wiederum gelang,

den drängenden Nachbar noch auf kurze Zeit zu vertrösten; bedurfte es ja bei Häuslacher nur eines Rausches, um nicht nur irre zu reden, sondern geschäftlich lahm zu werden. Glücklicherweise fügte es sich für Letzteren, daß im Verlauf des Marktes Straus ein gekoppelt Paar Prachtochsen zu Kauf brachte, wegen lauernder Gerichtsvollzieher aber sich nicht getraute, die Thiere selbst über die bayerische Grenze zu bringen. So bat er denn in seiner Verlegenheit den Sturmbeck, ihm das Paar mit heim zu treiben. Daß der Sturm, schlau wie Odysseus, dieses werthvolle Gespann statt auf die Penzmühle in seinen eigenen Stall heimgetrieben und sich auf diese kluge Weise für sein Guthaben vorab damit bezahlt machte, war wohl seine letzte lichte Handlung.

Es war aber auch hohe Zeit, an diesem lebendigen Pfand seinen Regreß zu sichern, denn es stellte sich heraus, daß der geschäftsfindige Penzmüller jede fromme Stiftung in Bayern wie in Tirol von St. Adam bis St. Zeno angepumpt hatte und die Zahlungseinstellung durch ein freches Lügengewebe bei den vertrauensseligen Leihgebern schon allzulang hinzuhalten verstand. Es vergingen nur etliche schwüle und bange Tage, dann brach aber in R. und Umgebung ein allgemeiner Wehschrei aus.

Alle Gläubigen und Gläubiger hatten bei Straus empfindliche Verluste zu beklagen — nur Einer lachte diesmal sich ins Fäustchen. Der Vogel Straus war mit Hinterlassung ganz enormer Schuldeneier geflüchtet

und verduftet. Es war eine ſchlimme Zeit über Berg und Thal hereingebrochen. —

Monate nach dieſer Unglücksperiode wurde die Gegend von R. von einem vernichtenden Wolkenbruch heimgeſucht.

Die gigantiſche Gottesgewalt eines Berggewitters warf ihre ſchwer dröhnenden Hagelgeſchoſſe über die Thalgehänge der Schwarzloſerau darnieder. Wald um Wald, Holz um Holz krachte und barſt zu einem chaotiſchen Wirrſal zuſammen. Selbſt die Rieſengeflechte zäheſten Wurzelwerkes ſchälte der raſende Wirbelſturm mit einer Wuth aus dem Steinboden heraus, daß die Raſenmütter der Forſte zu Fetzen zerzauſt über die Skelette kahlgefegter Bergmaſſive herab hingen!

Alle aus tauſend Steinklüften hervorſauſenden Waſſerfälle wurden von der unerbittlich tobenden Windsbraut zergiſchtet und in den Lüften zu Schaum zerſtäubt.

Schrecken kündendes Rollen unaufhörlichen Donners und das blecherne Knattern fliegender Eisſcherben wurde von dem entſetzlichen Lärm fallender Steinwürfe überbrauſt. Kein lebendiges Weſen vermochte dem kalten Tod mehr zu entrinnen.

Endlich legten ſich die berſerkerhaft wüthenden Stürme, der Orkan hatte ausgetobt, die Fluthen der Wildbäche hatten ſich in unzähligen Runſen wieder verlaufen, da wagte ſich der muthige Rottenmeiſter Leiſtner Sepp in Gemeinſchaft mit den kräftigen Mannen ſeiner Riege in die gräulich ineinander geknickten und geſpießten, thurmhoch aufgeſchichteten Baumhaufen hinan, um mit

scharfem Werkzeug nur erst die eine oder andere Gasse anzubahnen.

Wochenlang arbeiteten die wackeren Holzer mit Säge, Axt und Winden in den Schneewächten und Hagelgruben, um den schauerlichen Windbruch nach und nach aufzugantern.

Derweil rannen die Sturzbächlein längst wieder harmlos über ihre Steinstaffeln herab, zarten Schleierelfen gleichend. Bald gurgelnd, bald schmeichelnd, wie die stumme Forelle umkoseten klare Tümpelwellen einen menschlichen Leichnam in dem öden Versteck eines Bergtobels. Sepp erkannte zuerst den lang vermißten, dem Unglück erlegenen Josef Häuslacher, genannt Sturmbeck.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

FEB 3 1923

AUG 8 1945

20m-1,'22

YB 25